This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

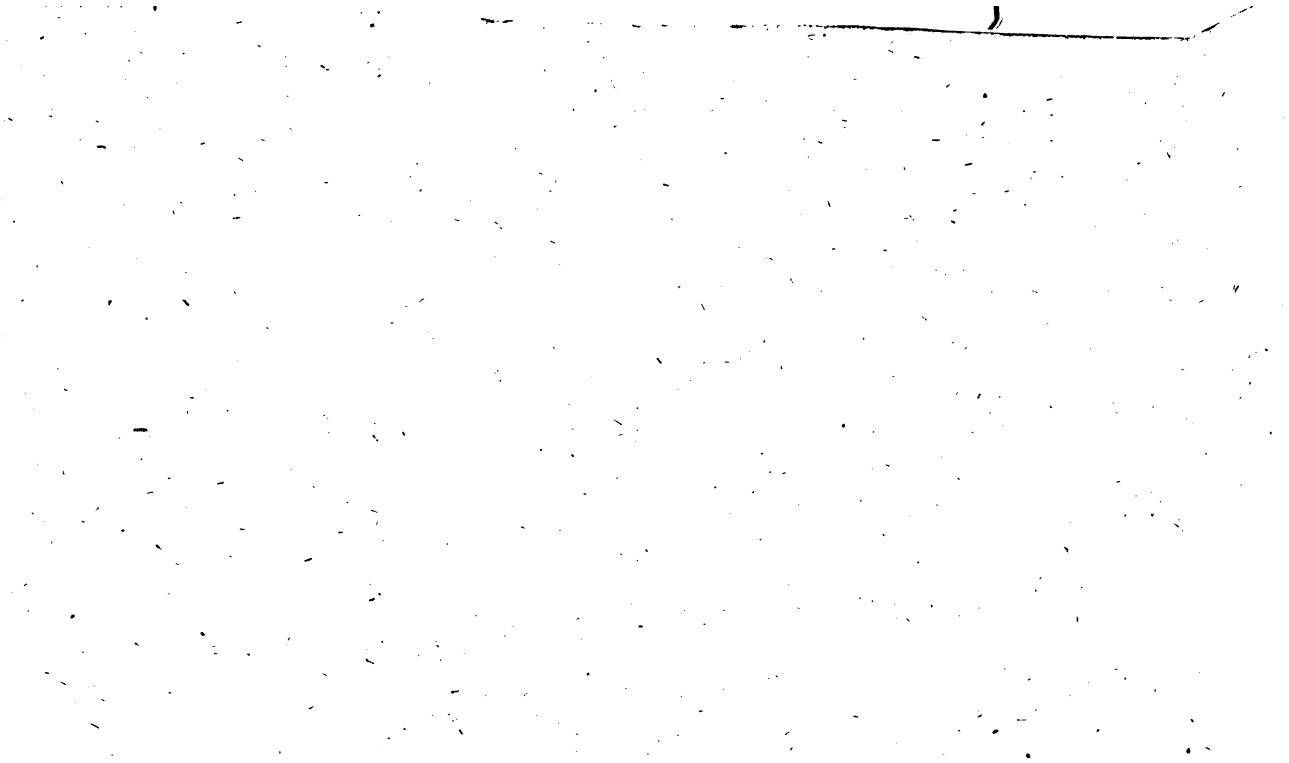
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07574860 2

Bibliothek
von
Reichert № .....



Romeo,

oder

Erziehung und Gemeingeist.

Aus den Papieren eines nach Amerika ausgewanderten Lehrers

herausgegeben

von

Dr. Karl Hoffmeister.

Drittes Bändchen.

Essen,
bei G. D. Bädeker.
1834.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
591355B
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
B 1951 L

Fünftes Buch.

Den 30. Mai.

Ueberall bringe ich meinen pſychologiſchen Unterricht in Verbindung mit den alten Claſſikern. Dadurch mache ich meinen Schülern die Sache ſelbſt anſchaulicher, und führe ſie in die Denkweiſe der Alten ein. So ließ ich mir es auch angelegen ſein, nachzuweiſen, wie die mitgetheilte Lehre über das Gefühl ſich in Platon darſtelle. Dieſer Denker kennt es unter einem Ausdrucke, den man gewöhnlich „Meinung“ (δοξα) überſetzt, und ſeine Lehre hat mit dem, was ich aus meinen Schülern herausfragte, eine merkwürdige Aehnlichkeit. Im Theätetes wird dieſe „Meinung“ von den Sinnesanſchauungen unterſchieden und „ein ſtillſchweigendes Bejahen und Verneinen des Erkennens“ genannt, ſie iſt alſo ein Urtheil. Sie wird allenthalben dem wiſſenſchaftlichen, begriffsmäßigen Erkennen beſtimmt entgegengeſetzt. Im Menon ſagt Socrates: daß dieſe beiden Begriffe, „die richtige Meinung“ und die Wiſſenſchaft, einander entgegengeſetzt ſeien, gehöre zu dem Wenigen, wovon er ſagen könne, daß er es wiſſe:

durch diese beiden werde der Mensch in Wort und That gleich richtig geleitet, die richtigen Gefühle (δοξαι) aber seien wandelbar und liefen, ungebunden, bald davon, wie die Bildsäulen des Dädalos, sie würden aber durch wissenschaftliche Begründung gebunden und bleibend gemacht. Durch dieses richtige Gefühl ließen sich Staatsmänner in ihrem Handeln bestimmen, denn diese erkenneten ja das Wahre nicht wissenschaftlich, das sie im Handeln befolgten. Diese wissenschaftliche Begründung aber verlangt Platon durchaus. So sagt er im Politikos: „Das wirklich richtige Gefühl, welches sich auf das Gute und Schöne erstreckt, ist etwas Göttliches in einem dämonischen Geschlechte, wenn es zugleich wissenschaftlich begründet ist.“ Das heißt: ein feines sittliches und religiös-ästhetisches Gefühl bei wissenschaftlicher Klarheit ist der Gipfel aller Menschenbildung!

Dieses Gefühl bleibt aber auch bei Platon nicht Erkenntnißsache; es gesellt sich die Wärme des Herzens zu ihm. Und hier adelt der herrliche Denker gewöhnliche und gemeine Wörter seiner Sprache, den „Unverstand und Wahnsinn oder die Thorheit“ (die Aphrosyne und Mania), indem er ihnen, dem Apostel ähnlich, eine höhere Bedeutung unterlegt und Würde zuschreibt. Es giebt nach ihm eine höhere Begeisterung (denn so würden wir jene Ausdrücke zu fassen haben), die nicht durch Verstand, Besonnenheit und Wissenschaft erworben wird, sondern dem Menschen durch ein „göttliches Loos“ zufällt. In dieser Begeisterung verkündet uns das richtige Gefühl die Wahrheit: es ist, wie es im ersten Alkibiades heißt, ein Orakel (eine Manteia). Die dieses begeisterten Gefühls

theilhaftig sind, nennt die gemeine Ansicht Unsinnige, Thoren, Unbesonnene — der That nach aber sind es „göttliche" Männer. Und alle diese Begeisterten, diese Gottergriffenen, werden im Phädros in vier große Chöre gesondert, in Diener des Apollon, des Dionysos, der Musen und des Eros, und der Aphrodite.

Solche Bemerkungen und noch andere belegte ich mit den gehörigen Stellen aus den platonischen Dialogen. Ich meinte meine Jünglinge dadurch zugleich in den Gedankengang und in die Sprache des Platon tiefer einzuführen. Ich glaube es ihnen klar gemacht zu haben, daß Platon hier nicht von etwas Veraltetem rede, sondern von etwas, was in jedem Menschengeiste ewig lebt. Ich suchte den göttlichen Denker in ihr eigenes Herz zu verpflanzen, seine Aussprüche in ihre eigenen lebendigen Ueberzeugungen zu verflechten. Ich meine, es sei mir gelungen! Damit aber war ich noch nicht zufrieden. Ich gab ihnen das herrliche Gespräch Jon zur Privatlectüre, und die Einleitung dazu aus unsern Unterhaltungen über das Gefühl. Im Phädros, wies ich meinen Schülern nach, wird im Allgemeinen auseinandergesetzt, daß der Künstler zur Hervorbringung von Kunstwerken begeistert sein müsse. In diesem Gespräche Jon wird derselbe Gedanke bestimmter in Bezug auf die Dichtkunst ausgesprochen: aber der Grundgedanke des ganzen Gespräches ist ein anderer. Sokrates beweist dem Rhapsoden Jon zuerst, daß er keine Kunstkenntniß über Homer besitze, weil er in diesem Falle eben so gut über andere Dichter zu urtheilen verstehen müßte, und weil er nicht einmal den einzelnen Gegenstand seiner Kunst und Wissenschaft

gehörig angeben könne. Dabei spricht er ihm aber nicht ab, daß er manches Gute über den Dichter zu sagen und zu urtheilen vermöge, was aber nicht vom Verstand und Begriff, sondern von der Begeisterung ausgehe, welche in Gott ihre Quelle habe und sich von daher über Rhapsoden, Chorsänger und alle Zuhörer ausgieße. Es giebt also, sagt Sokrates, eine wissenschaftliche Beurtheilung eines Kunstwerkes und eine begeisterte Auffassung durch das Gefühl. Diese Begeisterung ist durch das Bild der Magnetnadel auf eine herrliche Weise anschaulich gemacht. Der Genuß und die Auffassung der Kunst ist eine doppelte: eine des begeisterten Liebhabers, und die andere des denkenden Kenners. Dieses ist die philosophische Basis des ganzen Gespräches. Unser früherer Unterschied zwischen unmittelbarem, lebendigem Gefühle und begriffsmäßigem, schließendem Verstande wird hier in einem besondern Falle durchgeführt. Bei genauerer Beobachtung einzelner Stellen und Vergleichung dieses Dialogs mit dem Phädros scheint für hervorbringende Dichter das Gefühl über den Verstand, für den beurtheilenden Zuhörer und Beschauer der Verstand über das Gefühl erhoben zu sein.

Eine solche Einleitung gab ich meinen Schülern für den Jon. Sie lasen ihn mit doppeltem Genuß, und ich glaube auch, mit doppeltem Gewinn.

Auf ähnliche Weise könnte ich wohl aus meinem philosophischen Unterricht einen einleitenden Commentar für die meisten platonischen Dialogen geben. Ich habe es auch schon für einige andere gethan.

Den 2. Juni.

Mehr und mehr verdrängt mir Aristoteles den Platon. Wer Platon den „Ersten unter den Philosophen“ nannte, war sicher der zweite nicht.

Aristoteles ist einer der größten, erstaunenswürdigsten Köpfe, die je gelebt haben. Er umfaßt alles Wissen seiner Zeit und Vorzeit und bildete beinahe jeden Zweig desselben selbstständig weiter aus. Er ist der Vater der Logik, der Metaphysik, der Geschichte der Philosophie und der Ethik. Er trennte zuerst die Philosophie von der Dichtkunst. Er ist der Repräsentant der antiken Welt!

Gewaltiger auf die Entwickelung der Menschheit eingewirkt, als er, hat selten ein Sterblicher. Sein Schüler eroberte einen Erdtheil, und sein Genius beherrschte ein Jahrtausend, sich gleichmäßig über christliche und muhamedanische Völker verbreitend, den Norden mit dem Süden, feindliche Elemente friedlich verbindend. Wir sind endlich nach so vielen Jahrhunderten so weit vorgerückt, des Aristoteles Naturevangelium gehörig verstehen zu können. Jede sichere Weiterbildung der menschlichtn Wissenschaft wird sich an ihn anschließen, wird den von ihm eingeschlagenen Weg zu verfolgen haben. Unserer entkräfteten, von der Natur abgeirrten, in mystischen Träumen verlornen Zeit wäre es besonders heilsam, sich mit Aristoteles möglichst zu befreunden.

Und ich? sollte ich es von ihm denn nicht endlich lernen, die Bücher etwas zur Seite zu schieben, und die Wahrheit unmittelbar aus der ersten, reinsten Quelle — aus der Natur zu schöpfen? Sollte ich nicht auch, wie er,

die Sprache, den menſchlichen Geiſt, die Sitten, das Denken, und vor allem die Mineralien, die Pflanzen, die Thiere, die Erde und den Himmel aus der Natur ſtudiren, ſo daß mir alle Bücher nicht mehr die Hauptſache wären, ſondern nur Hülfsmittel würden? O der Zeit, wo ich draußen in der Natur und mit der Natur lebend, betrachtete, unterſuchte und beobachtete, und in einem edeln Vereine mit Gleichgeſinnten, den Menſchen an mir und andern erforſchte! und dann dazu die Bücher! — Es wäre das Paradies auf Erden!

So träume ich über meinen Ariſtoteles hin — und ſtudire weiter. Es iſt das: **Beatus ille, qui procul negotiis**, des Wucherers bei Horaz.

Den 5. Juni.

Mein Studium des Ariſtoteles läßt mich eine innige Verwandtſchaft dieſes Philoſophen mit unſerm Göthe finden. Bei beiden dieſelbe objective, ausgeführte Darſtellung; bei beiden dieſelbe umſichtige, beſonnene, vielſeitige Beobachtung eines Dinges, die der Dichter bildlich, der Philoſoph erörternd ausſpricht. Ferner ſind beide eigentlich Erfahrungsmenſchen: ihre Weltanſicht erhebt ſich nicht viel über das, was ſie geſehen, gehört und gelebt haben. Davon geht die Abſtraktion des einen, wie die Dichtung des andern aus. Beide bearbeiten, der eine dichtend, der andere denkend, Thatſachen. Die Welt des idealen Glaubens iſt beiden verſchloſſen: zur Idee und ihrer Begeiſte-

rung hat ſich mit völliger Freiheit des Geiſtes keiner erhoben. Daher iſt die Darſtellung beider ſo wahr und durchſichtig, daß ſie gleichſam mit der Natur zuſammenfällt; daher ſind beide immer ruhig, oft theilnahmlos und kalt. Es ſind Propheten der Natur, jeder in ſeiner Gattung. Wenn Ariſtoteles gedichtet hätte, würde er, von dem beſondern Einfluſſe der Weltlage abgeſehen, gedichtet haben, wie Göthe; und wenn Göthe philoſophirt, philoſophirt er ungefähr wie Ariſtoteles. Man vergleiche die Erörterungen in der Nikomachiſchen Ethik mit Göthe's Reflexionen über das Sittliche und die menſchliche Natur. Und iſt nicht Ariſtoteles als Philoſoph eben ſo vielſeitig oder vielmehr allſeitig, denn Göthe als Dichter?

Schiller iſt Platon verwandter: beide ſind Idealmenſchen. Beide gehen von einem Syſtem aus.

Das höchſte Ziel der Dichtkunſt wäre die Vereinigung der lebendigen Darſtellung Göthe's mit den rein ergriffenen Ideen, wie ſie unſerm Schiller anklangen; und das Höchſte in der Philoſophie beſteht wohl in der wiſſenſchaftlichen Verſchmelzung der Naturphiloſophie des Ariſtoteles mit der Ideenlehre des Platon.

Ariſtoteles bekämpfte die Ideen des Platon, und Göthe konnte an den Dramen Schiller's keinen Gefallen finden. Beider Abneigung hat einen gemeinſchaftlichen Grund: die eigenthümliche Anſicht beider Männer, die ſich an die Natur und deren Auffaſſung hält und für das andere keinen Sinn hat.

Hätten Göthe und Ariſtoteles zu einer Zeit und an einem Orte gelebt, ſie hätten ſich ſicher eng aneinander geſchloſſen. Aber Chriſtus würde eher Platon und Schil-

ler, als Aristoteles und Göthe zu seinen Aposteln gewählt haben.

Schiller und Platon gehören mehr der Jugend, Göthe und Aristoteles sagen nur dem gereiften Alter und gebildeten Urtheile zu.

Den 9. Juni.

Ich wollte für die mir an meinem Geburtstage erzeigte Ehre meinen Schülern eine Freude machen. Ich ging mit ihnen auf die einige Stunden von hier gelegene Ruine, welche an dem Bergfluß sich hocherhebt, und eine herrliche Aussicht in das Thal hinab und über die gebirgige Landschaft gewährt. Sabel erklärte sich sogleich, er wolle diese Parthie mitmachen. Er hatte auch auf der Stelle einen weitläufigen Plan ausgedacht, wie der Tag schön und genußreich zugebracht werden könnte: ich ließ ihn zum voraus die Veranstaltungen treffen. Auch der freundliche Horster schloß sich an.

Es war ein herrlicher Gang das Thal hinauf, längs des klaren Flusses hin, an einem schönen Morgen, in dieser schönsten Jahreszeit, unter unbefangenen, fröhlichen Jünglingen. Das Herz ging einem auf, man vergaß das einförmige Tagesgeschäft, und täuschte sich gerne mit Jugend und Unerfahrenheit.

Als wir angekommen waren und die weitläufige Ruine durchsucht, durchklettert und von allen Orten in Augenschein genommen, uns auch an der großartigen Aussicht

ergötzt hatten, führte ich meine Schüler auf einen hinter dem Berge gelegenen großen Haideplatz zu gymnastischen Spielen. Ich konnte ihnen noch einige Anleitung geben im Laufen, im Rennen, im Springen, im Gerwerfen. Zuletzt ließ ich je zwei mit einander ringen: wer wollte, konnte den andern herausfordern, dem Geforderten aber war es keine Schande, sich zu verweigern, wenn er nur nachher sich auch einen auswählte. Wir andern standen als Zuschauer in einem großen Kreise herum.

Unterdessen hatte Sabel in dem Wirthshause, welches hier der vielen Fremden wegen, die diese Ruine besuchen, eigens erbaut ist, alles schon zum voraus bestellten Mittagsmahl zurecht machen lassen. Der Gasthof liegt am Ende des Platzes, wo wir uns eben herumgetummelt hatten, da wo diese hohe Ebene sich allmählig zu einem Seitenthale abdacht. Von hier an liegen einzelne zerstreute Bauernhäuser, welche aus dem frischen Grün von Bäumen und Gesträuchen lieblich hervorblicken, und wir sahen ganz in der Ferne einen kleinen, von der Sonne erhellten Theil des Flusses, den wir heute frühe entlang gekommen waren, zwischen den dichtbelaubten Bergen von beiden Seiten hindurch. Vor dem Wirthshause gegen die Haide zu stehen hohe Eichbäume. Unter diesen dampften uns Ermüdeten die Schüsseln entgegen. Körperliche Anstrengung erhöht uns auch den sinnlichen Genuß. Wie unlustig und verdrießlich setze ich mich gewöhnlich zu einem viel bessern Mahle nieder, wenn ich den ganzen Vormittag gesessen oder nur eben zuvor einen pflichtmäßigen Spaziergang gemacht habe! Ein Schüler hatte den Einfall, einen Eichenzweig auf seine Mütze zu stecken, und

im Augenblicke waren alle Mützen belaubt. Ich erfreute mich des Spieles und that ein Gleiches — ich gedachte vergangener Zeiten.

Es war festgesetzt worden, daß, wo möglich, Jeder irgend einen geistigen Beitrag zur Verschönerung dieses Tages geben sollte. Als wir uns nach dem Essen auf dem Grünen unter überhangenden Bäumen gelagert hatten, trat zuerst Horster auf, und las die Geschichte der Ruine vor, welche Geschlechter sie in verschiedenen Zeiten inne gehabt, welche tapfere Männer hier gelebt, und welche Sagen sich noch bis jetzt im Munde des Volkes erhalten hätten. Er hatte sich dieses alles fleißig und fein zusammengeschrieben und wurde mit Aufmerksamkeit angehört. Dann traten Jünglinge zusammen und erfreuten uns unter der Leitung von Sabel, der auf unserer Anstalt auch im Singen unterrichtet, durch ein- und mehrstimmige Gesänge. Andere deklamirten Gedichte oder trugen selbstverfertigte Aufsätze und Ausarbeitungen vor. Ich gab auch einigen geförderten Schülern der ersten Classe leichtere, schon in dem Unterrichte besprochene Gegenstände, worüber sie dann aus dem Stegreife freie Vorträge zu halten suchten. Von hier ging's wieder, als die Sonnenhitze nachgelassen hatte, auf den freien Platz, und die von uns, welche noch nicht allzu ermüdet waren, spielten das deutsche Ballspiel und später die Turnspiele: den schwarzen Mann und das Barlaufen. Wie anders erschienen uns hier unsere Schüler, als in dem Unterricht, in den Schulstuben! Die fleißigsten, die wir sonst nur zu loben haben, betrugen sich größtentheils matt und schlaff, benahmen sich linkisch und lächerlich. Andere dagegen, auf die

wir ſonſt wenig halten, nöthigten uns hier durch Gewandtheit, Kraft und Kühnheit unſere Achtung ab, machten den Mittelpunkt aller Uebungen und Spiele aus. Hier waren ſie an ihrer Stelle, und erſchienen uns auf einmal als ganz andere Menſchen! So einſeitig, ſo thöricht beurtheilen wir Schulmeiſter die Jugendwelt! Was nicht auf den Schulbänken, aus den Büchern lernen will, taugt nichts. Was ſich gegen unſern unnatürlichen Sitzzwang ſträubt, iſt uns verhaßt. Muß mich denn alles an unſere Verkehrtheit erinnern? — —

Später wurde die Ruine noch einmal erſtiegen und betrachtet. Es erſchien jetzt vieles verſtändlicher und bedeutſamer, da wir aus der Erzählung Horſter's manches Geſchichtliche an dieſe Wände, Thürme, Gewölbe, Räume anknüpfen konnten. Die Phantaſie konnte mit Bildern der Vergangenheit ſpielen. Später lagerten wir uns auf einem mit Gras bewachſenen Platze vor dem äußerſten Gemäuer, von wo man die herrlichſte Ausſicht in den Keſſel des Thales und auf die amphitheatraliſch ſich erhebenden jenſeitigen Berge hat. Zu unſern Füßen ein ſteiler Felſenabhang, unten auf den Matten weidende Rinder auf einer kleinen Inſel, die zwei Arme des Fluſſes umfaßten, uns gegenüber die ſich ſchon neigende Sonne und einzelne, zerſtreute Wolken. Als ein Primaner hervortrat und die Elegie Matthiſſon's vortrug: „Schweigend in der Abenddämm'rung Schleier", — hätte es uns ganz ſchauerlich zu Muthe werden mögen. Endlich wurde auch ich aufgefordert, meinen Beitrag zu dieſem Tage zu geben. Es lag mir am nächſten, über die Ausbildung des Gefühls zu ſprechen: ich konnte hierdurch wenigſtens der

Hälfte der anwesenden jungen Leute etwas Verständliches, vielleicht Bedeutsames sagen. So hielt ich denn ungefähr folgenden Vortrag:

Ueber die Gefühlsbildung.

Es ist billig, Euerer Aufforderung zu folgen, meine jungen Freunde, und auch meinen Beitrag zum vollen Genuß dieser entzückenden Aussicht und dieses schönen Tages zu geben. Indem ich nun darüber nachdenke, was ich Euch wohl sagen möchte, fällt mir ein, das Lehrreiche mit dem Erheiternden zu verbinden, und einen Gegenstand der Schule in's Leben zu tragen. Wir haben mit einander gefunden, was das Gefühl sei, und ich hatte mir vorgenommen, unser Gespräch noch auf die Ausbildung des Gefühls zu lenken. Wenn ich Euch hierüber jetzt meine Gedanken mittheile, gewinne ich eine der kärglich zugetheilten Lehrstunden und hoffe von etwas hierher Passendem und zu empfänglichen Gemüthern zu reden.

Ich setze also voraus, daß Ihr einsehet, wie das Gefühl eine selbstthätige Kraft ist, wodurch wir unmittelbar, ohne Schluß, erkennen, daß ein Ding wahr, gut oder schön ist, und wodurch wir es als gefällig oder mißfällig beurtheilen.

Ihr wißt also, daß die Gefühle in mannigfacher Gestalt sich über das ganze Vorstellungsvermögen ausbreiten, daß sie die Orakel unseres Herzens sind, und unser Handeln vielfältig bestimmen und führen. Der liebenswürdige Mann, welcher im Umgange, in seinem Benehmen immer

das Angemeſſene zu treffen weiß, wird von einem feinen Gefühle des Schicklichen geleitet, und die augenblickliche richtige Beurtheilung der Verhältniſſe, in die er tritt, der Menſchen, mit denen er es zu thun hat, iſt nichts anderes, als ein geübtes Gefühl. Der Redner, welcher dem wirbelnden Strome ſeiner Gedanken und Affecte preis gegeben ſcheint und ihn dennoch mit ſelbſtbewußter Herrſcherkraft in Schranken hält und nach einem feſten Ziele leitet, wird in jedem Satze, welchen er ſinnig mit einem andern, in jedem Worte, welches er zweckmäßig mit einem zweiten verbindet, von einem zarten Sprachgefühl regirt, welchem wohl Uebung zu Grunde liegt und vorausgeht, welches ſelbſt aber doch nicht allein Uebung iſt. Der einſame Forſcher, welcher die Wahrheit bis in ihre tiefſten Gründe oder ihre weiteſten Ausbreitungen verfolgt, verrichtet eigentlich kein anderes Geſchäft, als daß er die Gefühlsſprüche in Verſtandesſprache überſetzt; denn wie könnte er nur auf den Gedanken kommen, etwas zu unterſuchen, wenn er von dem zu Suchenden nicht ſchon irgend eine Kunde hätte? und er würde in dieſem Verſtandesgeſchäfte nicht nur vertrocknen, ſondern ſich auch endlos verirren und nie zu einem Ziele gelangen, wenn ihn des Gefühles dämoniſche Natur nicht erwärmte und ihm nicht vorſtrahlte. Und daſſelbe Gefühl, nur in anderer Geſtalt, beſeelt jeden Künſtler, wenn er rohe Stoffe zu bedeutungsvollen Geſtalten und ſchönem Spiele zuſammenfügt, und belebt das fromme Herz, welches in den Wundern der Natur, wie ſie jetzt vor uns liegen, das Göttliche ſieht und einen ewig geheimnißvollen Geiſt lebendig ergreift. Das Gefühl iſt es auch, welches die

ſittlich-ſchöne Seele ſicherer, als Regel, Wort und Buchſtaben, durch das Leben geleitet, und welches ihr immer klar und hell angiebt, wie ſie ihr ganzes Daſein in That, Wort, Gedanke und Geſinnung zu dem edelſten Kunſtwerke zu geſtalten habe, welches dem menſchlichen Blicke auf der Erde erſcheint.

Dieſe beiläufigen Andeutungen können Euch unmöglich leere Worte ſein, meine Jünglinge, da Ihr den Umfang und das Weſen des Gefühls in allen ſeinen Arten auf das beſtimmteſte und klarſte erkannt habt.

Hat aber das Gefühl eine ſo hohe Bedeutung, ſo wird es Euch gewiß am Herzen liegen, zu erfahren, wie daſſelbe ausgebildet werden müſſe.

Zwar könnte es einem von Euch einfallen, zu ſagen, das Gefühl ſei gar nicht bildbar, weil ja eine Art des ſittlichen Gefühls, das Gewiſſen, untrüglich ſei, und dem Menſchen immer das Richtige ausſpreche. Und wirklich iſt dieſe Anſicht, richtig verſtanden, wenn nicht immer, doch gewöhnlich der Wahrheit gemäß. Das Gewiſſen ſpricht nämlich zuverläſſiger und ſicherer, als der reflectirende Verſtand, was der Menſch in einzelnen Fällen thun ſoll, denn es ſpricht ja unmittelbar und alſo deutlich und gewiß, woher es ſeinen Namen hat. Aber es offenbart uns doch immer nur unſere eigene Ueberzeugung; iſt alſo dieſe irrig, ſo iſt unſer Handeln zwar ſubjectiv lobenswerth, denn wir handelten unſerer innigſten Ueberzeugung gemäß; der ewigen Wahrheit nach aber hat uns unſer Gefühl getäuſcht. Wenn aber auch die Ueberzeugung richtig, das ſittliche Gefühl aber, dieſer Herold der Ueberzeugung, zu leiſe und unvernehmlich oder verworren

ſpricht; wie dann? Offenbar iſt das Gewiſſen in dieſem Falle unzuverläſſig. Es folgt alſo, daß auch das Gewiſſen gebildet werden müſſe, damit es das Richtige und dieſes auf die rechte Art nenne. Ueberhaupt iſt ja das Gefühl nur eine Anlage des menſchlichen Geiſtes, wie ſollte es nicht bildſam ſein, wie alle übrige? Aber weil die Gefühle etwas ſo Schwebendes, Dämoniſches ſind, ſcheint ihre Veredlung ſchwerer, als die der übrigen Thätigkeiten; und weil die Meiſten die Natur dieſer Anlage ſelbſt verkannten, hat man über deren Bildung wenig nachgedacht oder durch das Nachdenken doch keine Ausbeute gewonnen.

Gerne nun, meine Jünglinge, möchte ich Euch den Weg zeigen, wie Ihr Euer eigenes Gefühl zu bilden habt. Denn wir armen Lehrer vermögen ja wenig an Euch zu thun. Innerhalb einiger Monate werden viele von Euch, innerhalb einiger Jahre werdet Ihr alle von uns geſchieden ſein; daher müßt Ihr jetzt ſchon anfangen, Euere Selbſterzieher zu werden!

Euer Gefühl nun werdet Ihr nicht anders bilden können, als durch den Verſtand im eminenten Sinne des Wortes. *) Denn der Verſtand allein iſt der Bildner, der Erzieher im Menſchen, alles Andere iſt nur bildungsfähig; und die geiſtige und körperliche Bildung erſtreckt ſich lediglich nur ſo weit, als dieſe verſtändige Kraft (welche Andere auch Vernunft nennen) die bildungsfähigen

*) Romeo faßt hier den Verſtand wohl wieder ſo, wie er ihn im erſten Bändchen charakteriſirte.

Anmerk. des Herausgebers.

Kräfte, gleichsam den rohen Stoff, verarbeitet. Diese Wahrheit kann ich aus meinem bisherigen psychologischen Unterrichte bei Euch allen voraussetzen. Nicht wahr? —

Wie gehen wir nun sichern Schrittes weiter? Auf welche Art und Weise, durch welche Mittel, fragen wir wohl jetzt am natürlichsten, kann denn die verständige Kraft des Menschen die eigenen Gefühle bilden?

Zur Beantwortung dieser Frage möchte ich vorläufig die Gefühle in zwei Classen sondern. Sie sind nämlich theils ein bloßes Resultat, eine bloße Folge der vorhergegangenen Cultur, theils sind sie ursprünglich in unserer Natur einheimisch und die Bildung muß nur hinzukommen. Der richtige Tact im Geschäftsleben, das feine gesellschaftliche Gefühl und das Sprachgefühl sind offenbar nur Resultate der Cultur, denn wie vieles muß der Arzt, der Rechtskenner, der Lehrer lernen und wie vielfach muß er sich üben, ehe er im einzelnen Falle durch das Gefühl richtig entscheiden und darnach richtig handeln kann? und wenn diese Geschicklichkeit nicht zum voraus erlangt ist, so wird das Gefühl sich gar nicht einstellen, denn es beruht gänzlich auf ihr. Den rechten Lehrertact z. B. hat blos der geschickte, geübte Lehrer. So ist auch der gesellschaftliche Tact nur die Blüthe der gesellschaftlichen Bildung, und ein sicheres Sprachgefühl ist ebenfalls das edle Erzeugniß menschlicher Kunstbildung. Die zweite Classe der Gefühle hingegen ist ursprünglich in unserm Geiste und zwar deßwegen ursprünglich vorhanden, weil ihre Ueberzeugungen oder Voraussetzungen, welche sie enthüllen, nothwendig jedem Menschengeiste inhaften. Diese sind das religiöse, ästhetische, sittliche und das Lustgefühl.

Wenn Ihr mich alſo nicht mißverſtehen wollt — und das werdet Ihr nicht! — ſo theile ich für meinen Zweck ſämmtliche Gefühlsarten in abgeleitete und urſprüngliche ein. Jenen iſt ihr Grund und Boden zufällig und äußerlich, dieſen derſelbe nothwendig und innerlich gegeben. Jene abgeleiteten reden nur unter gewiſſen durch Cultur gewonnenen Bedingungen, ſind alſo nicht allgemein; dieſe urſprünglichen werdet Ihr, wenn auch nur in leiſen oder in disharmonirenden Klängen, überall da finden, wo ein menſchliches Herz ſchlägt. Vielleicht könnt Ihr jene auch Gefühle der bloßen Cultur, dieſe Gefühle der Natur nennen. In der Mitte zwiſchen beiden ſtehen das mathematiſche und philoſophiſche Wahrheitsgefühl, welches wir ebenfalls früher kennen lernten. Denn dieſe beiden haben zwar nothwendige und allgemeine Vorausſetzungen, ſind aber von der Cultur ſo abhängig, daß ihre Aeußerungen ohne dieſe nur ſehr unbedeutend ſind. Je nachdem Ihr ſie alſo nach ihren Vorausſetzungen oder ihren Ausſprüchen betrachtet, könnt Ihr ſie zu einer oder der andern Claſſe zählen. Ich rechne ſie hier zu den abgeleiteten Gefühlen der Cultur.

Ihr verdenkt es mir doch nicht, meine Freunde, daß ich Euch hier, wo wir zur gemeinſchaftlichen Erholung und Freude hingewandelt ſind, eine ſo genaue Zergliederung anbiete, und verſchließt Euer Ohr dem nicht, was ich Euch wohl in leichterer Form eigentlich ſagen will. Denn ich hoffe ſchon einen ſolchen wiſſenſchaftlichen Sinn in Euch erweckt zu haben, daß Euch eine oberflächliche Betrachtung nicht befriedigt, und daß eine gründliche aufzufaſſen Euch leicht wird und Freude macht. Auch erinnert Ihr Euch

ja des Phädros, welcher ebenfalls in einer herrlichen Gegend, unter einem wunderschönen Platanenbaume mit weitausgebreiteten, dichtbelaubten Aesten, an dem heiligen Wasser des klar und ruhig fließenden Ilissos, tapfern Geistes ernste Worte der Weisheit gerne vernahm. So vermögt auch Ihr, Euch von einem weichen Anstaunen der herrlichen Aussicht vor uns zur ernsten Besinnung zu erheben, und nehmet willig die kleine Gabe — die beste an, die ich Euch zu geben vermag.

Auf welche Art und Weise nun die Gefühle der Cultur hervorgebracht werden sollen, braucht nicht lange erörtert zu werden. Die Thätigkeit des lebendigen Gefühls wird sich von selbst über alles das ausbreiten, was Ihr tüchtig gelernt, eingeübt und Euch geläufig gemacht habt. Lernen und Ueben sind hier die Mittel, welche in Wissen und Können, in Geschicklichkeiten und Fertigkeiten aller Art diesen Gefühlen erst den Grund und Boden bereiten und sie so selbst hervorrufen. Ich sage Euch hier nur Eins: Beruhigt Euch mit allem Eueren Wissen und Können nicht eher, bis Ihr es im Gefühle habt. Wenn Ihr Euch im gesellschaftlichen Leben auf die Regeln des Anstandes oder der Convenienz, die Ihr recht gut wissen könnt, erst besinnen müßt, im Fall Ihr sie anwenden sollt, so werdet Ihr Euch allenthalben beengt und verlegen fühlen und gar traurige Figuren vorstellen; habt Ihr sie hingegen im Gefühl, so werdet Ihr Euch leicht und frei bewegen, und ohne höheres Bewußtsein, aber doch sehr bestimmt und fest wissen, was und wie Ihr jeden Augenblick zu sprechen habt und wie Ihr Euch überhaupt benehmen sollt. Das Wissen ist hier ganz unzu-

länglich, aber auch die bloße Uebung ist unzureichend, denn diese ist für sich mechanisch und todt. Blos das durch Uebung hervorgebrachte Gefühl wird die Personen, die Umstände richtig beurtheilen, sich immer schnell zurechtfinden, und das Eingelernte mit Sicherheit und angemessen anwenden. So verhält es sich mit allem unsern Wissen und Können. Mit der Cultur des Sprachvermögens muß so lange fortgefahren werden, bis ein richtiges Sprachgefühl entsteht, ohne welches der Sprachfertige eine Sprechmaschine ist, die ohne Maß und nie das Zweckmäßige spricht. Eben so ist für jedes Geschäft und Amt im Leben das eigene Gefühl, welches wir praktischen Takt genannt haben, unentbehrlich und unersetzlich, und wer es nicht zu diesem Geschäftsgefühl gebracht hat, der hat seine scientifisch-praktische Ausbildung für seinen Lebensberuf durchaus noch nicht vollendet. Denn sein Wissen ist nicht nur todt, sondern auch oft unbrauchbar, und die Anwendung und Ausübung ganz unsicher. Was hilft dem Arzte am Krankenbette in der Krisis der Krankheit seine enorme Gelehrsamkeit, wenn er das Richtige in der Beurtheilung und dem Gebrauche der Mittel nicht schnell und leicht herausfühlt? Ein schneller, geübter Blick ist hier immer besser, als das längste Räsonnement. Das praktische Gewissen nennt dem Geschäftsmanne immer bestimmt seine beste Ueberzeugung, über die er beim einzelnen Fall durch alles Reflectiren und Schließen doch nicht hinauskommen wird. Kurz, wer in einzelnen Fällen seines Berufes nicht immer alle seine Kenntnisse zur Hand hat, und sie auf Einen Schlag richtig anwenden kann — d. h. welchem der praktische Takt abgeht — bleibt in seinem Fache im-

mer ein Stümper. Dagegen erfreuen wir uns der Gewandtheit, Sicherheit und Leichtigkeit des Mannes, welcher sich in seinen Geschäftsverhältnissen zutrauungsvoll und muthig seinem Gefühle überlassen kann, weil er weiß, daß es ihn nicht trügt; dem Gefühl, in welchem, wie in einer Flamme, sein bestes Wissen und Können augenblicklich aus dem dunkeln Hintergrunde seiner Seele hell hervorlodert. Ganz und gar ebenso verhält es sich mit allem und jedem, z. B. mit dem mathematischen und philosophischen, Wissen. Die Objecte dieses müssen gründlich verstanden, eingeübt und geläufig gemacht werden, aber nur wenn das Wissen über das abgemessene Begreifen und über die mechanische Uebung hinaus (jedoch nicht getrennt von beiden) ein Gefühl geworden ist, welches wir Wahrheitsgefühl nannten, ist das Wissen recht lebendig, dem Menschen eigenthümlich angehörend und gleichsam mit dessen Wesen verwachsen, ohne daß es im Geringsten von seiner objectiven Wahrheit eingebüßt hätte. Im entgegengesetzten Falle trägt der Gelehrte sein Wissen nur im Gedächtnisse und Verstande mit sich herum, und ist eigentlich nicht gebildet zu nennen. Er übt seine Wissenschaft entweder gar nicht oder nur nothdürftig, sie steht in gar keinem lebendigen Zusammenhang mit seinem Leben: und was soll am Ende alles Wissen ohne diese freie Anwendung und Ausübung? Wem aber sein wohlbegründetes Wissen Gefühl geworden ist, der faßt nach seinem Wissen alles, was er sieht, ungesucht und unwillkührlich wissenschaftlich auf, und ist gedrungen, es auf alle seine Beobachtungen und Erfahrungen zu beziehen, — für den erst hat es eine wahre, hohe Bedeutung. Aber auch davon

abgesehen, wird Derjenige, welcher sein Wissen auch im Gefühle hat, aus dem Stegreife so sicher urtheilen, wie ein anderer nicht nach mühseliger langer Anstrengung, und sich der tiefsten Wahrheiten gleichsam im fröhlichen Spiele klar bewußt werden; und eben dieses Wahrheitsgefühl wird dem weiter Forschenden ein hülfreicher Genius sein.

So ergänzt und belebt das Gefühl die begriffsmäßige Bildung. Wollt Ihr Euer Lebenlang im Umgang, in dem Geschäfte und der Wissenschaft Pedanten bleiben, so fahrt nur immer fort zu berechnen, zu reflectiren, zu speculiren und zu schließen, und Euer ganzes Erkenntnißleben wird Euch sicher in peinliche Verstandesoperationen aufgehen. Wollt Ihr aber nicht auf diese Art austrocknen, so sorgt auf alle Weise dafür, daß Eueres Gefühles lebendige Pulsschläge Euch augenblicklich Euer bestes Wissen und Können in's Bewußtsein bringen! Erst wenn Ihr im einzelnen Falle bestimmt fühlt, was schicklich, was zweckmäßig, was wahr ist, und Euch über Euer Gefühl die strengste Rechenschaft zu geben vermöget, ist Euere Erkenntnißbildung vollendet. Erst wenn Ihr die Wahrheit im Gefühl habt, ist sie bei Euch recht einheimisch. Das Ziel aller intellectuellen Bildung für sich betrachtet ist einzig und allein, ein untrügliches und feines Wahrheitsgefühl hervorzurufen.

Jetzt aber muß ich Euch von dem bei weitem Wichtigern, von den ursprünglichen Gefühlen, sprechen, welche die Cultur nicht erzeugt, sondern nur entwickeln kann. Auf welche Weise und durch welche Mittel soll das sittliche, das religiöse und ästhetische Gefühl ausgebildet werden, welchen dreien, wie wir uns früher überzeugten, sich

das Herzensgefühl des Wohlgefallens eng und innig anschließt? Jedem bessern Menschen, dem seine Selbsterziehung und Veredlung werth ist, muß diese Frage von unendlicher Wichtigkeit sein, denn sie fällt eigentlich zum Theil mit der andern zusammen: Wie habe ich es anzufangen, daß ich sittlich gut und fromm werde? Alles Schöne und Große, Tugend und Religion sind nur dann lebendig in uns, wenn wir sie durch das Gefühl vernehmen; und nur durch das Gefühl greifen sie gestaltend in unsere Gesinnung, in unser Handeln ein. Wer alle Sätze der Religions- und Tugendlehre gedächtniß- oder begriffsmäßig gefaßt, wer alle Geheimnisse der ewigen Schönheit auf haarscharfe Schlüsse gebracht hätte, aber sich durch diese seine Ansichten nicht lebendig erregt und ergriffen fühlte und dessen Gefühl nicht mit jedem Zuge diese seine Ueberzeugungen athmete, — dieser wäre gewiß kein sittlich, religiös und ästhetisch gebildeter Mensch. Denn die wahre sittliche Bildung besteht in einer feinen Gewissenhaftigkeit, die religiöse in Frömmigkeit und die ästhetische in einem geläuterten Geschmack. Das Gewissen aber, die Frömmigkeit und den Geschmack lernten wir als Gefühle kennen.

Euch Jünglingen also, die Ihr zur Selbstständigkeit heranreift, ist es von der höchsten Bedeutung, zu wissen, wie Ihr diese Euere Gefühle zu bilden habt. Das innere Schicksal Eueres Lebens hängt von der Beantwortung dieser Frage ab. Es ist ja vergebens, ein hohes Ziel zu schauen, wenn wir den Weg nicht kennen, der uns zu ihm hinführt.

Solche Unterweiſung wäre zwar nicht nöthig, wenn das bürgerliche, öffentliche Leben ſo beſchaffen wäre, daß es einen jeden in der rechten Bahn hielte. In dem verworrenen Gedränge des Tages aber und bei dem Widerſpruche der Meinungen werden die Meiſten ſich ohne mitgebrachte Belehrung verirren, und die Kräftigſten und Beſten ſogar ſich nach vielen Fehlgriffen und Leiden ſelten gerettet ſehen. Wir müſſen alſo nothdürftig durch den Unterricht erſetzen, was in glücklichern Zeiten der mäßigende, ermunternde, Tugend fördernde Gemeingeiſt immer von neuem einem Jeden in's Herz trug und zur Pflicht machte. Denn ach! unſer Leben iſt ja keine Schule des Schönen und Großen mehr, und edler und beſſer werden wir nicht durch das, was wir erleben und erfahren.

Aber die Bildung des ſittlichen, religiöſen und äſthetiſchen Gefühls, werdet Ihr mir zurufen, wird ja einfach durch Unterricht herbeigeführt — und dieſe Meinung iſt es eben, von der ich Euch um ſo mehr abbringen muß, weil ſie ein Vorurtheil unſerer Zeit iſt.

Allerdings ſchreibe auch ich dem Unterricht zur Bildung dieſer Gefühle ein großes Gewicht zu, theils an und für ſich, theils weil uns jetzt andere Bildungsmittel ſo ſehr abgehen und das äußere Leben unſere heiligſten Gefühle ſo häufig nur verletzt und trübt. Aber ſeht zu, wie weit dieſer Unterricht hier reicht!

Nicht wahr, der ſittliche, religiöſe oder äſthetiſche Unterricht hat es immer mit den Vorausſetzungen, den Ueberzeugungen zu thun, welche ſich durch Euer Gefühl ankündigen? Ueber die ihm zu Grunde liegenden Wahrheiten werdet Ihr durch den Unterricht ſchulgerecht, wiſſen-

ſchaftlich aufgeklärt. Die Geſetze des Sittlichen können nun in einer Wiſſenſchaft, der Ethik, begriffsmäßig aufgeſtellt werden. Dadurch wird das Gefühl berichtigt, geläutert und beſonnen gemacht in dem, was es ſpricht. Aber daß es überhaupt zum Sprechen gebracht, daß es auch erregt und lebendig ergriffen werde durch den Unterricht, dieß iſt gar nicht nothwendig. So auch kann der Religionsunterricht das religiöſe Gefühl ganz unberührt laſſen, während er die Vernunft vollkommen befriedigt, und er wird das religiöſe Gefühl vielmehr vor manchen Mißverſtändniſſen, vor Irrthum und Aberglauben zu verwahren vermögen, als es ſicher zu beleben wiſſen, ihm alſo mehr negativ als poſitiv zu nützen im Stande ſein. Am allerwenigſten Einfluß wird aber der Unterricht auf das äſthetiſche Gefühl haben, deſſen Ueberzeugungen ja unausſprechlich ſind, ſo viel er ihm auch in Nebendingen zu leiſten vermag. Kurz, auch der beſte Unterricht iſt hier immer unzulänglich, weil der Lehrer oder Schriftſteller nie weiß, ob die mitgetheilte oder entwickelte Ueberzeugung auch das Gefühl belebt. Der Begriff bezieht ſich unmittelbar nur auf die Einſicht, ob aber dieſe im Gefühl lebendig werde, bleibt ungewiß und zufällig. Daher iſt es ewig wahr, daß die lebendige Tugend, daß Frömmigkeit und Geſchmack nicht gelehrt werden können.

Dieß gilt von dem allerbeſten Unterricht, aber es kann mancher Unterricht in dem, was ſittlich, fromm und ſchön iſt, wenn er nach einer falſchen Methode ertheilt wird, das Gefühl auch geradezu verwirren und alſo verderblich und heillos einwirken. Hält ſich nämlich ein ſolcher Unterricht nicht ganz an die Ausſprüche des Gefüh-

les, entwickelt er dieſe nicht, löſ't er ſie nicht in verſtändig gefaßte Sätze auf, ſondern bringt er vielmehr, ohne das Gefühl zu berückſichtigen, eine Maſſe von Religionswahrheiten, von Regeln und Vorſchriften von außen her in den Schüler hinein; ſo reißt er Gefühl und Verſtand (mit Gedächtniß) auseinander, und bringt auf eine gekünſtelte Weiſe einen furchtbaren Zwieſpalt in dem Menſchen hervor. Nämlich deſſen natürliches, unausrottbares Gefühl nennt ihm fortwährend die eigenen, ihm inhaftenden ewigen und nothwendigen Ueberzeugungen; daneben ſind aber eine Maſſe von zum Theil abweichenden Anſichten ſeinem Gedächtniſſe aufgezwungen und in ſeinen Verſtand eingetragen, ſo daß neben jener Ueberzeugung eine andere angelernte entſteht, welche dann auch ein abgeleitetes Gefühl (wie alles fertige Wiſſen) zur Folge hat. So ſchwankt dann der arme Menſch von angebornen zu angelernten Ueberzeugungen, von urſprünglichen zu erkünſtelten Gefühlen ohne Rettung und Troſt hin und her, und läßt ſich bald durch das eine, bald durch das andere führen, indem er gewöhnlich in ſeinen Worten ein ganz anderer Menſch iſt, als in ſeinen Handlungen. Das eine Gefühl iſt durch die ewige Stimme der Natur geheiligt, das andere durch die Gebote der Ueberlieferung ſanktionirt; wenn er jenem folgt, macht ihm dieſes Vorwürfe, und wenn er dieſem Gehör giebt, muß er der Stimme ſeines eigenen Herzens untreu werden. Man kennt dieſe Zerriſſenheit des geiſtigen Menſchen unter dem Namen des Zwieſpaltes zwiſchen Herz und Kopf, zwiſchen Gemüth und Verſtand. Er iſt lediglich eine Folge eines verkehrt und unnatürlich eingeleiteten Unterrichts. In der

modernen Welt kommt dieſer Zwieſpalt häufig vor, in der antiken war er gänzlich unbekannt.

Warum ſage ich Euch aber dieſes Alles, meine jungen Freunde? Damit Ihr Euch auf Euer Wiſſen in ſittlichen, religiöſen und äſthetiſchen Wahrheiten doch ja nicht viel einbildet. In dieſer Einbildung könntet Ihr von außen her beſtärkt werden, denn man ſieht beinahe überall den Unterricht als das Hauptmittel an, die Menſchen edel und fromm zu machen. Aber auch deßwegen mache ich Euch auf die Unzulänglichkeit auch des guten Unterrichts zur Bildung des Gefühls aufmerkſam, damit Ihr Euch mit mir deſto begieriger nach andern ergänzenden Bildungsmitteln umſeht.

Hier erinnere ich Euch nun wieder an die nahe Verwandtſchaft und innige Verbundenheit dieſer Gefühle. Alle drei gehen ja auf das Ewige: das moraliſche Gefühl, in ſo fern wir das Ewige zum Antriebe unſeres Handelns machen, das religiöſe Gefühl, in ſo fern wir bei der Contemplation dieſes Ewigen ſtehen bleiben, und das äſthetiſche endlich, in ſo fern wir das Ewige in den Erſcheinungen der Welt ahnen. Und vielfach ſchlagen auch die Gefühle in einander über: ſo iſt das Sittliche zugleich das Schöne, und wo das Sittliche und Schöne erſcheinen, bietet ſich dem fromm gläubigen Gefühl ein Gegenſtand ſeiner religiöſen Betrachtung an. Wer alſo eins dieſer Gefühle würdig pflegt, ſorgt mehr oder weniger für die Ausbildung aller übrigen.

Wohlan denn! da der Begriff das Gefühl nicht erregen kann, und dieſes mit der Phantaſie und der Anſchauung in ſo naher Verbindung ſteht (wie wir früher

einsahen), so wollen wir die Bilder der Phantasie und wirkliche Anschauungen außer uns zur Belebung des Gefühls herbeirufen.

Wenn ich Euch hier zuerst auf den wohlthätigen Einfluß der Natur aufmerksam mache, werdet Ihr mir gerne Euern Beifall schenken. Denn alles, was wir um uns erblicken, der sanfte Abfall der Gebirge, das zartere Wiesengrün und der sich schlängelnde Fluß unten im Thale, die hellerleuchtete Ruine zur Seite und gegenüber die Purpurwolke am Abendhimmel, sind ja Zeugen meiner Worte. In dem Wechsel der Jahreszeiten und der Tagesstunden, bei Betrachtung der Blumen wie des Sternenhimmels, werden wir immer von neuem auf die mannigfaltigste Weise angesprochen und erfrischt. Glücklich ist der Mensch zu preisen, dessen Sinn für die Natur rege geworden ist. Die Freude an ihr ist die reinste und harmloseste, denn wir erfreuen uns, ganz ohne persönliches Interesse, des Schönen und Erhabenen. Das Herz erweitert sich uns, wir fühlen uns über uns selbst erhoben und vergessen unser enges Bedürfniß. Wer sich in dem Leben verirrt hat, der findet sich in der einsamen Natur zurecht, und die sonst geschlagenen Wunden heilen in ihrer Betrachtung. Wen kein Lehrsatz und kein Freundeswort mehr tröstet, den beruhigt diese geheimnißvoll wirkende Freundin. Wen Begierde und Leidenschaft durchwühlen, den läutert ihre göttliche Kraft. Ruhe und Harmonie wohnen in ihr, und Friede und Ebenmaß trägt sie in unsere Seele. Wir wären von Gott wie abgerissen, wenn uns nicht überall die Natur umschlösse, und nur

wenn wir ihr befreundet sind, stehen wir in gutem Vernehmen mit uns selbst.

Dieser große Einfluß der Natur bezieht sich unmittelbar nur auf unser ästhetisches Gefühl. Wir werden durch diese Naturbetrachtung nicht verständig, belehrt und zurechtgewiesen, sondern wir ergreifen das Große, Mächtige, Schöne, Erhabene unmittelbar, und dieses beruhigt, reinigt, befreit, erhebt unsere Seele, indem dasselbe das mit ihm Verwandte in uns lebendig macht und zum Bewußtsein bringt. Oder soll ich es Euch mit andern Worten sagen? Die schönen und erhabenen Erscheinungen in der Körperwelt erinnern uns an den eigenen Adel der Seele, an die ewigen Wahrheiten der Geisteswelt, und veredeln uns durch den Aufschluß, den sie uns über uns selbst geben. Nur deßwegen, weil wir etwas der Naturschönheit Entsprechendes in uns tragen, übt die Natur einen solchen bildenden Einfluß. Es begegnen uns in ihr körperlich und anschaulich die ewigen Gestalten des Guten und Schönen unserer eigenen Geisteswelt, wir schauen in ihr die Ausdrücke der Ideen, die Gott in unsere Brust senkte. Dieß überrascht, ergreift uns, und an sichtbaren Formen tritt das Unsichtbare vor das Bewußtsein der entzückten, ahnungsvollen Seele.

Ihr seht hier die enge Verbindung des Aesthetischen mit dem Religiösen, die unter uns bei weitem noch nicht genug anerkannt ist. Denn unser Religionsglaube ist so rationalistisch geworden, daß wir dann nur auf religiösem Gebiete zu sein meinen, wenn wir begriffsmäßig von Gott und Göttlichem *sprechen* können. Deßwegen meinen manche religiöse Gemüther auch nicht bei diesem

reinen ästhetischen Eindruck stehen bleiben zu dürfen, sondern sie wollen sich denselben gleichsam künstlich religiös gestalten, indem sie z. B. sagen: Dieser Sonnenuntergang ist das Werk Gottes — wie wenn sich das nicht von selbst verstünde; wie wenn dieser Ausspruch nicht unendlich weniger enthielte, als jener ganze ästhetische Eindruck, aus dem sich hundert solcher Gedanken ableiten lassen. Vielmehr ist die ästhetische auch von selbst schon die fromme Naturbetrachtung, und ich warne Euch vor solchen vernünftelnden Deutungen des ästhetisch-religiösen Gefühls, denn sie verkümmern und zerstören den unmittelbaren lebendigen Eindruck. Wer das Schöne und Erhabene lebendig fühlt, wird sich in diesem Gefühle des Göttlichen bewußt, auch wenn er nicht vom Göttlichen spricht und sein Verstand nicht an Gott denkt. Die ästhetischen Gefühle sind durch keine Worte und Begriffe zu fassen, sie enthalten etwas Unaussprechliches und Ueberschwengliches. Indem aber die Naturbetrachtung diese hohe Bedeutung hat, ist es leicht zu begreifen, wie sie nothwendig auch bildend auf das sittliche Gefühl wirken muß. Wenn in ihr unsere bessere, überirdische Natur aufgeht, ist es natürlich, daß sie unsere sinnlichen Lüste und Begierden niederschlägt und unsere Affecte einschränkt und mäßigt. Daher sind Naturfreunde gewöhnlich gute, nie ganz verdorbene Menschen.

Ich ermahne Euch also, meine Freunde, Eueres geistigen Wohles wegen, das, was man Naturſinn nennt, in Euch recht auszubilden. Die Natur ist nicht nur ein Garten der reinsten Freuden, sondern auch eine Schule und Kirche der Veredlung und Andacht. Ihr könnt

Euern ſittlichen Werth immer an Euerm Gefühl für Naturſchönheiten abmeſſen; und wenn ein reger Naturſinn auch noch kein vollſtändiger Beleg der ſittlichen Güte iſt, ſo iſt es ſicher mit Euch nicht ganz gut beſtellt, wenn er Euch mangelt. Glücklich iſt daher der zu preiſen, welchem fern vom Gewühle und von der Unnatur großer Städte, eine großartige Natur das Höhere immer an's Herz trägt; aber auch eine dürftig ausgeſtattete Gegend bietet dem Sinnigen unendlich viele Schönheiten im Kleinen zur Betrachtung dar und das herrliche Schauſpiel des Himmels können ja alle Sterbliche gemeinſchaftlich genießen. Wir aber wollen beſonders den loben, welcher ſich wenigſtens Einen Zweig der Naturwiſſenſchaft zu ſeinem beſonderen Studium erkoren hat. Nicht weil dieſe Wiſſenſchaft ihm beſondere Aufſchlüſſe über das Schöne und Erhabene in der Natur giebt, ſondern weil er dadurch genöthigt wird, die Naturerſcheinungen genauer zu betrachten. Wer z. B. Botanik oder Aſtronomie ſtudirt, trägt außer dieſen Wiſſenſchaften noch eine viel höhere Ausbeute davon, nämlich die Veredlung ſeines äſthetiſchen, religiöſen und ſittlichen Gefühls. Daher werdet Ihr nicht leicht einen Naturforſcher finden, der nicht auch ein trefflicher Menſch iſt. Und wie kann es anders ſein, als daß die Werke Gottes, mit denen wir uns beſchäftigen, auch in uns den Funken des Göttlichen entzünden?

Aus der Natur führe ich Euch in das Menſchenleben, wie die Geſchichte es uns darſtellt, wie die Erfahrung es uns zeigt, denn die Anſchauung auch des geiſtigen Menſchenlebens bildet das Gefühl gleichſam von ſelbſt und unwillkührlich, ohne daß wir es ſuchen. Aber

das Schöne und Erhabene ist verschiedentlich in die Natur und das Menschenleben eingestreut. In der Natur ist beinahe alles schön und selbst die furchtbare Zerstörung trägt das Insiegel des Erhabenen. Das menschliche Leben dagegen zeigt uns in Geschichte und eigener Erfahrung bei weitem mehr Erscheinungen, welche uns gleichgültig lassen oder mit Abneigung und Abscheu erfüllen, als welche die Gefühle eines reinen Wohlgefallens in uns erwecken. Das Edle und Löbliche im Menschenleben leuchtet auf dem dunkelen Grunde des Schlechten und Gemeinen, wie einzelne, verlorene Sterne am abendlichen Himmel. Aber diese wenigen glänzenden Erscheinungen sind um so wunderherrlicher, und haben wegen ihrer überirdischen Schönheit einen gewaltigen, eigenthümlichen Einfluß auf unsere Veredlung durch das Gefühl. Denn bezaubernder, als irgend eine Naturschönheit, ist doch die Wohlgestalt einer schönen Seele, und erhabener, als alles andere, die sittliche Größe des Charakters. Wenn uns das Göttliche draußen in der Natur zwar allenthalben, aber doch überall nur wie verhüllt, in schwachen Anklängen und leisen Zügen räthselhaft entgegenkommt, so erscheint es allein im Gebiete des menschlichen Lebens in seiner eigensten geistigen Gestalt, so voll und deutlich, als es dem sterblichen Blicke sich zeigen kann. Und wie das geübte forschende Auge am Himmelszelte immer mehr und mehr Sterne entdeckt, so wird auch das gebildete Gefühl bei näherer Betrachtung der Menschengeschichte stets von neuen Schönheiten getroffen, bis es zuletzt in der finstersten Nacht des Aberglaubens, der Thorheit und des Frevels noch gesunde, gediegene Geisteskraft gewahr wird,

und in dem Geistesschlaf von Jahrhunderten, in dem Wüthen der Völker gegen einander und in dem Untergange ganzer Nationen noch unvertilgbare Spuren des rein Menschlichen findet und ein bedeutungsvolles, belehrendes Schauspiel des ewigen Schicksals sieht. Daher ist die Ansicht richtig, daß, wenn sich Gott in der Natur enthüllt, er sich uns doch am vernehmlichsten und klarsten in der Geschichte offenbart hat. Gott ist ein Geist; in der Körperwelt erscheinen uns nur Sinnbilder des Geistes, in der Menschengeschichte hingegen tritt uns der Geist selbst ohne Hülle entgegen, und alles Treffliche und Höhere, was das Gefühl in ihr aufgreift, belebt unmittelbar die gleichen Anlagen und Ueberzeugungen in uns. Das Geistige ergreift uns am tiefsten.

Daher ist die *Geschichte* die edelste Bildnerin des Gefühls. Das Schönste und Erhabenste erscheint uns in ihr, und dieses ist dem religiösen Gefühl ein Ausfluß des Göttlichen. So umschlingen sich auch hier das Schöne und Religiöse; dieses ist die Seele von jenem. Wo uns irgend eine menschliche Tugend entgegenglänzt, erfreut uns eine sittliche Schönheit, und jede sittliche Schönheit ist höherer, religiöser Abkunft. Diese Schönheiten aber stellen sich dem Gefühl als *Muster* des eigenen Lebens dar. Das ist die hohe Bedeutung der Geschichte, daß sie unserm *sittlichen* Gefühle mehr noch, als die Natur, eine Schule der Weisheit, Tugend und Frömmigkeit ist. Die Geschichte ist uns deßwegen ein so großes erhabenes Schauspiel, weil sie uns die unendliche Entwickelungsfähigkeit des menschlichen Wesens enthüllt, weil sie, was der Einzelne erreichen kann, im lebendigen Beispiele des

von Andern Erreichten vorstellig macht und nicht nur die Ideale des Schönen und Großen, sondern auch das Zutrauen in uns erweckt, sie verwirklichen zu können, wenn es uns nur heiliger Ernst ist. Die Lebensherrlichkeit, welche irgend ein Sterblicher errang, muß auch uns zu erringen nicht unmöglich sein, dürfen auch wir uns ohne Vermessen zu unserm Ideale wählen!

Deßwegen, meine Jünglinge, führen wir Euch in die Weltgeschichte ein, machen wir Euch genau mit der Geschichte der edelsten Völker der Erde bekannt. Und wir lehren Euch nicht so sorgfältig, was diese und ihre großen Geister erlitten, als was sie gethan, gewollt und wie sie Glück oder Unglück ertragen haben, weil der geistige Mensch eigentlich nicht in dem erscheint, was er leidet, sondern *wie* er duldet, und vornehmlich in dem, was er thut und will. So ringen wir darnach, Euch das geistige Leben wahr und lebendig darzustellen, in dem sichern Vertrauen, daß die lebendige geschichtliche Darstellung Euer sittliches Gefühl von selbst ansprechen und ergreifen werde. Daher verschmähen wir denn auch alle Nutzanwendungen, alles sogenannte Pragmatisiren, alle religiöse Deuteleien in der Geschichte, z. B.: daß man in gewissen Begebenheiten ganz deutlich die Hand Gottes erkenne und nachzuweisen vermöge. Wir verschmähen dergleichen Verirrungen des kurzsichtigen, thörichten Verstandes, als unser unwürdig, und als die freie sittliche Gefühlsbildung durch Geschichte hemmend und zerstörend. Wenn Euch die Schönheit und Erhabenheit des dargestellten Menschenlebens nicht belebend in's Herz dringt, werden unsere Reflexionen und Räsonnements nichts helfen;

und wenn die Geschichte Euer sittlich-religiöses Gefühl tief ergreift, werdet Ihr diese ärmliche Nachhülfe mit Recht verachten und hassen.

Das Beispiel fruchtet mehr, als die belehrende Rede, so wie die That mehr, als alle Theorie. Aber das gehörte Beispiel der Geschichte bildet nie so sicher, als das selbsterlebte der eigenen Erfahrung, denn die eigene Anschauung ist besser, als das erweckte Bild. Deßwegen geht der Mensch in die beste Schule, welcher das Gute und Schöne tagtäglich in dem Handeln und dem ganzen Betragen trefflicher Menschen sieht und erfährt. Und wenn einst die Tugenden der Tapferkeit, der Mäßigkeit, Gerechtigkeit und Frömmigkeit durch den Gemeingeist jedem Einzelnen gleichsam zum Gebote gemacht würden, indem die am meisten angesehenen und geachteten Männer in ihnen lebten; wäre der sittlich-religiöse Unterricht (der doch für sich so wenig hilft) beinahe überflüssig, oder man lernte durch ihn doch nur das begriffsmäßig kennen, was man vorher schon übte und liebte. Darf ich Euch aber für Euer Leben einen Rath geben, meine jungen Freunde? Seht, es gehen so viele auf Menschenkenntniß aus, um Andere für ihre zum Theil eigennützigen Zwecke zu gebrauchen. Lernt denn auch Ihr die Menschen kennen, um Euch selbst zu veredeln! Suchet überall im fremden Leben den zarten, feinen Blüthen des sittlich Schönen nach, welche sie seien und unter welcher Form, in welcher Umgebung Ihr sie finden möget, und heftet auf sie Euere Betrachtung, nehmt sie in Euer Gefühl auf, labt an ihnen Euer Herz. Dieses wahrlich! ist die edelste und am meisten lohnende Menschenkenntniß.

Ich führe Euch jetzt in eine dritte Welt ein, in welcher Ihr Euer Gefühl bilden könnt, in welcher Ihr edel und fromm zu werden vermöget, in die Welt der Kunst. Wenn das Schöne und Erhabene in der Natur und im wirklichen Leben nur zerstreut und flüchtig, und oft mit Zufälligkeiten und Schmutz behaftet, vorkommt, so bringt es der schaffende Genius in der Kunst selbstständig von neuem hervor, und giebt ihm in Spiel, Gestalt oder Wort eine reine, ideale und dauernde Form. Die Kunst also kann auf unser Gefühl und unsere Veredlung mindestens so bildend einwirken, als die Natur und die Geschichte zusammen genommen, aus welchen beiden sie für ihre Ideale ihre Stoffe holt. Das Schöne und Erhabene ganz im Allgemeinen und im weitesten Umfange ist es, durch welches die Kunst unser ästhetisches und somit unser religiöses, und durch beides auf eine nothwendige Weise unser sittliches Gefühl bildet.

Ich muß Euch aber auf eine Erniedrigung aufmerksam machen, welche die Kunst in der neueren Zeit erfahren hat. Das ästhetische Gefühl, wißt Ihr, ist durchaus nichts Sinnliches, sondern vielmehr ein lebendiges, selbstthätiges Erkennen des Schönen. Wie aber beinahe jede andere innere Thätigkeit, jede Vorstellung dem sinnlichen Empfindungszustande entweder angenehm oder unangenehm ist, so regt auch das ästhetische Gefühl unsere Empfindung auf. Das Schöne bringt uns Reiz, das Erhabene verschafft uns Rührung, was uns aber eine Zeitlang reizt und rührt, das unterhält uns. Das oberflächliche und gemeine Urtheil nun erkennt in der schönen Kunst nichts,

als ein geſchicktes Mittel, uns durch Reiz und Rührung angenehm zu kitzeln, uns ſinnlich — denn auch der Geiſt hat ja ſeine ſinnliche Seite — zu unterhalten. So wird eine zufällige Folge der himmliſchen Kunſt für ihr Weſen ſelbſt angeſehen — nicht nur vom gemeinen und vornehmen Pöbel, ſondern auch von Künſtlern, die dieſem angehören oder ſchmeicheln wollen. Die Kunſt alſo, welche uns hoch über alles Sinnliche erheben und uns von unſern kleinen Affecten und engen Bedürfniſſen befreien will, wird durch dieſe Entweihung geradezu zur Dienerin der Sinnlichkeit gemacht, und das äſthetiſche Gefühl ſtatt gereinigt, von Grund aus verdorben. Dieſe Verirrung des Geſchmacks darf uns nicht wundern; einer ähnlichen iſt ja auch das ſittliche und religiöſe Gefühl unterworfen. Dem rohen Menſchen iſt die ſinnliche Luſt, welche er empfindet, wenn er meint, ſeine Pflicht gethan zu haben, lieber, als das ſittlich Schöne ſelbſt, und die ſinnliche Reue plagt ihn mehr, als er das Häßliche verabſcheut: die ſinnlichen Folgen der Tugend ſtehen ihm höher, als die Tugend ſelbſt. Er übt dieſe nur um jener willen, ſo wie mancher nur in der Abſicht, um ſich ſinnlich zu reizen, ein Conzert anhört. Eben ſo wird die Frömmigkeit von den meiſten nur deßwegen gepflegt, weil ſie der Seele eine ſo ſüße, ſo tröſtliche, ſo köſtliche Luſt mittheilt, welche aber doch immer ſinnlich iſt. Der arme Menſch glaubt im Sittlichen, im Göttlichen zu wandeln, und iſt ganz in ſeiner ſinnlich-beſchränkten Natur befangen; wenn ihm die Tugend und Frömmigkeit Unluſt und Unbehagen brächte, würde er ſich wohl hüten, gut und fromm zu ſein. Daſſelbe ſinnliche Intereſſe zieht die Tugend und Frömmigkeit

in's Gemeine hinab, und läßt das äſthetiſche Gefühl nicht emporſteigen.

Deßwegen kennen die meiſten neuern Menſchen wohl die ſinnliche Luſt des Reizes und der Rührung, die im Gefolge der Kunſt iſt, und die angenehme Unterhaltung, die ſie gewährt; von der Kunſt ſelbſt aber und ihren weſentlichen Wirkungen, von der Kunſt, welche das Gemüth reinigt, befreit, mäßigt, erweitert und beflügelt; von der Kunſt, welche das Tiefſte, Freieſte und Zarteſte unſerer ewigen Natur anſpricht und entwickelt, wiſſen ſie wenig oder gar nichts. Ihr aber, meine Jünglinge, habt es durch die Geſchichte, vornehmlich aber durch das Studium des helleniſchen Volkes und ihrer Schriftwerke, erkannt, daß alle ſchöne Kunſt, welche dieſes Namens werth iſt, eine Dienerin der Religion ſein oder wenigſtens einen religiöſen Charakter haben muß. Ueberall in der Geſchichte, wo Ihr die Dichtkunſt, die bildende Kunſt, die Muſik bedeutungsvoll aufblühen ſehet, huldigen ſie der Religion und einem ſittlichen Geiſte, und auch was die neueſte Zeit in der Kunſt Gediegenes hervorgebracht hat, iſt weit davon entfernt, der geſelligen Kurzweil zu fröhnen, wenn es auch nicht immer von hohem ſittlichen und religiöſen Ernſte erfüllt iſt. Dieſe höhere Bedeutung der Kunſt muß Euch auch von einer andern Seite her verſtändlich ſein, wenn Ihr Euch erinnern wollt, daß das Schöne und Erhabene Sinnbilder des Geiſtigen und Ewigen ſind.

Auf dieſe unſterbliche Würde der Kunſt mache ich Euch deßwegen aufmerkſam, damit Ihr ſie zu Euerer ſittlichen und religiöſen Veredlung gebrauchen möget. Ich

wünſchte, daß jeder von Euch Singen, Muſik und Zeichnen lernte, nicht weil Ihr dieſe Fertigkeiten vielleicht einmal zu irgend einem Erwerbe oder ſonſtigen äußern Zwecke brauchen könnt, nicht um einſt durch Euere Geſchicklichkeit in Geſellſchaften prunken zu können, und auch nicht um Euch auf eine angenehme Weiſe die Zeit zu vertreiben. Zwar iſt Singen, Muſiciren und Zeichnen für den, welcher es gelernt hat, nur ein Spiel; aber wer dieſes Spiel richtig zu würdigen verſteht, weiß, daß ihm eine ernſte Bedeutung zu Grunde liegt. Wer dieſe Künſte ausübt, beſchäftigt ſich ja mit dem Schönen; das Schöne aber belebt die heiligſten Gefühle unſeres Herzens und die edelſte Thätigkeit unſeres Geiſtes. Wenn Ihr Euch alſo ſelbſt recht verſteht, werdet Ihr Euere Muße ſo wenig zum trägen Müßiggange, als zum bloßen ſinnlichen Genuſſe, ſei er auch von der feinſten Art, mißbrauchen. Das iſt vielmehr die edelſte Anwendung der Muße, welche Ariſtoteles ſo hoch hält, daß er ſie das Ziel der Thätigkeit nennt, daß wir uns in ihr mit etwas Schönem im bedeutungsvollen Spiele beſchäftigen, dadurch unſere ſinnlichen Empfindungen und Begierden mäßigen und unſere religiöſen und ſittlichen Gefühle erwecken, ſo unſerer unſterblichen Seele inne und froh, und in unſerm Gemüthe ſelbſt rein und ſchön werden. Eine ſolche Muße enthält, wie der eben genannte Weiſe ſagt, ein Leben in Seligkeit; in ihr erholt ſich der Geiſt auf die würdigſte Weiſe; aus ihr geht er gehoben, geläutert und gekräftigt wieder zum Tagesgeſchäft zurück. Wenn Ihr nun auf eine ſolche Weiſe Euerer Muße genießen wollt — und wo wäre der edle Jüngling, der es nicht wollte? — ſo

werdet Ihr von der Kunſt, durch die Ihr ſie Euch zu verſchaffen ſucht, alles Weichliche, Erſchlaffende und Uebertriebene abhalten. Dann werdet Ihr beſonders in der Muſik alle die zahlloſen Künſteleien, durch die ſich unſere ſogenannten Virtuoſen zugleich an dem Geſchmack und dem ſittlich-religiöſen Gefühl unſeres Volkes verſündigen, Ihr werdet alles das, was nur ſchwer iſt und nur bewundert wird und nur Effect macht, mit ſittlichem Unwillen von Euch wegſtoßen, und nur die einfache, natürliche, bedeutungsvolle Schönheit ſuchen und lieben.

Vor allen andern aber nenne ich Euch die geiſtigſte der Künſte, die Dichtkunſt, welche die beſtändige Begleiterin Eueres Lebens und Euch die Lehrerin des Geſchmackes, der Tugend und Frömmigkeit werden möge. In der Dichtkunſt ſehen wir, wie in einem Spiegel, verklärt das Bild unſeres eigenen Geiſtes. Alles, vom muthwilligen Scherze bis zum heiligſten Ernſte, vom ſchwindenden Vorſatze bis zur mühevollſten That, vom unwillkührlichen Einfalle bis zur folgerechten Weisheit, vom augenblicklichen Schmerze bis zur erhabenen Entſagung und von dem leiſeſten Mitgefühl bis zum großen Opfertod, alles, was je unſer Geiſt erwog, was je unſer Herz hob oder niederſchlug und unſern Willen anſprach, lebt uns in der Dichtung auf. Was in uns unlauter iſt, weiß ſie zu reinigen, was ſchwach iſt, zu beleben, und was verhüllt liegt, an's Licht zu ziehen. Leicht verirrt ſich der Menſch in dem dunkeln Getriebe ſeines Innern, aber ſchnell findet er ſich wieder in den klaren Bildern der Dichtung zurecht; leicht fließt das Edle, welches einmal in uns auftauchte, wieder mit dem Gemeinen zuſammen,

aber in der Dichtung steht es bleibend geschieden vor dem betrachtenden Auge. Sie legt uns keine Vorschriften und Regeln auf, denen wir als fremden Befehlen immer ungern folgen, sondern sie entzückt uns durch den Anblick geistiger Schönheit; und indem sie in reiner Form von dem redet, was unserm eigenen Herzen so lieb und werth ist, wird es uns theuerer, je genauer wir es im poetischen Bilde betrachten, und unaufgefordert machen wir selbst das schöne Gebild zu dem Ideal unseres Handelns, und folgen ihm frei als unserm lebendigen Muster und Beispiele. Das ist die wunderbare Macht besonders des geistig Schönen, daß es uns religiös und sittlich veredelt und belehrt, ohne daß die Dichtung absichtlich und ängstlich darauf ausgeht, ja ohne daß oft der Belehrte oder Veredelte es selber weiß. Der Geist wird sittlich gesund durch den Anhauch des Schönen, wie der Körper durch das Einathmen einer reinen Luft.

Diese sittliche und religiöse Bedeutsamkeit der Dichtkunst, und der Kunst überhaupt, ist bei den gebildeten Gelehrten unseres Volkes wohl theoretisch anerkannt, aber sie hat unsere Denkweise und unser Gefühl noch nicht durchdrungen, und das Schöne übt bei uns keinen großartigen und durchgreifenden Einfluß auf das Gesammtleben unseres Volkes aus. Unsere Dichtung gehört dem kleinen Kreise der sogenannten Gebildeten an. Sie ist größtentheils auf fremdem Boden, in fernen Zeiten erwachsen, und daher zum Theil gelehrt, oder doch nur Wenigen zugänglich und schwer verständlich. In ihr spricht sich das religiöse Gefühl des Volkes wenig, zum Theil gar nicht aus, und von Patriotismus und Gemeingeist

ist unsere beste Dichtung beinahe ganz verlassen. Daher übt sie keinen durchgreifenden Einfluß auf die religiös-politische Gestaltung des Volkslebens aus: sie liegt unserer Volkserziehung nicht zu Grunde und kann ihr nicht zu Grunde liegen; die tiefste christlich-germanische Weltanschauung ist nicht in ihr ausgesprochen.

Bei den Griechen aber war dieß anders! Sie allein hatten eine eigenthümliche, das sittlich-patriotisch-religiöse Leben des ganzen Volkes tragende und erziehende Kunst, und namentlich eine solche Dichtkunst. Und nun, meine Jünglinge, wird es Euch wenigstens zum Theil klar sein, warum Ihr eigentlich griechisch lernt! Ihr sollt an den griechischen Meisterwerken Euern ästhetischen Geschmack bilden. Was heißt das? Ihr sollt nicht an ihnen lernen, wie elegant, genau und regelrecht die alten Dichter geschrieben haben — denn dieses könnt Ihr an den Dichtern Euerer Muttersprache auch lernen, und dieser Gewinn ist der vieljährigen Mühe nicht werth. Aber Ihr sollt bei den Griechen die sittlich-religiöse Bedeutung des Geschmackes kennen und einsehen lernen, welche erziehende Kraft das Schöne für das ganze Volk haben müsse. Kennen lernen und einsehen? Nein, erleben und erfahren müßt Ihr es, und die alten Dichter müssen auf Euch in ähnlicher Weise sittlich und religiös bildend einwirken, wie einst auf das hellenische Volk selbst. Wenn Ihr durch die Alten die Bedeutung, die himmlische Weihe und die veredelnde Kraft des Schönen an Euch selbst erfahrt, und zugleich deutlich und lebendig fühlt, welche Herrschaft dem Schönen im großen Leben des ganzen Volkes gebühre — dann wahrlich! aber nur dann habt Ihr die Alten nicht

umſonſt ſtudirt, und bei ihnen gelernt, was man bei neuern Schriftſtellern und in der ganzen modernen Welt nicht lernen kann.

Als ein anderes Bildungsmittel des Gefühls kennt und ehrt Ihr alle unſere kirchliche Gottesverehrung, unſere heiligen Gebräuche und den ganzen Cultus. Die Kirche bildet vorzugsweiſe unſere religiöſen Gefühle der Andacht und Demuth und will durch beide unſere Geſinnung heiligen, ſie iſt eine eigene große Bildungsanſtalt unſeres religiös-ſittlichen Lebens. Von dieſem Bildungsmittel brauche ich Euch nicht lange zu reden, denn es iſt keiner von Euch ſo roh, der nicht ſchon oft die Kraft deſſelben an ſich ſelbſt und an ſeinen Mitmenſchen erfahren hätte. Aber der Vaterlandsfreund muß es beklagen, daß der Cultus, welcher das ganze Volk in dem Höchſten und Beſten verbrüdern ſollte, daß er gerade uns recht trennt und auseinander reißt. Die eine Partei hofft beinahe alles von der bloßen Belehrung, weßhalb ſie die heiligen Gebräuche und Symbole allzu ſehr beſchränkt, und die ſchöne Kunſt beinahe ganz ausſchließt; denn weil das Schöne ſich uns nur durch das Medium der Sinne darſtellt, wähnt ſie, daß das Schöne ſelbſt ſinnlich ſei, nach welchem Schluſſe freilich auch die Rede, welche wir hören, das Gebet, welches wir ſprechen, etwas Sinnliches wäre und es im Grunde gar nichts Ueberſinnliches mehr gäbe, weil uns auch dieſes nur durch den innern Sinn zum Bewußtſein kommt. Die andere Partei will die einmal eingeführten Bilder, Gebräuche und Symbole für immer feſthalten, gleich als wenn ſolche, die das Gefühl nicht mehr ergreifen und befriedigen, dem Geiſte nach nicht ſchon

von ſelbſt abgeſchafft wären. Alle ſolche Erregungs- und Erziehungsmittel des religiös-ſittlichen Lebens müſſen mit der Geiſtesentwickelung Hand in Hand gehen, ſonſt werden ſie nur hemmende Anhängſel unſeres Lebens. Auch dürfen die heiligen Gebräuche und Symbole nicht fremdher geboten und auferlegt ſein, ſondern müſſen aus unſerm eigenen freien Leben hervorwachſen. Aber die Kunſt in ihrem ganzen Umfange ſollte wieder in den Dienſt des kirchlichen Cultus treten, denn das Schöne iſt der würdigſte Träger des Religiöſen und das Religiöſe die innere Bedeutung des Schönen. Man hat ſich ſchon über ſo unendlich Vieles vereinbart, ſollten die Gebildeten unſeres Volkes ſich nicht auch über die allgemeine Bildungsanſtalt des äſthetiſch und religiös ſittlichen Gefühls — Kirche genannt — verſtändigen können?

Endlich, meine Jünglinge, nenne ich Euch noch ein Hauptbildungsmittel des Gefühls, von dem Ihr vielleicht nicht erwarten möchtet, daß ich es als ſolches preiſen werde, nämlich gymnaſtiſche Uebungen. Unſerer Zeit, welche alles durch Belehrung und Unterricht zu erreichen meint, wird freilich die Behauptung auffallend ſein, daß es der Hauptzweck der Gymnaſtik iſt, unſere Gefühle zu bilden. Aber ich werde einem jeden von Euch die Richtigkeit dieſer Anſicht auf das triftigſte beweiſen können. Ihr erinnert Euch, daß die Luſtgefühle zum Theil auf das Angenehme gehen, und zum Theil auf das Gute und Schöne ſich erſtrecken. Denn es giebt ja eine ſinnliche Luſt, welche den Genuß, das Vergnügen und das Wohlleben will, und allen Schmerz, alle Entſagung und Entbehrung flieht, und eine höhere Luſt, welche ſich,

über das sinnliche Interesse erhaben, des Guten und Schönen erfreut, die wir auch als ein reines, edles Wohlgefallen kennen lernten und bezeichneten. Die sinnliche Lust hält den Menschen immer in einem leidenden (passiven) und daher mehr oder weniger thierischen Zustande seines Lebens befangen, und sie scheut Arbeit und Anstrengung, denn jede solche Bemühung thut dem Wohlleben Abbruch und ist sogar von einem Gefühl des Schmerzes begleitet; das edle Wohlgefallen am Schönen hingegen ist schon an und für sich thätig, denn wir fühlen ja das Schöne und Gute nur durch einen selbstthätigen Akt unseres Erkenntnißvermögens, und spornt uns durch die Anmahnung, das Gute und Schöne selbst hervorzubringen und an uns darzustellen, fortwährend zur Selbstthätigkeit auf. Die Lust am Angenehmen will nur genießen und es sich wohlergehen lassen; die Lust am Guten und Schönen will, gehörig erstarkt, hervorbringen und belebt unsere freie Selbstthätigkeit.

Nun werdet Ihr die sittliche Erziehung durch die gymnastischen Uebungen leicht begreifen. Einerseits nämlich thun sie allem passiven Genießen, allem unthätigen vergnüglichen Wohlleben Abbruch. Sie mäßigen die Genußsucht, sie unterdrücken sinnliche Begierden, sie wehren alle schwächliche, weichliche Affekte von uns ab, kurz sie halten das sinnliche Lustgefühl, diesen größten Feind des Menschen, in seinen natürlichen Schranken, auf seiner niedrigen Stufe, die ihm allein von Rechtswegen gebührt. Indem sie es aber andererseits ihrem Zögling auflegen, selbst mit Schmerz und Entsagung, thätig zu sein, rufen sie in ihm allmählig eine höhere sittliche Lust hervor.

Denn was ihm zuerst schwer war, wird ihm bald ein erfreuliches Spiel, und er hat jetzt nicht mehr allein Lust an dem, was er ißt, trinkt und überhaupt genießt, sondern an dem, was er thut und hervorbringt, an den Aeußerungen nicht seines thierischen, sondern seines reinmenschlichen Lebens, denn das rein Menschliche in uns ist Selbstthätigkeit. Werden aber dem Turner diese freien körperlichen Spiele auch leicht und geläufig, so nehmen sie doch immer seine Aufmerksamkeit, seine Anstrengung in Anspruch, und so werden ihm Fleiß, Mühe, Ausdauer selbst, im Gegensatz der natürlichen Trägheit, des Leichtsinnes und der Flatterhaftigkeit, lieb und theuer, er bekommt eine wahre, reine, freie Lust an löblichen Aeußerungen seiner Selbstthätigkeit, und somit am Guten und Schönen. Die Gymnastik erhebt den Menschen von der leidenden Empfänglichkeit zur Thätigkeit — und dadurch vom bloßen Thiere zum Menschen.

Es giebt daher keine so herrliche Schule zur Sittlichkeit, als die bei uns so ganz vernachlässigte Gymnastik. Was gäbe es Herrlicheres, als wenn wir das Gute und Schöne mit freier, reiner Lust thun und üben! Nun können wir diese Lust in uns tragen, aber sie kann auf unser Handeln ohne Einfluß sein, weil die Selbstthätigkeit, dieser eigentliche Mensch in uns, noch ganz in den Banden des sinnlichen Triebes liegt. Die Gymnastik aber befreit uns von diesem Joche, sie übt uns, unsere sinnliche Lust zu beherrschen, und erweckt und kräftigt die höhern Triebe; sie dient also unserer edelsten Liebe, indem sie uns erst in Stand setzt, sie in Thaten geltend zu machen. Ferner stellen alle andere Bildungsmittel das Schöne und

Gute als ein Gegebenes vor uns hin, die Gymnastik aber lehrt uns dasselbe selbst hervorbringen, und so Freude an unserm eigenen Schaffen zu haben; denn schön und sittlich-gut ist ja jede gesunde Aeußerung des selbstkräftigen Geistes. Welches Wohlgefallen am Schönen und Guten aber ist höher anzuschlagen, die an dem Gegebenen in der Natur, in der Geschichte, in der Dichtkunst, oder die an dem Schönen in unserm eigenen Handeln — an der Aufmerksamkeit, Anstrengung, Kraft, Selbstbeherrschung und Selbstthätigkeit, welche sich rein und lauter in dem freien Spiel unserer körperlichen Uebungen aussprechen? Jene Lust ist doch nur beschauend, diese aber ist wahrhaft thätig und wahrhaft ethisch. Ist auch das angebotene Gute unendlich größer und herrlicher, als das kleine selbsterworbene; so ist doch dieses allein unser eigenes Werk und nur in ihm und durch dasselbe sind wir sittlich gut. Ist aber die freudige Selbstthätigkeit durch Gymnastik einmal hervorgerufen, dann ist der Boden errungen und geebnet zu den reichsten ethischen Anpflanzungen. Sind wir nur einmal sittlich selbstthätig und energisch geworden, so werden wir uns alles Große und Herrliche anzueignen vermögen. Wir haben uns an dem Kleinen für das Größte vorgeübt, und nachdem wir einmal die köstliche Frucht der Thätigkeit des Geistes gekostet haben, wird es uns in einem erschlaffenden Sinnenleben nie mehr wohl und behaglich werden.

Seht also, meine jungen Freunde, jetzt noch meine Schüler, aber bald größtentheils Euere Euch überlassene Selbsterzieher, seht in der freien Gymnastik ein Hauptmittel, den sinnlichen Trieb zu unterdrücken und dem

ſittlichen die Herrſchaft zu verſchaffen, alle gemeinen Lüſte zu dämpfen und das edelſte Wohlgefallen und die ſchönſte Liebe feſt zu begründen. Ich beſchwöre Euch bei Euerm eigenen Wohl, dieſes Mittel nicht unbenutzt zu laſſen.

Meint nicht, daß der Unterricht und die Verſtandesanſtrengung die Gymnaſtik vertreten könne, weil ja auch die Bemühungen des Verſtandes die Selbſtthätigkeit hervorrufen. Denn die Verſtandesanſtrengung hat auf die ſittliche Geſtaltung des Lebens unmittelbar keinen nothwendigen Einfluß.

So hätte ich Euch in Naturbetrachtung, Geſchichte, Kunſt, Kultus und Gymnaſtik die Hauptbildungsmittel des äſthetiſchen, religiöſen und ſittlichen Gefühls, ſo wie der Luſtgefühle genannt. Denn die andern Mittel, z. B. unſere Erziehung durch unſere beſondern Schickſale ſind zu individuell, und andere, z. B. unſere Erziehung durch den Gemeingeiſt, ſind uns ganz entzogen, ſo daß ich Euch auf ſie nicht beſonders aufmerkſam machen kann. Wenn nun unſere Gefühle auf die Weiſe belebt und erregt ſind, dann erſt tritt die Belehrung und wiſſenſchaftliche Aufklärung rechtmäßig hinzu, und vollendet, indem ſie die Gefühle an beſtimmte Begriffe und Schlüſſe bindet, indem ſie Irrthum und Aberglauben abhält und uns eine höhere wiſſenſchaftliche Einſicht in die lebendigen Ueberzeugungen derſelben verſchafft, ſie vollendet hierdurch unſere äſthetiſche, religiöſe und ſittliche Bildung. Jene frühere Erregung und Befeſtigung der Gefühle bleibt immer die Hauptſache; dieſe rationelle Nachrechnung über den ſchon vorhandenen eigenen Beſitz iſt nur Bedürfniß des wiſſenſchaftlich Gebildeten. Denn nur dieſem iſt es Bedürfniß,

über seine eigenen Gefühle zu reflectiren, und sich eine gründliche Rechenschaft über ihre Aussprüche abzulegen. Dagegen aber verlangen wir, daß jede Erregung, Stärkung, Läuterung und Befestigung des Gefühls durch die oben genannten Mittel immer den Verstand des Zöglings oder dessen, der sich selbst bildet, mit in Anspruch nehme, denn wo der Verstand nicht mit betheiligt ist, kann von geistiger Bildung gar nicht die Rede sein. Erinnern wir uns aber, daß die Gefühle nichts sind, als lebendige Thätigkeiten der Urtheilskraft, so sehen wir leicht ein, daß dieselben gar nicht wirklich veredelt werden können, ohne den Verstand zugleich mit zu bilden. Unsere lebendigste Verstandesbildung ist ja gerade die Bildung unseres Gefühls überhaupt.

Von den aufgezählten Bildungsmitteln erweckt jedes zunächst Ein besonderes Gefühl und nur durch dieses die übrigen, die Natur und Kunst bilden vornehmlich das ästhetische, die Geschichte und das Beispiel das sittliche, der Kultus das religiöse Gefühl und die Gymnastik die Lustgefühle. Wer daher diese Erziehungsmittel nicht gleichmäßig gebraucht, wird leicht nur zu einer einseitigen, kränkelnden Gefühlsentwickelung gelangen. Daher giebt es eine einseitige ästhetische Gefühlsbildung, welche kalt und oberflächlich mit den schönen Formen nur spielt, von denen sie nie religiös und sittlich ergriffen wird, an denen sie kein tieferes Wohlgefallen findet; eben so eine einseitige sittliche, welche, auf das ethische Handeln beschränkt, der ästhetisch-religiösen Weihe ermangelt; und endlich eine kränkelnde religiöse Ausbildung des Gefühls. Vor dieser muß ich Euch ganz besonders warnen. Was

ſoll uns zuletzt jede religiöſe (wie auch jede äſthetiſche) Ausbildung? Hat ſie ihren Endzweck in ſich ſelbſt? Gewiß nicht! Die religiöſe Beſchauung (ſo wie die äſthetiſche Betrachtung) ſind ſich wahrlich! nicht ſelbſt genug, ſie wollen vielmehr, indem ſie das Gemüth erheben, reinigen und ſammeln, die rechte Geſinnung und Handlungsweiſe herbeiführen. Denn das Handeln iſt ja allein der letzte Beziehungspunkt unſeres Weſens, und der Menſch taugt im Grunde nur ſo viel, als ſein Handeln werth iſt. Dieſe ethiſche Bedeutung gewinnt aber das religiöſe (ſo wie das äſthetiſche) Gefühl nur dadurch, daß es das ſittliche Gefühl belebt und ergreift. Reißt ſich alſo jenes von dieſem los, ſo verirrt es ſich offenbar, ja ſo wirkt es ſogar oft unſittlich, indem es den Menſchen glauben macht, er ſei ſchon gut, wenn er nur religiöſe Gefühle habe. Wenn unſere religiöſen Gefühle unſere ſittliche Thätigkeit nicht berühren, oder dieſelbe gar beſchränken und unterdrücken, ſo ſind ſie nicht nur ſelbſt krank, ſondern verpeſten auch unſere Seele.

Was geſchieht aber, wenn ſich das religiöſe Gefühl vom äſthetiſchen losreißt? Etwas, was Ihr häufig genug in der Erfahrung findet. Das religiöſe Gefühl muß, wie jedes andere, ſich nothwendig an irgend ein Bild oder eine Anſchauung feſthalten, denn wir fanden ja früher, daß jedes Gefühl ſich nur bei einem einzeln gegebenen Falle ausſpricht. Und da wiſſen wir aus dem Frühern hinlänglich, daß ſchöne Bilder und Anſchauungen die allein tauglichen und würdigen Träger des Religiöſen ſind; daß das Schöne der reine Leib des Religiöſen, und dieſes die tiefe Seele des Schönen iſt. Wie aber, wenn dem reli-

giöſen Gefühle das Schöne entzogen wird? Dann wahrlich! verſinkt es in ſich ſelbſt, es verkümmert, wird trübe, myſtiſch, ſchwächlich, ſchwärmeriſch, ihm fehlt alle friſche Lebendigkeit. Aber noch nicht genug! Nach der weſentlichen Beſchaffenheit unſeres Geiſtes muß jedes Gefühl ein Subſtrat haben; ſo hat das äſthetiſche Gefühl das Bild und die Anſchauung, das ſittliche beſonders die einzelne Handlung und das beſondere Beiſpiel zum Anlehnungspunkte. Iſt nun dem religiöſen Gefühl die äſthetiſche und ſittliche Grundlage entzogen, und will es ſich doch mit dem wirklichen Leben in Verbindung ſetzen, ſo knüpft es ſich an die ſinnlichen Triebe und an die Vorſtellungen des calculirenden Verſtandes an. Hieraus erklären ſich uns denn zwei Erſcheinungen, denen wir leider! in der Geſchichte und der Erfahrung ſo häufig begegnen. Wir ſehen nämlich das religiöſe Gefühl ſich auf eine widrige Weiſe zu unſerer thieriſchen Natur verirren und gewiſſe dunkle Triebe zu einer unnatürlichen Gluth und Leidenſchaft anfachen; und ſogar edle Gemüther, welche ihr religiöſes Gefühl auf die genannte Weiſe ſchwebend erhalten, ſind nie davor geſchützt, daß ſich in daſſelbe nicht eine ſüße ſinnliche Liebelei, ihnen vielleicht ſelbſt unbewußt, einſchleiche. Die zweite Erſcheinung iſt, daß gerade diejenigen, welche alle wiſſenſchaftliche Forſchung und den geſunden Vernunftgebrauch in Religionsdingen ganz verwerfen und nur dem blinden Ueberlieferungsglauben zu huldigen meinen, oft die einſeitigſten Rationaliſten ſind. Sie ſprechen nämlich über alles, was ſie ſelbſt im Leben trifft und über alles, was ſich ereignet und ereignet hat, ſo, daß man glauben ſollte, ſie hätten bei der Welterſchaffung und

Welterhaltung im Rathe Gottes Sitz und Stimme. Ihr Gefühl klammert sich an ihre ungemessenen Verstandesoperationen an und trägt dieselbe in die höhere Region einer übernatürlichen Weisheit empor, wo sich die göttlichen Geheimnisse leicht zu erkennen geben. Vor dem wesenlosen Gefühlsleben und vor der mystischen Vergötterung der Naturtriebe und des irdischen Verstandes sind wir nur dann verwahrt, wenn wir das religiöse Gefühl mit dem reinen, edlen Leib des Schönen umhüllen und mit den starken Waffen des Sittlichen versehen. Wenn einmal in unserm Volke die tiefe Bedeutung des Schönen lebendig anerkannt, und wenn der ethisch-politische Gemeingeist für Ehre, Gerechtigkeit und Freundschaft entzündet wäre, dann würden wir für immer von allem Mysticismus und dieser zwiefachen häßlichen Ausartung des religiösen Gefühls befreit sein. Und nur auf diese Weise können wir es werden; Unterricht, Verstandesbildung allein vermag uns nicht zu retten!

Ich meine, Euch nun genügend auseinander gesetzt zu haben, durch welche Mittel Ihr selbst Euere Gefühle am besten bilden könnt und sollt. Hierbei habe ich an manchen Stellen schon angedeutet, wie beschaffen das Gefühl sein müsse, welches auf den Namen eines gebildeten Anspruch machen könne. Erlaubt mir nun noch, daß ich diese Andeutungen übersichtlich zusammenstelle und ergänze, damit Ihr auch das Ziel seht, welchem Ihr diese edelste Anlage entgegen zu führen habt. Doch spreche ich hier nur von der zweiten Classe, von den Gefühlen des Sittlichen, Schönen, Religiösen und des Wohlgefallens; über die erste Classe in dieser Hinsicht etwas zu sagen,

würde ganz ohne Bedeutung sein. Welche ist also die wahrhaft edle Gestalt unserer besten Gefühle, welche alle eigentlich nur verschiedenartige Zeugen der idealen Welt sind?

Alle diese Gefühlsaussprüche, wie jede Geistesthätigkeit, haben in ihrem Gefolge etwas Sinnliches, einen Reiz, eine Rührung, etwas Angenehmes. Uns aber soll das Gefühl und sein eigener himmlischer Inhalt, nicht aber diese zufällige Folge lieb werden. Unsere Gefühle sollen lauter und rein, d. h. nicht durch sinnlichen Beisatz beschmutzt sein. Wir wollen die sinnliche Lust ja eben in uns unterdrücken, und das reine Wohlgefallen am Schönen, Guten — am Idealen in uns wach und lebendig erhalten. Mit süßen, angenehmen Gefühlen wollen wir uns nicht befassen. Alle Gefühlsempfindelei sei und bleibe ferne von uns!

Ohne besonnene verständige Selbstthätigkeit gäbe es blos eine mechanische Abrichtung und Dressur, aber keine freie Bildung der Gefühle. Diese wache Besonnenheit wird die Gefühle hell, klar und wahr wachen, daß sie nicht ererbten Aberglauben und sanctionirte Volksvorurtheile für ewige Wahrheit ausgeben. Darin besteht eben die Freiheit der Gefühle, daß sie durch keine äußere aufgezwungene Lehrsätze gefesselt sind, sondern nur die wahre innere Ueberzeugung des Menschen aussprechen.

Schneller, richtiger und taktfester, als der kalt speculirende, bedächtige Verstand treffen ihrer Natur nach die Gefühle das Rechte und Wahre. Daher verlangen wir eine feine, zarte und sinnige Gefühlsbildung.

Eine einſeitige Ausbildung unſerer idealen Gefühle taugt nichts. Nur durch den harmoniſchen Zuſammenklang aller drei entſteht die ſchöne, himmliſche Muſik! Das äſthetiſche Gefühl wird durch das religiöſe tief und erhaben, durch das Wohlgefallen des Herzens innig und warm, durch beide ernſt; das religiöſe wird durch das äſthetiſche lebendig, durchſichtig und heiter, und durch das ſittliche ſtark, kräftig und thätig; das ſittliche endlich ſchöpft aus dem äſthetiſchen ſeine beſte, edelſte Nahrung, und erhält durch das religiöſe ſeine überirdiſche Weihe und ſeine Heiligung. Wer ſein Leben lieb hat, ſorge für die harmoniſche Veredlung aller drei Gefühle! Es vermähle ſich das Heitere mit dem Ernſten, das Zarte mit dem Tiefen, das Schöne mit dem Erhabenen zu dem wundervollſten Seelenſpiel!

Die Gefühle ſind einzeln, augenblicklich und vorübereilend; es iſt das Werk der Bildung, ſie bleibend und dauernd zu machen. Wir verlangen daher, daß Gefühlsſtimmungen begründet werden, welche auf ſichern Ueberzeugungen ruhen, und durch Natur, Kunſt, Geſchichte, Gymnaſtik und den Gemeingeiſt ſtets von neuem belebt werden ſollen.

Noch vor zwei Abwegen muß ich Euch warnen. Wortreiche Prahlerei mit Gefühl, ſagt ein trefflicher Schriftſteller, iſt ein Gebrechen der modernen Welt — weil ſie ſo arm an wahrem Gefühle iſt, ſetze ich hinzu. Wenn Ihr ein geſundes Gefühl in Euch tragt, werdet Ihr es ſich immer ausſprechen laſſen, Ihr ſelbſt aber werdet nicht von ihm ſprechen. Ihr redet ja in Geſellſchaften auch nicht von dem Athem Eueres phyſiſchen Le-

bens, wie wolltet Ihr mit dem Athem Eueres geistigen prunken?

Und dann vergeßt es nie, daß alle Euere Gefühlsbildung nur die Gesinnung und die That will. Sie soll blos ein Hebel eines wahrhaft würdigen, thätigen Lebens in Gerechtigkeit, Ehre, Freundschaft und Vaterlandsliebe sein. Nicht nach seinen Gefühlen, sondern nach seinem Streben und seinen Handlungen mißt sich des Menschen Werth. Unthätige Gefühle, und wenn in ihnen der ganze Himmel der Güte und Seligkeit läge, sind ohne Bedeutung.

So hätte ich Euch denn die richtige Gefühlsausbildung und den Weg geschildert, zu ihr zu gelangen.

Was sag' ich Euch weiter, meine Jünglinge? Ich habe vielleicht schon zu lange und zu viel gesprochen; aber Euere gespannte Aufmerksamkeit hat meine Rede zu dieser Länge ausgedehnt. Ich wünschte hauptsächlich das Herz von Euch getroffen zu haben, die Ihr uns bald verlassen und zur Hochschule übergehen werdet. Euch besonders wünschte ich ein bedeutsames Wort gesagt zu haben, das Euch theuer wäre, und auch, wenn Ihr von mir getrennt seid, noch in Euch fortlebte und fortwirkte. Worte sind Rauch und Wind, wenn sie in der befreundeten Seele und in dem thätigen Leben des Zuhörers nicht Form und Gestalt gewinnen. Ich habe gesprochen, und ich kann leider! nichts als sprechen. Aber wenn das Wort verklungen ist, soll die That beginnen. Wohlan denn, wer von Euch ein hochherziger, edler Jüngling ist, der gehe hin und mache meine Worte zur Wahrheit.

— Ich habe dieſe Rede niedergeſchrieben, weil ich von meinen Freunden, beſonders von Sabel, darum gebeten wurde. Aber indem ich ſie jetzt wieder durchleſe, ſehe ich doch, daß ich ſie anders hielt und anders ſchrieb. Man kann Alles nur einmal thun! Indem ich ſchrieb, drängten ſich, mir ſelbſt nicht recht deutlich, meine Freunde in den Vordergrund meiner Zuhörer: damals aber fühlte ich mich nur unter meinen Schülern, und ſprach viel kürzer und nur für ſie.

Als ich ſolche Worte geſprochen hatte, erſchollen hinter meinem Rücken ſanfte Flötentöne. Es war Sabel, welcher ſich auf dieſes Inſtrument gut verſteht. Seine anmuthigen Phantaſien ſtimmten wirklich ganz in den Geiſt meines Vortrags ein, und befeſtigten die Gefühle, die ich vielleicht erweckt hatte. Es herrſchte die größte Stille. Wir fühlten uns tief ergriffen.

Die Sonne war untergegangen. Wir machten uns zum Aufbruch bereit. Ich dankte dem Freunde für die angenehme Ueberraſchung. Die jüngern Schüler, die ſich zum Theil zerſtreut hatten, wurden zuſammengerufen. Sabel ſtimmte einen allgemeinen Geſang an, als wir die ſchöne Stelle verließen. Auch auf dem ganzen Rückweg wurde meiſtentheils geſungen; Sabel hatte ſeinen Schülern eine Maſſe von Liedern eingeübt. Der Vollmond erleuchtete uns den bekannten Weg, als wir erſt unten im Thale waren. Wir langten ſehr ſpät in der Nacht in unſerm Wohnort an.

Den 20. Juni.

Ich habe mir es wirklich vorgenommen, die Naturwissenschaften zu studiren. Oder ich habe mich endlich hingegeben. Kehre zur Natur zurück! rufen mir die seligsten Stunden meiner Kindheit, die reinsten Freuden meines Knabenalters zu. Studire die Natur! ruft täglich mein Freund Adolfen, ermahnt mich mein Lehrer Aristoteles. Befreunde dich wieder mit der Natur! flüstern mir selbst diese tausend unnatürlichen Verhältnisse unseres verirrten Lebens zu, die allenthalben meinen Blick verletzen und mein Herz zusammenpressen. Wie anders will ich mich wieder mit ihr — und mit mir selbst befreunden, als durch die Wissenschaft? Die künstliche Reflexion hat uns von der Natur getrennt: nur die Wissenschaft kann uns zu ihr zurückführen. Den unschuldigen Naturblick haben wir moderne Menschen eingebüßt; wenn wir die Natur nicht wissenschaftlich behandeln und bearbeiten, läßt sie uns unberührt. Wir müssen uns ihr künstlich wieder nähern, wie wir künstlich von ihr abirrten.

Schmähle nicht mit mir, mein lieber Gustav. Du vergleichst mich in einem Deiner Briefe mit einem Engländer, welcher sein ganzes Leben mit einem zwecklosen Umherreisen zubringt, immer von einem Orte zum andern, von Land zu Land, von Welttheil zu Welttheil; so, sprichst du zu mir, scheinst auch du dich in den Gebieten des Wissens umher zu treiben und hast in keinem Ruhe. Ja wohl, Gustav, ich sehe es ein, es wäre besser für mich, mir an irgend einem Plätzchen meine Hütte aufzuschlagen, und in Frieden meinen Acker zu pflügen. Aber ein un-

ruhiger Geist jagt mich aus jeder kleinen Ansiedelung heraus und läßt mich an dem kleinen Besitz keine Freude finden. So schweife ich weiter. Vielleicht finde ich einst irgendwo eine bleibende Stätte!

Aber höre doch auch meine Entschuldigungen, Du guter Freund! Du weißt es, Kant sagt schon, die ganze Mathematik hat ohne Anwendung auf die materielle Erfahrungswelt ganz und gar keine Bedeutung. Da stehe ich nun mit dem Schlüssel vor einem Wunderpallast, und schließe ihn nicht auf! Ist das nicht thöricht? — Und ist meine jetzige philosophische Kenntniß nicht einseitig, unbegründet? Ohne die Kenntniß des menschlichen Körpers vermögen wir auch die Seele nicht vollständig und gehörig zu verstehen. Und was sollen mir alle meine metaphysische Naturbegriffe und allgemeine Naturgesetze? Ich verstehe sie nicht anzuwenden und zu verfolgen; es sind wesenlose Schatten, die mir in der Luft schweben. — Und, Freund, welches ist die ausgebildetste, die am meisten vorschreitende und einflußreiche Wissenschaft unserer Zeit? Die Naturwissenschaft. Wer in unserer Zeit in dieser unkundig ist, scheint mir ein Fremdling in seinem Jahrhundert zu sein.

Soll ich Dir noch einen andern Grund sagen? Die Griechen sind die Natur selbst; wir sind die Unnatur selbst: wie ist es möglich, daß wir sie verstehen können? Wenn ich die Natur so studire, wie Alexander von Humboldt, werde ich einfacher, klarer, beruhigter werden und die herrlichen Alten werden mir näher treten. Jetzt sind mir alle rein naturwissenschaftlichen Bücher des Aristoteles ganz unzugänglich: dann werden sie sich mir erschließen.

Alles, was die classischen Meisterwerke der Alten ausgezeichnet, ist im Grunde Natur; selbst ihre höchste Idealität und tiefste Speculation ist reine, schöne Natur. Dieselbe Ruhe, Einfalt, Großartigkeit und alle andere Vorzüge, die sich in ihren Schöpfungen aussprechen, finde ich gewiß auch draußen in der materiellen Welt. Wenn ich also diese in Bezug auf „den ewigen Einfluß, welchen sie auf die moralische Stimmung der Menschheit ausübt", und auf die Hellenen am vollsten ausübte, studire: werde ich die Geisteswerke dieser erst recht verstehen lernen. Der Eindruck, den ich in Paris empfing, wird meinem Leben nicht verloren gehen.

Den 25. Juni.

Dein Brief hat mich tief ergriffen. Als mein Blick ihn durchflogen hatte, lief ich auf die Berge, und an bekannten Orten, unter geliebten Bäumen las ich ihn zum zweiten, dritten Mal, bis die Dunkelheit des Abends mir Deine Buchstaben auslöschte, aber den Eindruck in der Seele nur noch mehr anfachte. Da starrte ich nun hinaus, und wie sich die Häuser, Thürme der unten liegenden Stadt und zuletzt näher Gesträucher und Bäume in Finsterniß hüllten, schien sich auch das Glück meines Lebens in Nacht zu begraben.

Ja, ich hätte Dir schon längst darüber schreiben und es nicht abwarten sollen, bis Du Dich gedrungen fühltest, das Stillschweigen zu brechen. Siehe! ich verhehle Dir

keinen Zug in meinem Herzen. Aber ich wollte mich bisher vor mir selbst verbergen, darum sprach ich auch zu Dir nicht. Ich bedeckte meinen Kummer, und weil ich ihn nicht deutlich sah, täuschte ich mich bisweilen und meinte, die Wunde sei vernarbt. Deine sanften Worte haben sie aufgerissen. Ich sehe in dem Spiegel Deiner Rede meine Seele in ihrer grausen Gestalt.

Den 26. Juni.

Also Du meinst, ich könne glücklich werden? Wenn du sie liebst, sagst Du, warum thust du keine Schritte, um ihre Gegenliebe zu gewinnen? Diese deine Unthätigkeit, fügst Du hinzu, stimmt weder mit deinem Charakter, noch unserer Denkweise zusammen. Hast du denn so wenig Selbstvertrauen, daß du daran verzweifelst, Cäcilie könne je die deinige werden? —

So höre denn meine Antwort, Gustav. Was ich in mir ertödtet zu haben glaubte, Dein Brief hat es von neuem erweckt: Cäcilie ist mir noch und wird mir bleiben, was sie mir war. Aber die Begleiterin meines Lebens wird sie nicht werden. Ich bin so elend, daß sie selbst mich nicht wird beglücken können, und auch ich fühle mich unfähig, sie glücklich zu machen. Ich sehe zu klar, und bin zu redlich, als daß ich sie und mich betrügen möchte. Ich will kein Weib an mein Schicksal ketten. Wie ein einzelner Funke werde ich durch das Leben fahren, und mit meiner Erscheinung wird mein Gedächtniß sterben.

Immerhin! so will ich mir doch die Seele rein erhalten auf dieser schmutzigen Erde, damit sie im bessern Leben als ungetrübtes Licht aufgehen möge. — Bist du nicht mein, wenn ich dich liebe, Cäcilie?

Den 27. Juni.

Sollte es denn keine ganz reine Liebe geben können? eine Liebe, die nicht in der Gleichgültigkeit auslischt, die man gewöhnlich eheliche Freundschaft nennt? die sich nicht mit Genuß endigt? die sogar der Gegenliebe nicht bedarf? — Ich meine nicht Freundschaft, sondern Liebe, Liebe in der kühnsten, umfassenden Bedeutung des Wortes!

Wir Menschen bedürfen Sinnbilder des Göttlichen. Das sprechendste Sinnbild ist uns ein treffliches menschliches Wesen; in ihm lebt uns die höhere Welt vor unsern Augen, in jedem andern Sinnbild müssen wir sie errathen. Nach dem Bilde Gottes ist der Mensch erschaffen, aber ein edler Mensch ist selbst ein Gott auf Erden. Längst wäre unter den Sterblichen aller Glaube erstorben, wenn nicht immer von neuem in trefflichen Menschen der Himmel zu ihnen hernieder stiege.

Lächle nicht, Gustav! Auch ich bedarf einer solchen, nicht erkünstelten und ersonnenen, sondern wirklichen Anschauung und sinnlichen Erfahrung — einer reinen, klaren und vollen Darstellung des Höhern und Bessern. Ihr Freunde nahe und ferne, seid mir eine Beglaubigung, daß das ewig wahr ist, wovon mein Herz zeugt, und leuchtet

mir auf meinem dunkeln Pfade: aber mein Schutzengel soll Cäcilie sein. Ich will ihr Andenken nicht mehr begraben, sondern es Euch und mir frei bekennen, daß ihr Bild es ist, welches meine Seele in ihrer eigenen Richtung hält. Bei ihr will ich immer von neuem meine Liebe und Begeisterung für das Schöne und Gute suchen, an ihr soll sich meine sinkende Hoffnung emporranken. Ist doch das Streben nach dem Höhern kein Wahn: denn das Höhere lebt ja in ihr.

Ihr andern alle mögt euch an andere Muster halten, denn das Göttliche ist ja nicht auf Ein Wesen beschränkt; in vielen tausend Trefflichen wandelt es über die Erde. Aber was einen so gleichförmigen, anhaltenden, tiefen Eindruck in mir hervorbringt, nenne ich mit Recht meinen schützenden Genius, erhebe ich mit Recht für mich über alle lebende Wesen.

— Welch ein thörichtes Spiel trieb ich bisher! Ich wollte absehen und vergessen, angeblich um nicht unglücklich zu sein. Als ob der nicht unglückselig wäre, der sich das Schöne und Gute verbirgt. Weil ich mir nicht heilig und rein zu lieben getraute, wollte ich es gar nicht. Als ob die Liebe nur im Garten des Eigennutzes erblühen könnte, als ob sie des Genusses wegen, den sie gewährt, wünschenswerth wäre. Und konnte ich die himmlische Gluth löschen? Nein, sie brannte fort, und weil ich sie so gemein behandelte, peinigte sie mich, wie den Sünder das Bewußtsein des Himmels. Ich war des göttlichen Funkens in mir nicht werth, weil ich ihn nur getrübt in mir dulden wollte. O wärest du mein, Cäcilie! rief ich;

aber du kannst nicht mein werden, so stirb, du glühend Herz!

Heil! das Bessere hat in mir gesiegt! Was so mit meinem tiefsten Gefühl verschmolzen ist, und das Beste in mir schöpferisch hervorbringt — es ist mein unentreißbares Eigenthum. Oder sollte ich weniger mein nennen, was meine unsterbliche Liebe, als was mein leiblicher Arm umfaßt? Sollte das weniger mein sein, was meine Tugend stärkt und meinen Glauben erhöht, als was mir äußerlich zu Diensten steht?

Gustav! es ist nicht Schwärmerei, nicht Laune, nicht Tugend, nicht einmal Vorsatz, der meine Liebe zu dieser Höhe hebt — es sind die Umstände, es ist der nothwendige Drang und das eiserne Gesetz des Lebens. Ich kann nur auf diese Weise lieben. Will ich mein bestes Gefühl würdig bewahren, so muß ich stark genug zur Entsagung sein. Auch diese enthält Freuden, von denen ich jetzt schon ein Vorgefühl habe. Glückselig sind die Leidtragenden, denn ihnen ist das Himmelreich. Die Idee, um die ich leide, wird mich reichlich belohnen. Der irdische Besitz hätte mir den geistigen geraubt: so will ich mich denn mit diesem begnügen. Was ich bisher nur in der Dichtkunst las, ich will's im Leben versuchen: rein und heilig zu lieben.

Ob du mich nicht wieder liebst, Cäcilie? Bist du es denn nicht, die mich veredelt? du es nicht, die mir das Gefühl meiner selbst giebt? O, nur den verwandten Geist vermochte der deinige so tief zu ergreifen! Ja, du liebst mich! Ein mir verwandtes Leben schlägt in deiner Brust. Die zerrissene Form meines Seins lebt ganz,

vollendet, rein in dir. So wie du sprichst, würde sich mein Leben ausdrücken, wenn ich so gut wäre, als du es bist. Ich bedarf deiner Versicherung nicht: du liebst mich, du liebst das in mir, was dein Werk ist. So wahr der Schöpfer sein Gebilde liebt: du liebst mich!

Denselben Tag.

Indem ich bei ruhigerm Gemüthe die voranstehenden Absätze überlese, sehe ich, daß ich mich mehr mit mir selbst unterhalte, als Dir antworte, Gustav. Aber ich werde Dir den in ihnen angedeuteten Entschluß rechtfertigen können.

Du kennst mein Streben in seinem ganzen Umfange, und weißt, daß ich mich in ihm so wenig glücklich fühle, als von ihm lassen kann. Wäre ich, wie Du und unser A., ein rein theoretischer Kopf, so könnte ich mich auf die Wissenschaft beschränken und würde, in ihr die Welt vergessend, vielleicht glücklich sein. Aber bei mir gilt es die Anwendung und Ausübung im Leben, und ich habe, wie mir immer deutlicher wird, ein vorherrschendes sittliches Interesse. Unser Leben ist aber so geschaffen, daß ich in ihm nie beruhigt sein, und, was das Schlimmste ist, mich nie meines Wirkens werde erfreuen können. Ich habe Dir meine Ueberzeugung schon oft genug ausgesprochen, daß der gänzliche Mangel an Gemeingeist und öffentlichem Leben unsere Bemühungen um Jugend*erziehung* beinahe ganz vereitelt, und meine hohe Meinung

von der Vortrefflichkeit des Unterrichts unserer Zeit wankt mehr und mehr. Außerdem plagen mich in meinem jetzigen Wirkungskreise tausend Dinge, und ich habe keine Hoffnung, daß dieß irgendwo besser sei.

Was soll ich thun? — Ich will dem einmal gewählten Berufe treu bleiben, bis zum Tode. Aber hier gilt es mehr als sonst wo: Im Glauben gewirkt! und allen unsern Lohn müssen wir Lehrer uns aus dem Bewußtsein der guten Absicht holen. Ich gebe es zu, jenes Wirken ist das edelste und diese Freude die schönste — aber sie allein erfüllen nicht den ganzen Menschen. Seiner sinnlichen Hälfte nach bleibt er unbefriedigt. Wenn ich Dir einst sage, Gustav, daß ich mich vollkommen wohl fühle, so kannst Du sicher darauf rechnen, — ich sei von meinen Idealen abgefallen. Darf ich mir nun bei dieser Gemüthsstimmung eine Familie gründen? Glücklich würde mich eine Gattin nicht machen, aber ich sie sicher unglücklich. Darf ich mich in diesem so rohen öffentlichen Leben ansiedeln, mir es in ihm wohl sein lassen und mich in ihm einheimisch machen? damit ich vielleicht endlich mit ihm zusammenfließe und unthätig leide, was nicht zu ändern ist? oder muß ich nicht freiwillig Mühe und Leiden übernehmen und mein ganzes Leben zum Opfer bringen, damit es, so viel ich es vermag, besser werde? Und muß ich mich hierzu nicht von anderen Verhältnissen frei erhalten? — Wie viele Männer suchen ihr Glück bei Frau und Kind, die es im öffentlichen Leben finden sollten! wie viele suchen für ihren Verrath am Vaterlande Entschädigung im Schooß ihrer Familie! wie viele werden gemein und selbstsüchtig, und glauben, der Sorge und

Opfer für das Gemeinwohl überhoben zu ſein, weil ſie, wie ſie vorgeben, für ſich und „die Ihrigen“ zu ſorgen haben! — —

Ich fürchte nicht, zu dieſer Handlungsweiſe zu verſinken, aber eben, weil ich glaube, einer Familie wenig zu ſein, wenig ſein zu können, muß ich Bedenken tragen, mir eine zu gründen. Weil ich meinem Berufe eine ſo große Schuld abzutragen habe, werde ich jener wenig leiſten können. Die Wunden, die mir das Leben ſchlägt, werden nicht in ihr heilen. Ich werde durch ſie gehindert ſein, frei zu wirken, und das Aeußerſte zu wagen.

Giebt es doch gewiſſenhafte Männer, die ſich wegen der Kränklichkeit ihres Körpers einer ehelichen Verbindung abſichtlich enthalten. Du wirſt es billigen, Guſtav, ja Du wirſt mich vielleicht loben, daß auch ich einem Glücke entſage, nach dem ich nur mit gepreßtem Gemüthe greifen könnte.

In Zeiten, wo das Neue ſich gährend aus dem Alten entwickelt, wo der beſſern Geſtaltung der Dinge erſt der Grund und Boden muß erſtritten werden, muß unſere ungetheilte Liebe und Thätigkeit der Idee gewidmet ſein, wenn wir nur weniges leiſten wollen. Ein allumfaſſendes Intereſſe muß unſer Leben leiten. Nur in ſeltenen Zeiten gehen Privatglück und patriotiſche Tugend Hand in Hand: in unſerer Zeit ſind ſie getrennt. Wer ſie vereinigen will, bringt ſich um beide oder opfert das Höhere. So rieth ja auch der Apoſtel den Corinthern, ſich, wenn ſie ſich ſtark fühlten, in keine Eheverhältniſſe einzulaſſen. Dieſer Rath gilt auch für unſere Zeit.

Meinem Bruder Gustav habe ich es gelobt, dem Vaterlande und nur dem Vaterlande zu leben. Wenn ich einst wieder zu dir komme, seliger Geist, will ich zu dir sprechen: Siehe, ich bin meinem Knabenschwur getreu geblieben! und die Seligkeit dieses Bewußtseins wird mir den Reichthum des ganzen Erdenglückes aufwiegen. Sie wiegt es hier schon auf!

Der Eitelkeit, einer Laune, einer Liebschaft bringt mancher sein Leben zum Opfer; sollte es unmöglich sein, einer wahren, großen Idee sich ganz zu ergeben? Sollte das Geringfügige eine solche Gewalt über den Menschen auszuüben vermögen; und das Hochbedeutende ohnmächtig sein? Wäre es keinem mehr möglich, sein Volk durch sein eigenes Beispiel an Bürgertugend von neuem glauben zu machen? ihm das verlorene Gefühl seiner selbst zurück zu geben?

Es mag anmaßend oder lächerlich klingen, — aber ich mag nicht glücklich sein! Ich könnte es nur werden, wenn ich unser zerrissenes, gesunkenes Gemeinleben lieb gewonnen hätte. Nie darf ich mich mit ihm versöhnen!

Den 28. Juni.

Je mehr ich mich in meine ideale Stimmung hineindenke, desto mehr sehe ich ein, daß ich im Grunde durch meinen Entschluß auch wenig aufopfere. Wie kann das häusliche Leben bei uns gesund und schön sein, da das öffentliche krank und häßlich ist? Bringt der Bürgerfreund

nicht immer seine Schmerzen, seine Zerrissenheit in sein Haus zurück? oder ist man da glücklich, wo man vergessen muß? — Mir wenigstens soll es keiner verdenken, daß ich den Familiensinn in mir erdrücke, um den Nationalsinn in mir auszubilden. Dieser erstirbt bei uns gewöhnlich in jenem. Das Hausleben sollte unsere Eigenliebe entbinden, und sie sanft zur Vaterlandsliebe hinüberführen: aber es befestigt und legitimirt sie. Alle unsere Mitbürger sind unsere Angehörigen; und adoptirte Kinder der freien Herzenswahl sollten uns wenigstens so hoch stehen, als die geschenkten oder aufgedrungenen der Natur.

Ich will Dir meine Ansicht nicht weiter beschreiben und auseinanderlegen. Ich trug sie schon lange in mir herum; aus Schwäche habe ich sie mir bisher verborgen. Deine Aufforderung hat sie an das Licht gerufen. Einzelne Ausnahmen mag es geben: aber ich kann keine Ausnahme machen. Meine Liebe muß ungetheilt sein. Schenke ich sie zur Hälfte einer Gattin und Familie, so ist es mit meinem Streben aus. Der Einen Anforderung bin ich kaum gewachsen: wie sollte ich sie durch eine zweite vermehren? —

Denselben Tag.

Nun füge ich noch eine Bitte bei, ehe ich diesen Brief an Dich abschicke. Durch ein ausführliches Schreiben, welches ich nach meiner Zurückkunft von Paris von Dir erhielt, hast Du mich bestimmt, mich mit meiner Thätigkeit ganz auf mein Amt und die dahin einschlagen-

den Wissenschaften zu beschränken. Ich habe Dir Folge geleistet, und mich um das Gemeinleben und alles Oeffentliche bisher beinahe gar nicht mehr bekümmert, ungeachtet mir Nolten häufige und harte Vorwürfe machte. Aber bin ich in meiner bisherigen Unthätigkeit, wie Du es mir versprachst, glücklicher und beruhigter gewesen, als früher bei meiner verfehlten Thätigkeit? Nein, im Gegentheil unglücklicher. So beschränke mich denn nicht weiter! Siehe, Unterricht und Erziehung hängen mit dem Gemeingeist so innig zusammen, daß hier jede Sonderung unnatürlich, willkührlich und verderblich ist. Wer auf die rechte Weise mit allen Kräften für die Bildung wirken will, muß auch allenthalben den Gemeingeist zu beleben suchen, muß nach seinen besten Kräften thätig dafür wirken, daß er entstehe und sich edel entwickele. Ich halte den Lehrer für einen ideenlosen Pedanten, welcher sein kleines Geschäft nicht nach allen Seiten hin immer mit dem großen öffentlichen Leben seines Volkes in Verbindung setzt. Das Bilden ist ein öffentliches Geschäft, die Pädagogik ein Theil der Politik. Der Pädagog soll nicht rasten und ruhen, und sich nicht zufrieden geben, und nicht wähnen, irgend etwas Bedeutendes leisten zu können, bis er die thätige Theilnahme des heiligen Gemeingeistes für sein Wirken gewonnen hat, und er soll wiederum aus allen Kräften bemüht sein, durch seine Arbeit den Gemeingeist selbst zu beleben. Denn nur was der Gemeingeist unterstützt, gelingt, und nur was im Gemeingeist wirklich lebt, ist im Leben der Völker bedeutungsvoll, dauernd und einflußreich.

Dieß weißt Du alles, mein trefflicher Freund — und ich ſage es eigentlich nicht Dir, ſondern mir, weil ich mich leider! einmal daran gewöhnt habe, beinahe nur noch ſchreibend denken zu können. Deßwegen aber halte mich auch nicht mehr innerhalb Deiner Schranke. Es iſt mir nicht wohl in ihr, und meine Ueberzeugung billigt ſie nicht. Wo es hinführt, weiß Gott: ich muß meinem Genius folgen! Gehorchte doch Sokrates ſogar einem Traume, welcher ihm zurief: Sokrates, mache Muſik! — Möge auch mein Leben in der Folgerichtigkeit ſeiner eigenthümlichen Beſtrebungen eine Muſik werden!

Den 29. Juni.

Ich habe meinen Entſchluß Nolten mitgetheilt, und ihm mein ganzes Herz ausgeleert. Aber es gereut mich, es gethan zu haben. Iſt das die „phantaſtiſche Freundſchaft, die ewige Liebe", die du mir gelobteſt? Ein kaltes Zuhören, und am Ende kein Wort der Billigung noch Mißbilligung! Hätteſt du auf mich geſcholten, hätteſt du mich deine derbe Abfertigungsweiſe erfahren laſſen: ich wollte dir Dank wiſſen! Alles andere hätte ich mir gerne gefallen laſſen: warum aber mußteſt du bei meiner Wärme trocken und einſylbig ſein? — Aber du kennſt den Werth des Opfers nicht, das ich brachte! Du weißt nicht, wie mir das Herz dabei blutet! In das, was du willſt und thuſt, macht das deinige nie Einſprache! Mein tiefſtes Gefühl wird von dir nicht verſtanden.

Den 5. Juli.

Was wirst Du sagen, Gustav? — Ich bin von L. angeklagt, und es ist eine förmliche Untersuchung über mich verhängt worden.

Es wunderte mich längst, daß man jenes Vergehen, daß die Schüler der obern Classe zweien ihrer Lehrer die Fenster einwarfen, nicht genauer untersuchte und ganz unbestraft ließ. Den Tag nach verübtem Frevel fragten L. mit dem Director nur im Allgemeinen bei den Schülern nach, wer sich dessen schuldig gemacht habe und wer der Rädelsführer gewesen sei? Als die Schüler beider Classen einmüthig erklärten, daß sie alle gleich schuldig seien und die That, welche sie jetzt gereue, unüberlegt und aus unbesonnener Aufwallung gethan hätten, wurde der ganzen Sache nicht weiter nachgeforscht. In der ganzen Stadt wurde sie zum Eckel viele Wochen lang hin und her besprochen; in unsern Conferenzen wurde sie kaum erwähnt.

Solche Milde oder Unthätigkeit liegt nicht im Charakter des L. Ich konnte mir sie nicht erklären. Unterdessen entging es mir und meinen Freunden, daß ganz insgeheim ein Streich gegen — mich vorbereitet wurde.

Auf einmal erscheint ein Schulrath in unserer Stadt. Ich werde in das Conferenzzimmer geladen, und gehe unbefangen hin, mit ganz andern Gedanken im Kopf. Der Schulrath eröffnet mir in ernster, aber wohlwollender Anrede, ich sei von dem gegenwärtigen Director und seinem beigeordneten Collegen L. bei der höhern Behörde in Anklagestand versetzt, und er selbst sei mit der Untersuchung der Sache beauftragt, ich möchte mich verantworten. Es

wird mir vorgeworfen, ich sei eigentlich an dem bisher unerhörten Unfug der Jugend Schuld, ich hätte sie gegen die anders gesinnten Lehrer aufgehetzt, ich hätte sogar Zwiespalt unter die Lehrer gebracht; meine ganze Lehrmethode endlich wäre verkehrt und ich wollte mich eines Bessern nicht belehren lassen, sondern suchte immer mein Verfahren durch allerlei Sophismen zu rechtfertigen, besonders mißbrauchete ich meinen philosophischen Unterricht, und pflegte mit meinen Schülern sogar Excursionen in benachbarte Gegenden zu machen, um ihnen lange Reden über das Gefühl und andere Abgeschmacktheiten zu halten.

Als ich mich vom Erstaunen erholt hatte, verlangte ich die genaueste Untersuchung über alle diese weit ausgeführten Anschuldigungen, die dem Schulrathe schriftlich vorlagen. Die Untersuchung wurde begonnen; sie dauerte zwei Tage lang. Ich vertheidigte mich gegen alle einzelne Punkte, meinen beiden Anklägern, oder eigentlich meinem Einen Ankläger gegenüber. Man konnte mir nichts anhaben. Die Verwirrung des L. stieg zusehends, und er konnte seine Unruhe nicht mehr verbergen, als Dahlheim für mich auftrat. Nachdem dieser die Fragen, wegen welcher ich ihn hatte rufen lassen, beantwortet hatte, erzählte er in trockenem Vortrage, mit zurückgehaltenem Ingrimme jene ganze Einleitung zu dem Jubiläum des Directors und die Geschichte des Ehrenpokals. Er referirte alles um so ruhiger und umständlicher, je stärker und dringender L. einwandte, dieses gehöre nicht zur Sache. So wandte sich die Anklage gegen die Ankläger, und der Schulrath schien mir selbst verlegen zu werden.

Da verlangte endlich, als alle andern Beweise eigentlich nur meine Unschuld bewiesen, L., daß einige Zöglinge gegen mich hereingerufen würden — Himmel! Schüler gegen ihren eigenen Lehrer! Kaum hatte er diesen Antrag gemacht, als auch ich es verlangte. Der Schulrath verwarf ihn, als unangemessen, ja als unwürdig; aber als ich darauf bestand, als ich darum bat und flehte, geschah es. Wirklich traten einige faule Schüler aus der zweiten Classe herein, aber sie konnten auf die ihnen vorgelegten Fragen nichts antworten. Jetzt stand es an mir, alle übrigen Schüler zu meinen Gunsten aufzurufen, aber ich verschmähte es. Statt dessen erlaubte ich mir einige hierher bezügliche allgemeine Bemerkungen. Wer sich seinen Schülern immer verschlossen, pedantisch gegenüber stellt, sagte ich unter anderm, und sie nur schulmeistern kann, hat es selbst verschuldet, wenn sie ihm ihre Zuneigung nicht schenken. Nur den können sie lieben, welcher sich ihnen als Mensch hingiebt.

Als ich von der Hauptbeschuldigung gereinigt war, wurde es mir gar leicht, die andern Anklagen zu beseitigen.

Früher, deutete ich an, hätte auf dieser Anstalt nicht nur kein gutes, sondern gar kein Verhältniß unter den Lehrern geherrscht. Denn ein Verhältniß unter Menschen finde nur da statt, wo dieselben als persönliche Wesen sich gegen einander benähmen; es höre aber auf, wenn einer nur herrsche, die andern alle nur gehorchten. Meine Lehrmethode endlich kannte der Schulrath; über meinen philosophischen Unterricht gab ich eine ausführliche Rechenschaft und legte meine Hefte und sonstige Aufsätze vor.

Ich verlangte, daß der Schulrath meine Unschuld vor dem ganzen Lehrercollegium ausdrücklich ausspräche und mich auch vor meinen Schülern als gerechtfertigt darstellete. Er fand meinen Wunsch gerecht. In einer Versammlung meiner sämmtlichen Collegen erklärte er, daß der Verdacht, den mir zufällige Umstände zugezogen hätten, als habe ich jenen Unfug der Schüler aus Unvorsichtigkeit mit veranlaßt, ganz ungegründet sei, er freue sich im Gegentheil, daß mein Benehmen gegen die Schüler immer gesetzmäßig und würdig gewesen, ja mein Verhältniß zu ihnen schön und ganz so sei, wie es die obere Behörde wünschen müsse u. s. w. Hierauf ermahnte uns der treffliche Mann mit vielen wohlgemeinten Worten zu einem collegialischen, brüderlichen und freudigen Zusammenwirken in Liebe und Eintracht. Er sprach hierüber, was man nur Wahres und Zweckmäßiges sagen konnte, und seine Umsicht, Schonung und Herzlichkeit, mußten ihm den Zugang zu Aller Herzen öffnen. Mit großer Stille und Aufmerksamkeit hörten wir ihm zu, und ich glaube, auch die übrigen schämten sich, wie ich, daß uns, den Lehrern der gebildeten Jugend einer ansehnlichen Stadt und einer großen Umgegend, vorgehalten werden mußte, was wir alle wußten und keinen Tag zu üben hätten unterlassen sollen!

Den Tag vorher waren Nolten und Dahlheim bei mir gewesen, und sie, die sich sonst wenig mit einander zu thun machen, drangen dieses Mal einmüthig in mich, ich möchte jetzt, wo ich mich von den boshaften Anschuldigungen gereinigt hätte, meine Waffen gegen L. kehren, der mich habe verdrängen und stürzen wollen. Nolten

hatte mir vorgestellt, welchen wesentlichen Nutzen ich der Anstalt erzeigen würde, wenn ich sie von diesem „inhumanen Humanisten, diesem pedantischen Stockphilologen, diesem herzlosen, ausgetrockneten Sylbenstecher“ säubern würde; Dahlheim gestand offen, daß es ihm das größte Labsal wäre, wenn er endlich seinen Haß befriedigen könnte. Ich aber hatte die Zumuthung abgelehnt: eine gewisse tiefe Wehmuth über die niederträchtige neue Erfahrung hatte meine Kraft und meinen Muth wie gebunden.

Nachdem jetzt der Schulrath geendigt hatte, nahm Dahlheim das Wort. Das, was eben gesagt worden sei, wäre alles wahr und gut. Aber an Eintracht, an ein collegialisches Zusammenwirken und an ein fröhliches Gedeihen der Anstalt sei nicht zu denken, — so lange L. an ihr wirke oder ihr gar vorstehe. Dieser nämlich strebe darnach, alles willkührlich und despotisch nach seiner eigenen Laune einzurichten, er schone keine fremde Persönlichkeit und dulde keine fremde Ansicht, er sei nur mit denen seiner Collegen zufrieden und befreundet, die sich selbst ganz aufgäben. So habe er sich denn eine Partei unter den Mitlehrern angeworben, die ihm wie willenlose Knechte zu Gebote ständen, die alle seine willkührliche Absichten unterstützen hälfen, mit denen er sich allen heilsamen Umgestaltungen und Verbesserungen entgegenstemmte und nichts Gutes aufkommen ließe, selbst wenn es die obere Behörde beabsichtige und anordne. Wer sich nicht zu dieser Leibwache bekenne, sei sein Feind und werde von ihm auf die heimtückischste Weise geplagt und verfolgt. Diesem L. sei eine so große Gewalt eingeräumt, und doch eigne sich

Niemand weniger zum Vorsteher einer Gelehrtenschule als gerade er. Denn was nicht lateinisch und griechisch sei, das wisse er nicht zu schätzen, und suche es herabzudrücken und zu verdrängen. Daher stünden Geschichte, Geographie, Mathematik und Naturwissenschaften, deutsche und französische Sprache, so sehr in Mißcredit bei den Schülern; denn wenn ein Vicedirector selbst sich erkühne, über die Wissenschaften vor den Schülern zu spötteln und sie herabzusetzen, so könnten dieselben sich unmöglich bei den Lehrlingen der gebührenden Achtung erfreuen. Außerdem aber, was das schlimmste sei, wäre L. bei den Schülern und seinen Mitbürgern gar nicht geachtet, und es sei unmöglich, daß er es sei, denn was er denn achtungswerthes thäte? —

Solches und ähnliches der Art sagte Dahlheim mit steigender Heftigkeit, unter dem Murren vieler seiner Collegen, während L. ihn kalt ansah und ruhig fortreden ließ, indem er nur bisweilen einen flüchtigen Blick auf den Schulrath warf, der abwechselnd Dahlheim in dem Fluß seiner Rede zu unterbrechen sich bemühte und mit einem Bleistifte, welches er zufälliger Weise in der Hand hatte, mechanisch Linien auf ein vor ihm liegendes Papier zog. Als er geendigt hatte, wie vertheidigte sich L.! — Sehen Sie, Herr Schulrath, sehen Sie, meine Herren Collegen, dieß ist Herr Dahlheim! So hat er sich selbst in seinen Worten gemalt, und hat durch seine eigne Rede sein uns zu bekanntes finsteres Gesicht ausgelegt, als wenn wir nicht selbst uns dasselbe zu deuten wüßten! Er klagt mich an, gleich als wenn ich davor könnte, daß sich sein verschlossenes Gemüth nur dem Haß öffnen kann. Aber seine

Menschenverachtung muß einen Gegenstand haben, da hat er denn mich gewählt, um an mir diese seine Tugend zu üben. Nur eins ist zu bewundern, daß sein menschenscheues Herz so viel Muth hatte, solche Unwahrheiten und Lügen zu sagen, man müßte sich denn auch darüber wundern wollen, daß sein stürmischer Zorn ihn eine so lange Schmähredе halten ließ. Wohlan, Herr Dahlheim, stehen Sie jetzt Rede über das, was Sie sich zu sagen erkühnt haben!

Ich wollte selbst zum Schutze meines Freundes und gegen L. einiges vorbringen, aber der Schulrath bedeutete mich, noch zurückzuhalten. Später konnte ich nicht mehr zu Wort kommen. Ich war aber auch ärgerlich, daß er gegen meinen Rath eine Sache übernommen hatte, die nicht durchgeführt werden konnte. Denn wirklich mußte er zur Unterstützung seiner Behauptungen nur unzulängliche Thatsachen und Beweise anzuführen. Nur den Wissenden überzeugte er, den Unkundigen und Unpartheiischen konnte er nur zur Annahme der Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit seiner Anklagen führen. Seine sittliche Ueberzeugung, mit der er redete, war zu seinen Gunsten, aber sein persönlicher Haß gegen L., der überall durchblickte, sprach gegen ihn. Dieser erhob seinerseits auch Klagen gegen Dahlheim, über dessen „mürrische, mißtrauische, feindliche Art mit den Zöglingen umzugehen, über die barbarisch heftige Schuldisciplin, die er bisweilen handhabe", denn über sein Benehmen gegen seine Collegen wolle L. gar nicht reden, das sei unter aller Kritik.

Alle diese Klagen, Vertheidigungen und Gegenklagen mußte der Schulrath anhören und untersuchen! alle diese

Händel mußte er ſchlichten! Er dauerte mich im Herzen! Und wenn nun erſt alle andern Lehrer eben ſo unumwunden und offen ihre Beſchwerden, ihre Unzufriedenheit, ihre Mißhelligkeiten an den Tag zu legen gewagt hätten — der arme Mann hätte Jahre lang zuhören müſſen! Und in ſolchen Erbärmlichkeiten ſind wir befangen, die wir den Adel der ganzen Nation zur freien Humanität hinanführen ſollen! wir, die wir die größte Aufgabe haben, ſind ſo kleine Menſchen! wir, denen die Vorſehung ein göttliches Werk übergeben, bearbeiten es mit ſo beſchmutzten Händen! —

Wo blieb ich in der Erzählung? — Solche Erbärmlichkeiten hörte der Schulrath — hörte der Himmel einen ganzen Morgen lang an, nachdem ſie ähnliche ſchon zwei Tage mit derſelben Geduld und Langmuth angehört hatten. Zum beſſern Einverſtändniſſe führte es nicht; ich glaube ſogar, man ging erbitterter, geſpannter von einander. Dahlheim erhielt wegen ſeiner „unbeſonnenen Anklage" einen zwar mildgefaßten, aber ernſten Verweis, und Einſchicklichkeit und Fügſamkeit wurde ihm dringend anempfohlen. L. mußte mir auf mein ausdrückliches Verlangen die Erklärung abſtatten, daß er mich für unſchuldig an allen Vergehen erkenne, deren er mich angeſchuldigt habe. Ich glaube, wenn Gott ſelbſt käme und ſagte: Wirket einträchtig unter- und miteinander! wir hörten es ruhig an, aber es bliebe beim Alten.

Als die Sitzung zu Ende war, ging ich ſogleich zu Dahlheim. Er ſchritt in aufgeregter Stimmung in ſeinem Zimmer auf und ab. Auf die zweifelnde Aeußerung, ob er wohl gethan, erwiederte er: Das wußte ich ja, daß

ich nichts erreichen und durchsetzen würde. Aber ich habe es ihm in's Angesicht und vor dem Schulrathe gesagt, welch ein schlechter Mensch er ist. Etwas Entsetzlicheres konnte ich ihm nicht anthun. Was sich schon so lange in mir angehäuft hatte, — ich habe mich ausgeleert! Es mag kommen, was da will, ich bin froh, es gethan zu haben. Ich habe mir eine heitere Stunde verschafft, ich fühle mich erleichtert. — Die Magd brachte sein Mittagessen, denn er pflegt allein auf seiner Stube zu essen. Er ladete mich ein, zu bleiben. Ich that's und theilte seine Portion mit ihm. Ich sagte ihm: Wenn du unter den Römern gelebt hättest, du wärest ein Cato geworden. Wie? sagte er, ist denn unsere Zeit nicht schlecht genug, daß wir nicht auch jetzt Catonen sein können?

Wir hatten aber nicht Zeit, uns lange zu unterhalten. Denn den Nachmittag gleich in der ersten Stunde führte mich der Schulrath im Beisein des Directors und des L. wieder meinen Schülern zu, „als einen Lehrer, der ihrer Achtung und Liebe vollkommen würdig sei." Zugleich verwies er den Schülern ernst und würdevoll die begangenen Excesse, welche, wenn sie nicht schon so lange verübt worden wären, die allergenaueste und strengste Untersuchung und Bestrafung nach sich ziehen würden. Jetzt wolle man den ganzen Vorfall nicht mehr auffrischen, werde aber in Zukunft den kleinsten Uebermuth um so schärfer ahnden.

Abends kam der Schulrath, mir ganz unerwartet, zu mir in meine Wohnung. Er sagte mir, wie leid es ihm thue, daß mich ein so unwürdiger Vorwurf getroffen, und wie er sich jetzt freue, daß meine Ehre gerechtfertigt wäre;

ich möchte es denen doch nicht nachtragen, von denen jener Vorwurf herrühre, und mich durch die Unannehmlichkeit, die mich ja nur in ein vortheilhafteres Licht gestellt habe, in meinem freudigen Wirken nicht stören lassen. Das, was der Mann sagte, war so verständig, so bieder, und in seiner Stimme lag ein solcher herzlicher Ausdruck, daß ich mich ganz gerührt fühlte, und ihn noch lieber gewann, als ich ihn schon bisher gehabt hatte. Ich will Ihnen meine Herzensmeinung offen sagen, nahm ich das Wort. Ich habe nichts zu verhehlen, und kann mein ganzes Streben g u t nennen. In ihm muß ich aber auch alles suchen. Mein Amt und das Leben bringen mir wenige, keine Freuden.

Ich fühlte bei diesen Worten die wahre Theilnahme meines Vorgesetzten — die ich bisher noch an keinem gefühlt. Meine Augen standen in Thränen. Und nun noch diese Beschimpfung — — fuhr ich fort. Wohl ist meine Ehre vor den Leuten gerettet; aber mein Gefühl, es ist tief verletzt. Ich sehe, daß, um mich glücklich zu machen, die Natur mein Gemüth härter bilden müssen, oder daß die Welt besser sein müßte. Was soll ich aber thun? Soll ich mein Gefühl unempfindlich machen, daß es mir besser ergehe?

Diese Wunde würde heilen, meinte er, ein erhöhtes Zutrauen, eine gesteigerte Liebe würde mir Ersatz bieten. Ich dachte bei diesen Worten an Cäcilie, an Nolten, und es übernahm mich schwer, ich vergaß mich ganz. Liebe? rief ich aus, wo ist sie? Ich werde verfolgt und gehaßt, aber habe kein Menschenherz, an dem ich weinen und klagen könnte! Meine Liebe wohnt im Alterthum, aber

dieſes kennt meine Schmerzen nicht! Der Vergangenheit jage ich nach, aber ſie bleibt ewig vergangen!

Der Schulrath ſagte mir, indem er mir die Hand reichte, was er über eine ſo ſonderbare Aufwallung ſagen konnte. Aber ich beſann mich und erklärte nun mit mehr Faſſung und Haltung, daß ich im Ganzen der Anſicht ſei, die Dahlheim heute frühe geäußert habe, daß kein gedeihliches Wirken möglich ſei, ſo lange ſo verſchieden denkende und ſtrebende Menſchen, wie hier, mit einander vereinigt ſeien.

Er hörte mir ruhig, freundlich zu und ſprach ſich endlich in den Worten aus: Würden Sie vielleicht eine Verſetzung an eine andere Anſtalt annehmen? Nein! rief ich ſchnell und heftig, denn ich hatte mir dieſe Frage ſchon wohl früher geſtellt und beantwortet. Ich will hier aushalten und durchkämpfen, wie auch in meinem Hauslehrerleben. Und Sie ſagten mir ja früher, fügte ich gelaſſener hinzu, daß auch an ſonſtigen Gymnaſien das Verhältniß unter den Lehrern nicht beſſer ſei.

Ein Gymnaſium, verſetzte er, wüßte ich allenfalls in meinem Bereich, wo ich Sie hinwünſchte; aber an ihm iſt jetzt leider! keine für Sie paſſende Stelle erledigt.

Den 6. Juli.

So wären denn dieſe drei Tage vorüber, und nun geht alles wieder in ſeinem ausgehöhlten Geleiſe fort. Wenn einmal eine Veränderung kommt, ſo iſt es gewiß eine ſtörende, unangenehme. So arm iſt unſer Leben!

Den 7. Juli.

Die Menſchen? Die Menſchen! — Haben ſie nicht von jeher die Trefflichſten gekreuzigt und gehenkt? Nachher in ihrer Freude, ihrer los zu ſein, haben ſie ſie vergöttert. Sie hätten ſie zum zweitenmal, und immer von neuem ermordet, wenn ſie nur gekonnt hätten. Und alle folgende Geſchlechter würden ſich immer von neuem an ihnen vergreifen, wenn ſie nur könnten. — Liebe und Freundſchaft? Freundſchaft! Sagt doch der tiefſinnige Menſchenerforſcher Kant, daß auch der beſte Freund eine geheime Schadenfreude empfinde, wenn ſeinem Freunde ein Unglück begegnet. Wer will auftreten, und durch ſein Beiſpiel beweiſen, daß dem anders ſei? — Der große Friedrich hat recht: wir gehören zu einer maudite race.

Den 9. Juli.

Um Oſtern trieben ſich einige meiner liebſten ehemaligen Schüler hier herum, die von der Univerſität in die Ferien hierher gekommen waren. Ich traf ſie zufällig in einem Wirthshauſe, und erfuhr hier erſt, daß ſie ſchon vierzehn Tage hier geweſen waren! — Meine theuerſten Schüler, die oft der letzte Gedanke waren, wenn ich einſchlief, und der erſte, wenn ich erwachte, für die ich ein Jahr lang arbeitete, ſorgte, lebte von Frühe bis tief in die Nacht hinein! — und nicht einmal dieſe roheſte Tugend der Dankbarkeit, deren Mangel ſogar den Wilden bei ſei-

nen eigenen Genossen zum Scheusal macht! — O allbarmherziger Himmel, erbarme dich meiner!

Denselben Tag.

Und etwas einbilden sollte ich mir auf mein Wirken, wenn ich bei meinen bessern Schülern, die einst meine Freude, mein Trost und meine Hoffnung waren, nicht einmal das erreiche, was sich eigentlich von selbst versteht? Ich habe die Denkwürdigkeiten des Sokrates und jenes Gespräch mit euch gelesen, in welchem der Weise seinem Sohne die Undankbarkeit als die größte Ungerechtigkeit darstellt. Aber ihr habt hieraus blos Phrasen gelernt. Ihr seid sittlich roh geblieben; oder seid ihr es nachher geworden? Ich erinnere mich, euch bei einer Schulfeierlichkeit eine Rede über Schülerdankbarkeit gehalten zu haben. Wie schäme ich mich aller meiner Reden, die ich je gehalten habe!

Den 10. Juli.

Lauter trübe Gedanken und Erinnerungen ziehen mir durch das Herz. Ich habe ordentlich Gefallen an ihnen. Es wäre mir ein Leichtes, mich in eine verzweifelte Stimmung hineinzuarbeiten. Ich bin oft bei Dahlheim, und gewöhne mich allmählig, die Welt mit seinen Augen

anzusehen, nur daß sich die meinigen noch bisweilen mit weibischen Thränen füllen. Ich sagte ihm jüngst, daß ich fest entschlossen sei, mich nie zu verheirathen. Er nahm dieß sp auf, als wenn es sich von selbst verstünde. Wer wird auch das elende Menschengeschlecht noch vermehren wollen! Dieß war seine ganze, trostlose Antwort. — Ich fragte ihn, ob er nicht vielleicht eine Versetzung wünsche, da er mit L. auf einem so feindseligen Fuße steht, daß beide sich nicht einmal mehr grüßen, wenn sie sich auf der Straße begegnen. Nein! rief er; ich würde die vortheilhaftesten Anerbietungen, die glänzendste Lage verschmähen. Nur offenbare Gewalt soll mich von hier wegtreiben. Denn wie würde L. triumphiren! Er soll in steter Angst und Furcht schweben und sich seiner Schlechtigkeit nie rein erfreuen können.

Den 11. Juli.

Sabel weiß nicht, was er thut, daß er mir gesprächig und dienstfertig allerhand Gerüchte und Dinge zuträgt, die er hin und wieder in der Stadt oder von seiner klatschhaften Frau gehört hat. L., der sich in Gegenwart des Schulrathes, als sich die Untersuchung zu meinen Gunsten entschied, so grinsend freundlich gegen mich benommen hat, soll überall ausbreiten, ich sei dieses Mal noch so eben mit heiler Haut und mit einem derben Wischer davon gekommen, ich sei aber schon gedemüthigt genug. Ich merke auch den Leuten, wenn ich mich biswei-

len unter ſie verirre, eine Gleichgültigkeit an, die mir unerträglich iſt.

Ich kann nun den Kampf wieder erneuern und fortſetzen; aber ich bringe mich um alle Freudigkeit des Lebens, um alles Vertrauen zu den Menſchen, und bin nach jedem Siege ärmer an Liebe und Hoffnung.

Denſelben Tag.

Und was habe ich euch dann gethan? Habe ich nicht ein Herz in euere Mitte gebracht, welches ein ganzes Geſchlecht hätte beglücken können? Ihr habt es verſtoßen! — Gegen dich, Julie, habe ich ein ſchweres Unrecht begangen. Aber habe ich es nicht gebüßt? — Warum zürneſt du mir mit deiner Familie ſo unverſöhnlich, da ich es wieder gut machte, ſo weit ich konnte? Du biſt nun glückliche Gattin, und ich freue mich über dein Glück. Bei mir hätteſt du es nicht gefunden. Meine verlaſſenen, einſamen Schritte verlieren ſich in Nacht.

Den 13. Juli.

Weg von ihnen! Hinaus in die Natur, hinaus zum ernſten Studium der Natur, damit das Herz heile, während der Kopf beſchäftigt iſt!

Ich habe mir ein botaniſches Handbuch angeſchafft, und mir im Aufſchlagen der Pflanzen ſchon eine gewiſſe

Fertigkeit erworben. Wenn ich nicht zurecht komme, hilft mir Nolten nach, dem ich auch Rechenschaft über meine Fortschritte abstatte, und der mich mit einer beinahe leidenschaftlichen Theilnahme aufmuntert, in diesem Studium fortzufahren. Es wird mir auch zur wahren Herzensangelegenheit!

Die Pflanzenwelt wird ihre Reinheit und Ruhe in meiner Seele abdrücken, und ich werde bei unvernünftigen Geschöpfen Gott finden, den ich bei vernünftigen vergebens suche.

Gustav an Romeo.

Sobald es mir möglich ist, beantworte ich Dir Dein Schreiben, welches Du den 29. Juni an mich abgehen ließest. Daran war ich bisher hauptsächlich dadurch gehindert, daß ich die Correctur einer Schrift, von welcher ich Dir ein Exemplar als Geschenk beilege, selbst habe übernehmen müssen.

Ach! lieber, guter Freund, ich muß Dir vorab bekennen, daß ich Deinetwegen sehr besorgt und bekümmert bin. Denn seit Deiner Reise nach Frankreich lebtest Du nach meinem Sinne und Wunsch, und ich sah mit freudigem Vorgefühl schon der nahen Zeit entgegen, wo Du endlich in den Hafen der Ruhe und des Glückes einlaufen würdest. Jetzt finde ich mich aber in meiner schönen Hoffnung schrecklich getäuscht, denn Du scheinst mir eine doppelte unauflösbare Aufgabe übernommen zu haben,

und Dich gegen die Stimme Deiner beſſern Natur in eine gefährliche und vielleicht widernatürliche Verwirrung hineinzuarbeiten.

Soll ich Dir es denn immer wiederholen, daß Du nur in einer geordneten, regelmäßigen Thätigkeit, in einem beſchränkten Kreiſe ſowohl in der Wiſſenſchaft, als im Leben, Dich Deines Strebens und Deines Wirkens werdeſt erfreuen können? Und haben Dich die vielen Gründe, welche ich meiner Bitte beifügte, Deine Wirkſamkeit in der Wiſſenſchaft auf einen und den andern Zweig derſelben und im Leben ganz auf Dein Amt zu beſchränken, noch nicht von der Nothwendigkeit überzeugen können, dem wohlgemeinten Rathe des Freundes Gehör zu geben? Nun läßt Du Deine Thätigkeit auf ein neues Feld, die Naturwiſſenſchaften, hinüberſchweifen, und läßt Dich zugleich zu einem alten Streben zurückſchleudern, den Gemeingeiſt beleben zu wollen. Haſt Du Dich aber nicht durch eigene bittere Erfahrung hinlänglich überzeugt, daß dieſes dem Einzelnen unmöglich iſt, und belebſt Du den Gemeingeiſt nicht mittelbar durch Deinen Jugendunterricht, ſo viel Du es vermagſt? Die Naturwiſſenſchaften aber ſind in unſerer Zeit ein ſo ungeheueres Feld, daß kaum die ungetheilte Kraft eines ganzen, langen Menſchenlebens hinreicht, ſich ihrer zu bemächtigen. Wie kann ein Philologe und Lehrer, welcher in einer ganz andern Wiſſenſchaft fortzuarbeiten hat und von vielen Amtsgeſchäften immer zurückgehalten wird, hoffen, auch bei dem größten Fleiße in ihnen der Rede werthe Fortſchritte zu machen? Und was für ein Gewinn wäre es, in einer Wiſſenſchaft am Ende doch nur zerſtreute, oberflächliche

und unzulängliche Kenntniſſe und Einſichten erworben zu haben? Hieße das die koſtbare Zeit nicht verderben, welche man mit dem beſten Erfolg, Lücke füllend und tiefer forſchend, auf die Bearbeitung der eigenen Wiſſenſchaft hätte verwenden können?

Mögeſt Du endlich, ſo lange es noch Zeit iſt, den Muth haben, Deine ausſchweifenden Kräfte nüchtern und beſonnen auf einen ausfüllbaren Kreis zurückzurufen, damit Du nicht, indem Du nach allem ſtrebſt, und jagſt, am Ende Nichts erreicheſt. Wenn ich Dir hierin mein eigenes Beiſpiel vorhalte, werde ich von Dir gewiß nicht der Eitelkeit beſchuldigt werden. Aber was ich dadurch erreicht habe, daß ich meine wiſſenſchaftliche Thätigkeit und meinen Fleiß ganz auf Einen Punkt zuſammenzog, und von allem andern wenig Notiz nahm, wirſt Du bei reichern Naturanlagen in noch viel größerm Grade erlangen können. Auch Du wirſt Deine Wiſſenſchaft wenigſtens im Einzelnen weiter führen oder zweckmäßiger bearbeiten und darſtellen, und Dir durch das eine oder andere, oder durch beides zuſammengenommen, einen gegründeten Ruf in der Gelehrtenrepublik erwerben. Nur durch ein ſolches gutes Haushalten mit unſerer Kraft und Zeit kann man in unſeren Tagen bei der unendlichen Anhäufung des Wiſſens noch zu einem Namen kommen.

Aber alles dieſes iſt es eigentlich nicht, was ich heute vornehmlich von meinem Herzen auf das Deinige legen möchte. Ich beruhigte mich bisher mit der Hoffnung, daß Dein Herz über die Fehlgriffe des Kopfes bald den Sieg davon tragen, und Du Dich einer Gattin ergeben und Dir eine Familie ſtiften möchteſt. Dann erſt, ſagten ich

und meine Sophie zu einander, würdest Du Dich bald in der Welt wohl und behaglich fühlen und Dich mit der Menschheit und unserer Zeit versöhnen. In dem Genuß eines schönen ehelichen Glückes würde gewiß jene tiefe, Dich überall begleitende Sehnsucht heilen, deren Quelle des Freundes Auge vielleicht am besten erkennt; in der süßen Gewohnheit eines edeln Familienlebens würden sich die übermäßigen Anforderungen und Bestrebungen Deines reich begabten Geistes allmählig ausgleichen. Wenn Du erst erfahren hättest, wo im Erdenleben die größte Innigkeit, die harmloseste Freude und die vollste geistige Schönheit blühen, würdest Du Dich wenigstens trösten können, wenn Du unser öffentliches Leben zerrissen, roh und verknöchert findest. Denn warum sollten wir uns durch einen Uebelstand, welchen wir nicht ändern können, unser ganzes Leben verbittern lassen? Aus Deinem Familienkreise würdest Du ein reineres Auge, ein freier schlagendes Herz in die Schule tragen, und was Dein Amt Dir verweigerte, würde Dir Dein häusliches Leben reichlich ersetzen.

So hofften wir, aber unsere schönen Träume hat Dein Schreiben — zu nichte gemacht, hätte ich bald mit Unrecht gesagt. Denn zumal an der Hand Deines Freundes wirst Du Dich aus Deiner neuen Verirrung bald zurecht finden, und Gefühl und Verstand werden Dich belehren, daß Du den eigenen Wunsch des Herzens zwar zum Entzücken schön, aber einseitig und nicht dem Bedürfnisse der menschlichen Natur und Deiner besondern Lage gemäß auslegtest. Einer trüben Stimmung Gehör gebend, setzest Du voraus, daß Dich eine Familie in dem

Streben nach Deinem freilich zu hoch und umfaſſend gehaltenen idealen Lebenszwecke ſtören würde; aber indem Du dem Familienglücke entſagſt, haſt Du doch in der Tiefe Deiner Seele die heilige Bedeutung der Liebe klar erkannt, und willſt dieſe Blume nicht aus dem Kranze Deines Lebens reißen.

Mein theurer Romeo! ich ſchließe Dich in ewig neuer Liebe in meine Arme, und bin ſtolz darauf, daß mir das Schickſal einen ſo hochherzigen Menſchen zum Freunde gegeben.

Aber fühlſt Du nicht, daß dieſe reine Liebe alle menſchliche, irdiſche Beſtrebungen weit überflügelt, und indem ſie den Geiſt in einer augenblicklichen Entzückung an ſeine ewige Reinheit erinnert, alle andere, auch wahre und nicht verwerfliche Anforderungen der Natur und Welt unberückſichtigt läßt, ja tödtet und vernichtet, und ſo vielleicht einem überirdiſchen Weſen, aber dem Menſchen nicht eignet? und der Menſch wird nie unbeſtraft den eiteln Verſuch machen, ſich über ſich ſelbſt zu erheben, und ſeine natürlichen Schranken zu durchbrechen. Wenn Du in dieſer Idee, die Du feſten Entſchluß nennſt, bisher fortgelebt haſt — ſage mir, Du Guter, iſt es Dir nicht bisweilen in ihm unheimlich geworden, wenn Du einen unbefangenen Blick — in Deinen eigenen Buſen und in die äußere Welt warfſt? Da Deine Liebe ſo rein und überirdiſch iſt, glaubſt Du denn, daß es recht ſei, alle Naturverhältniſſe gewaltſam zurückzuſchieben, und ſie über der Welt gleichſam ſchwebend zu erhalten? oder wäre es nicht ſchöner und löblicher, ſie in die Naturverhältniſſe einzuführen, ſie in einem eigenen Kreiſe, dem Hauſe,

eigens auszubilden, und die sinnlichen Anforderungen unserer Natur durch sie zu weihen und zu heiligen, daß auch unser Körper ein Tempel Gottes werde? — O gewiß, Romeo, an nichts habe ich es mehr und peinlicher empfunden, daß das wahr sein müsse, worüber Du Dich so oft beklagst: daß unser ganzes Leben schlecht sei, als an diesem Deinem Ideal. Denn wahrlich die Zeit muß sonderbar verschraubt und verrenkt sein, in welcher in edelen Gemüthern solche unnatürliche Ideale nur entstehen können!

So bleibe denn dieser Natur und ihren Gesetzen getreu, und irre nicht von ihr ab, von ihr, an der Du mit so viel Liebe hängst, daß Du sogar sie zu Deinem besondern Studium zu machen Neigung hast. Sie weiß das Höchste mit dem Niedrigen zu einem reizenden Gewebe in einander zu flechten, und will wahrlich! nicht, daß wir das Himmlische als ein leeres Abstraktum vom Sinnlichen lostrennen, und verfolgen. Ist doch der Versuch schon von vielen trefflichen Menschen in mannigfacher Weise gemacht worden; aber siehe in der Geschichte nach: die Natur hat sich an ihren Verächtern noch immer gerächt. Eine solche durchgreifende Zweckmäßigkeit finden wir in der Weltordnung, daß es nicht als möglich angenommen werden kann, daß die ursprüngliche natürliche und allgemeine Bestimmung des Menschen — in ehelichem Bunde zu leben — irgend eine andere partielle zu stören oder zu verhindern vermöge; oder daß diese gewiß verwerflich sein müßte, wenn sie nicht zugleich mit jener bestehen kann. Traue im Gegentheil meiner Versicherung: Du wirst jeden wahren und nicht in sich unmöglichen Lebens-

zweck erst dann sicher verfolgen können und erreichen, wenn Du Dir eine Familie gegründet haben wirst.

Ich müßte Dir noch einen besondern Beweggrund anführen, wenn ich es nicht schon mehrere Mal gethan hätte. Du stehst jetzt verlassener und einsamer im Leben da, als jemals. Denn als Hauslehrer lebtest Du doch in einer Familie und wurdest auch gegen Deinen Willen am Umgange mit Menschen festgehalten und in Gesellschaften hineingezogen. Mit den wenigen Freunden, die Du dort gefunden hast, und die zum Theil nicht mit Dir übereinstimmen, scheinst Du mir nur selten und abgebrochen zu verkehren. Daß Dich in dieser Einsamkeit und Zurückgezogenheit Dein Leben nicht befriedigt, ist kein Wunder, denn wenn Dein Geist durch das Stundengeben und Studiren fortwährend angestrengt wird, wo hast Du denn die gesellige erheiternde Freude, die ihn auch täglich abspannte? welche ihn nach manchen Unannehmlichkeiten, die jedes Geschäft mit sich führt, von neuem erquickte?

Als Hauslehrer brachtest Du es endlich so weit, das Leben und die Menschen objectiv zu beurtheilen, und zu ertragen, was nicht zu ändern ist. Was Du dort gelernt hast, darfst Du jetzt nicht vergessen.

Dieser Brief enthält meinen heißesten, größten Wunsch. O Romeo, erfreue uns bald mit einer frohen Nachricht!

Den 15. Juli.

Aus den Beilagen, Gustav, siehst Du, was sich seither zugetragen, und wie es mit mir steht. Sie sind die Antwort auf den Hauptgegenstand Deines Briefes. Wie könnte ich zugleich das Unrecht und die Thorheit begehen, in einer solchen mißhelligen Lage ein geliebtes Wesen zur Genossin meines Lebens zu machen? Es ginge ordentlich gegen mich an, in meinen jetzigen Verhältnissen irgend einen festen Zustand auf die Zukunft hinaus zu gründen.

Ausführlicher sollte ich mich darüber rechtfertigen, wie ich auch darin, daß Du mich von den Naturwissenschaften und dem Gemeingeist abmahnst, nicht mit Dir übereinstimmen kann. Viel und lange habe ich darüber nachgedacht, und endlich ist mir das klar geworden — was sich eigentlich schon von selbst versteht, daß unsere Lebenszwecke verschieden sind und es unsere Handlungsweise also auch sein müsse. Indem Du Deine beste Thätigkeit auf die Bearbeitung Deiner Wissenschaft zusammenziehst, entwickelst Du in einer kleinen Sphäre ein glänzendes Talent und die gediegenste Kraft. Dein Ziel ist Ausbildung der Wahrheit — denn die Verbreitung des Wahren durch Deine Vorlesungen ist bei Dir nur Nebensache. Der Geist der Wahrheit, den Du in engem Kreise förderst, wird sich von selbst über die übrigen Wissenschaften ausbreiten und in's Leben eingreifen. So wirkst Du eigentlich für das Große und Höchste, indem Du nur in dem Kleinen thätig zu sein scheinst. Du erfreust Dich einer Wirksamkeit, welche weniger von äußern Umständen, als von der Kraft Deines eigenen Forschens abhängig ist.

Mir aber macht die Eigenthümlichkeit meiner Natur und das mir zugefallene Loos ein ganz anderes Ziel zur Bestimmung. Ich habe durchaus nicht das Interesse und Talent, daß ich meine beste Geisteskraft auf die Ausbildung einer Wissenschaft verwenden könnte. Und mein Lehrerberuf duldet es auch nicht, daß ich mich auf Eine Wissenschaft beschränke, sondern weis't mich auf sehr verschiedenartiges Wissen und Können zugleich hin. Ich lebe nicht für die Entdeckung und Erfindung, sondern für die Ausbreitung der Wissenschaft und für die Veredlung des Menschen durch sie. Die Natur der Sache bringt es mit sich, daß Du mehr in die Tiefe dringst, ich mehr in die Breite arbeiten muß. So laß mich denn an Umfang gewinnen, was mir an Inhalt abgeht. Wenn ich nur dadurch einigen Hauptfächern, die ich freilich auch haben muß, keinen Eintrag thue. Wer nur eine und die andere Wissenschaft gründlich kennen lernen, aber nicht neu bearbeiten will, hat immer noch Zeit übrig, sich auch weiter auszubreiten, und es kommt hierbei gar nicht darauf an, alles zu erschöpfen und zu durchdringen, und bis in's Einzelste zu verfolgen. Ich meine, wer Mathematik und Philosophie versteht, hat den Schlüssel zu allem Wissen, indem er die Gesetzmäßigkeit der Dinge im Allgemeinen erkennt. Er ist vor Oberflächlichkeit geschützt, denn er sucht überall Zusammenhang und Regel; der einzelnen Thatsachen aber sind unendlich viele, hier bleibt jedes menschliche Wissen mehr oder weniger Bruchstück, wir mögen uns auf eine Wissenschaft beschränken oder uns über viele verbreiten. In allen positiven Wissenschaften ist die Unwissenheit auch des Gelehrtesten bei weitem größer,

als sein Wissen. Es kommt also nur darauf an, eine bestimmte Masse der Thatsachen klar aufzufassen und sie unter allgemeine Gesetze zu bringen. Dieses halte ich zur allgemeinen menschlichen Bildung hinlänglich. Ferner soll der Lehrer und Erzieher die Bedeutung jeglicher Wissenschaft auf Menschenveredlung einsehen, aber wie kann er es, wenn er von manchen Wissenschaften gar nichts versteht? Ich muß mir schon deßwegen von den Naturwissenschaften eine hinreichende Kennthiß erwerben, damit ich mir ein Urtheil darüber bilden kann, welche Stelle ihnen von Rechtswegen beim Jugendunterricht zukomme. Warum sind die meisten Philologen so sehr gegen die Naturwissenschaften eingenommen? Die Antwort liegt am Tage. — Ueberhaupt überschätzt der Mensch nur allzu leicht das Fach, in das er sich ganz und einseitig hineingearbeitet hat. Eine solche Ueberschätzung ist bei dem theoretischen Gelehrten unschädlich und in ihren Folgen oft heilsam; aber der Jugendlehrer sollte sich vor ihr hüten. Denn sie macht, daß er das Geringfügige und Kleinliche seiner Wissenschaft, welchem er natürlich einen bedeutenden Werth zuschreibt, auch in der Jugendbildung für überwichtig hält und so behandelt. Daher entsteht z. B. jene erbärmliche Sylbenstecherei der Philologen, die nicht allein den wissenschaftlichen Sinn der Jugend verdirbt, sondern auch ihre Gesinnung untergräbt.

Ich irre mich wohl nicht, wenn ich behaupte, der Lehrer dürfe keine Wissenschaft lieber gewinnen, als die Jugend, welche er zu bilden hat. Verliebt er sich in ein Fach, so geht im besten Fall der Erzieher in dem Gelehrten unter. Hat er sein Herz an irgend ein Wissen

verkauft, so hat er kein Herz für die Jugend mehr. Der eigentliche Gelehrte und der Erzieher betrachten daher die Wissenschaft mit sehr verschiedenen Augen: während jener in ihr selbst den höchsten Werth anerkennt, setzt sie dieser immer in Verhältniß zu der zu bildenden menschlichen Natur.

Aus eben dieser Eigenthümlichkeit meiner Natur, über die ich erst jetzt in's Klare gekommen bin, leite ich auch meinen Lehrerberuf ab. Der Lehrer muß durch allen Unterricht nur die sittlich-religiöse Bildung bezwecken. Er wird alles, was er thut, mit diesem Höchsten in Verbindung setzen, und irgend ein Wissen nur in dem Maße hochschätzen, als es diesem Endzwecke dient. Dem Gelehrten hingegen hat jedes Wissen einen unmittelbaren Zweck in sich selbst, und auch die kleinste Erkenntniß einen gewissen selbstständigen Werth. Diese Ansicht ist die theoretisch richtigere, jene andere die praktisch edlere.

So, theurer Freund, gehen unsere Wege aus einander, aber nicht so weit, daß wir uns über den Zwischenraum nicht die Hände reichen und ihn leicht überschreiten könnten, geschweige daß wir in Gefahr wären, uns je aus den Augen zu verlieren.

So laß mich denn in der Wissenschaft — wenn Du willst, ein bloßer Liebhaber sein. Ich muß meine Meisterschaft in etwas Anderm suchen, was mir unendlich theurer ist. Der Mittelpunkt meiner Bestrebungen liegt im Ethischen. Deßwegen treibe ich dann auch beiläufig die Wissenschaften, bald die eine, bald die andere, wie ich es zweckmäßig finde oder mich die Lust führt. Ich erfreue mich der Resultate euerer Forschungen, und denke darüber

591355B

nach, welche Bedeutung ſie für die Erziehung haben oder verwende ſie dazu.

Und was ſage ich Dir zum Schutze meiner Beſtrebungen für den Gemeingeiſt, für die ich mich gegen Dich von neuem erklärt habe? O mein Freund! Du ſtimmſt mit mir überein, daß ſich das Ethiſche nur im Politiſchen vollenden kann, wie ja auch bei Ariſtoteles die Ethik nur ein Theil der Politik iſt. Entweder ſiegt der Gemeingeiſt in unſerm Volke, oder wir fallen über kurz oder lang den Ruſſen oder Franzoſen als Beute anheim. Denn die Volksehre mit ihrer Tapferkeit iſt eine Tugend des Gemeingeiſtes. Aber auch im Wohlſtande und in friedlicher Behaglichkeit führt ein Volk ohne Gemeingeiſt ein ehrloſes Leben: Nationalgeiſt und ſittliches Selbſtgefühl fehlen ihm. — Oder willſt Du ein wahrhaftes religiös-äſthetiſches Leben? Es iſt einzig und allein die Blüthe des Gemeingeiſtes. In unſerm jetzigen Treiben kann nichts Geiſtiges ſich ſchön entfalten, fröhlich emporblühen, großartig ſich vollenden. Unſere Gemeinheit erſtickt alles Gute im Keime oder gewährt ihm nur ein ſchwächliches, ephemeriſches Leben. Alles Große und Schöne iſt bei uns vereinzelt, unentwickelt, kränklich, hält ſich in Büchern und Schulen. Sagſt Du aber, daß das Streben nach Gemeingeiſt unter uns ein Phantom ſei, ſo kann ich Dir nichts dagegenſtellen, als jenen Satz vom Glauben, der Berge verſetzen kann.

Du wirſt mit dieſer Antwort auf Deinen Brief nicht zufrieden ſein; aber kann ich gegen meine Lage, meine Natur und Ueberzeugung ſprechen und handeln?

Den 20. Juli.

Von Tag zu Tag bekomme ich an meinem Botanisiren mehr Freude. Regelmäßig nach Tagesanbruch laufe ich durch Aecker, Wiesen und Wälder, und auch Abends, so lange die Sonne am Himmel steht, findet man mich selten zu Hause. Draußen in der Natur pflücke ich sie und lerne ich sie auch kennen, diese lieblichsten Wesen der kinderreichen Erde. Ich hätte es nie geglaubt, daß in diesem Zergliedern der Pflanzen eine so reine, beinahe heilige Freude liege. Diese Mannigfaltigkeit, diese Uebereinstimmung, diese Zierlichkeit, diese feine Schönheit, die oft nur das bewaffnete Auge entdeckt, in Farbe und Gestalt, an Blatt, Stengel, Krone — wie drückt sich das alles in meinen Sinn ein, wie wohlthuend legt es sich an mein Herz. Was ist das für ein Contrast in dieser saubern, unschuldigen Pflanzenwelt mit dem wirren Treiben der Menschen! Ich kann nicht loskommen von dem Betrachten einer Pflanze, deren Merkmale ich mir einmal deutlich gemacht habe; ich greife zu dem zweiten, dritten Exemplar, und meine Liebe, meine Bewunderung, meine Andacht wächst, je genauer ich sie betrachte. Oft versinke ich bei der unendlichen Schönheit und Pracht, welche auch die unscheinbarste Pflanze beherbergt, in sprachloses Staunen, thue einen Blick in die weite Welt, ein frommer Schauder rieselt mir durch den Körper und das Auge feuchtet sich mit nicht gemeinen Thränen. Es ist ein wahrer Gottesdienst; ich gehe bei diesen frohen Wesen nicht nur in die Schule, sondern auch in die Kirche.

Wie roh und oberflächlich faßte ich bisher die Natur auf! Ich sah so über sie hin und trug höchstens phantasirend meine Träume und was ich aus Büchern aufgehascht hatte, in sie hinein. Und doch hielt sie mich beständig fest. Welche unendliche Tiefe muß sie haben, daß sie auch den so ergreift, der sie kaum ansieht. Die Menschen lieben die Natur schon, ehe sie sie kennen!

Den 25. Juli.

Ein Name ist wenig und doch wieder so viel. Eine Pflanze ist uns ordentlich näher gerückt, wir fühlen uns ihr befreundeter, wenn wir erst ihren Namen wissen. Sie ist dann in den Bereich des Menschlichen gezogen. Wir assimuliren die äußere Welt mit unserer geistigen durch das Wort, durch dieses Mittelding, welches Körper und Geist zugleich ist.

Den 26. Juli.

So oft mich etwas plagt, eile ich zu meinen Pflanzen, aus dem widersinnigen Menschentreiben in diese vollkommene, sinnvolle Welt. Hier gelingt mir es, was dem Menschen so schwer wird und ihm immer das Beste ist, zu vergessen. Oder wenn ich mich in dem Umgange mit diesen einfachen, harmlosen Kindern der Natur der argen

Noth erinnere, welche die Menschen durch ihre Thorheit, Vornehmheit und Gemeinheit, jeder sich selbst und einer dem andern, machen — dann lache ich oft laut auf. Wie beschämt doch die Natur die Menschen, die unvernünftige Welt die vernünftige! Aber jedesmal kehre ich mit erleichteter Brust und klarerem Auge in's Leben und zu meinem Amte zurück. Wirf mir nun keine Ungeselligkeit mehr vor, lieber Gustav, da ich mit so lieben Wesen verkehre, in deren Umgang ich sichtbar froher und besser werde.

Den 30. Juli.

So denke ich die Naturwissenschaften zu studiren. Zuerst arbeite ich das Einzelne durch, und sammele mir eine hinreichende Masse von Thatsachen. Ich verbanne hierbei alle Theorie und Speculation, und halte mich an der reinen Betrachtung und festen Einprägung des Betrachteten. Dann wiederhole ich meine Mathematik. Die äußersten Endpunkte — Thatsache und Gesetz — vereinige ich zuerst in der Mitte zur eigentlichen Wissenschaft. Denn diese ist ja nichts anderes, als der durch Gesetze bestimmte Thatbestand.

Den 8. August.

Warum behandeln doch die meisten oder viele Lehrer die Naturwissenschaften als so leichte, unbrauchbare Waare? warum wird der Unterricht in ihnen so häufig den ungeschicktesten Lehrern übergeben, mit denen man sonst nichts anzufangen weiß? Diese Verkehrtheit wird wohl nur aus zufälligen geschichtlichen Verhältnissen entsprungen sein.

Der Unterricht in diesen sogenannten Realien ist gewiß auch zugleich Wortunterricht, und alle Geistesthätigkeiten, die durch diesen gebildet werden, werden auch durch jenen bethätigt. Das Vergleichen, Unterscheiden, Abstrahiren, Erklären, Schließen und alle andern Kräfte des Verstandes werden auch durch den Realunterricht gebildet, und indem er das Gedächtniß eben so, wie jener, in Anspruch nimmt, belebt er das Anschauungsvermögen und die Phantasie auf eine ausgezeichnetere Weise. „Aber der Wortunterricht ist zugleich ein Unterricht in den Ideen, der sogenannte Sachunterricht dagegen nicht.“ Dieses läugne ich aufs bestimmteste. Durch einen anschaulichen, lebendigen naturgeschichtlichen (naturbeschreibenden) werden die in jedem Menschengeist wohnenden Ideen, seine ganze ideale Ansicht der Dinge, auf das sicherste, reinste, freiste belebt und entwickelt. Er würde, in seiner hohen Bedeutung erkannt und benutzt, so viel, ja er würde mehr wirken, als unsere gewöhnlichen Catechismen. Die Natur offenbart uns ja in ihrer unendlichen Schönheit und Erhabenheit das Göttliche und macht den, welcher mit ihr umgeht, unwillkührlich für das Gute, Edle

und Schöne empfänglich. Um ſo mehr könnte die Natur abſichtlich durch den Unterricht zu einer einfachen, ungekünſtelten und tiefen Entwickelung des äſthetiſchen, religiöſen und ſittlichen Gefühls wenigſtens im erſten Unterricht und in der Volksbildung gebraucht werden. Aber wir meinen noch immer, daß die ſittlich-religiöſe Bildung in der Einlernung und Anbildung einer Maſſe von Lehrſätzen und Vorſchriften beſtehe, als ob dadurch der Menſch gut und fromm würde, und als ob nicht die ſittlich-religiöſen Wahrheiten dem Menſchengeiſte auf eine nothwendige Weiſe inwohnten und nur belebt und entfaltet zu werden brauchten. Wenn nun aber jeder Sachunterricht zugleich Wortunterricht iſt, und mehr oder weniger alles leiſten kann, was dieſer auch, ſo läuft dieſer häufig Gefahr, über dem Worte ſeine geiſtige oder ideelle Sache zu verlieren, weil dieſelbe ſich der feſten äußern Anſchauung entzieht, und inſofern könnte der Wortunterricht dem Sachunterricht ſogar nachgeſtellt werden.

Wenn man aber den Sach- oder Realunterricht mit dem blos formellen Sprachunterricht vergleicht, ſo darf der erſtere noch weniger zurückgeſetzt werden. Die Pflanze z. B. iſt ein eben ſo ſchönes und ein noch mehr geſetzmäßiges Gebilde, als das Wort, und wenn uns dieſes den menſchlichen Geiſt ausſpricht, ſo deutet uns jene den göttlichen an.

Solche Gedanken entwickelten ſich in mir durch eine Unterredung mit Nolten, mit dem ich jetzt wieder häufiger zuſammen komme. Wir haben nämlich in ſeinem Hauſe wöchentlich zweimal Unterricht im Engliſchen bei einem jungen, wackern Engländer, der ſich hier niedergelaſſen hat.

Nolten behauptet, man verstehe keine Sprache, wenn man sie nicht sprechen könne, und er will es gar nicht zugeben, daß der Griechisch verstünde, welcher zur Lectüre eines Classikers eines Lexicons und einer Grammatik bedürfe. So hat denn Nolten nach und nach den größten Theil meiner Mußestunden sonderbar besetzt: ich reite, botanisire und lerne Englisch.

Den 15. August.

Ich habe meine trübe Stimmung überwunden. Die Freude an der Thätigkeit ist wiedergekehrt. Wie danke ich es meinem Schicksal, welches mir in der wissenschaftlichen Naturbetrachtung ein Mittel an die Hand gegeben, mich immer wieder zurecht zu finden! Die geistigen Gegenstände sind an und für sich schwebend und flüchtig, und bei jeder leidenschaftlichen Aufwallung des Gemüthes schwanken sie ganz und gar in's Unbestimmte und verdunkeln sich unserm Bewußtsein; in der ruhigen Natur aber erscheinen uns unsere besten Ueberzeugungen und Gefühle wieder auf festem Boden und in anschaulicher Form. Die geistige Welt wird uns verständlicher im Spiegel der materiellen. Das Trübe, Ungebundene, Schwärmerische in uns weicht der Naturbetrachtung.

Den 14. August.

Von neuem bin ich darin bestärkt worden, immer meinem eigenen Genius zu folgen. In den entscheidenden Interessen unseres Leben führt uns unsere eigene Natur immer richtiger, als die Ansicht selbst unseres besten Freundes. Da müssen wir nur in unser eigenes Herz blicken. Besser, auf seinen eigenen Kopf ein Thor, als auf fremden Rath ein Weiser sein.

Ein von innen heraus selbstständiges, eigenthümliches Leben hat allein einen Werth, es mag sich Glück oder Jammer um dasselbe herum legen.

Verflüchtige ich mich denn, wenn ich die Naturwissenschaft treibe, in eine allseitige Bildung? Nein, mein Gustav, ich treibe sie ja frei nach meiner eigenthümlichen Weise. Ich bilde gerade meine Individualität weiter aus.

Den 26. August.

Dahlheim brachte mich heute auf meinen philosophischen Unterricht zurück. Er sagte mir, er sehe wohl ein, daß dieser Unterricht, wie ich ihn auf Gymnasien eingeführt wissen wollte, das Verständniß der philosophischen Schriftsteller des Alterthums auf eine ausgezeichnete Weise befördere. Aber ich hätte auch schon den Gedanken ausgesprochen, daß durch ihn auch die Dichter und Geschichtschreiber tiefer erfaßt werden könnten. Dieß habe er gleich richtig gefunden, aber es sei ihm doch noch nicht

recht klar geworden. Darüber möchte ich ihm jetzt Rechenschaft ablegen: er habe mich deßwegen schon längst erwartet, daß ich einmal zu ihm kommen würde, ich habe ihn aber lange warten lassen.

Da der Abend so schön war, schlug ich ihm vor, mit mir einen Spaziergang in's Freie zu machen, wo wir diesen Gegenstand am angenehmsten besprechen könnten. Er lehnte es ab: er habe diesen ganzen Sommer noch keinen Schritt vor die Stadt gethan; und als ich mich darüber verwunderte und ihn schalt, fügte er bei: er habe einen ordentlichen Widerwillen, diese trägen Berge und angestrichenen Bäume und Hecken zu sehen, — dieses langweilige, ewig wiederkehrende Einerlei der Natur. So setzte ich mich denn zu ihm.

Das ist doch sicher, sagte ich, daß jeder Mensch, also auch jeder alte Schriftsteller, sowohl die materielle, als auch die geistige Welt mehr oder weniger eigenthümlich auffaßt, und in seinen Worten oder Werken sich auch unwillkührlich abdrückt. Nun fragte und untersuchte man längst: wie dachte sich z. B. Homer, Hesiod, Herodot die Erde und den Himmel? Gewiß eine höchst interessante Untersuchung, welche uns die materielle Weltansicht dieser und anderer Classiker aufschloß, uns auf ihren Standpunkt stellte und uns so ihre hinterlassenen Werke tiefer verstehen ließ. Wir lernen dadurch die ursprünglichen, naiven Vorstellungen der Vorzeit von Erde und Himmel kennen, und sehen mit belehrendem Vergnügen, wie das Weltall sich im unschuldigen, unbefangenen Menschengeiste abdrückte. Aber es giebt eine beinahe interessantere Frage, die ein rege gewordenes philosophisches Interesse aufwirft und zu

beantworten ſucht: Wie faßt ein gewiſſer Claſſiker die geiſtige Welt auf? welches ſind ſeine Anſichten über Tugend und Religion, über alle menſchliche und göttliche Dinge? welches iſt ſein Standpunkt, von dem aus er einmal alles Geiſtige betrachtet? welches ſind ſeine Grundüberzeugungen, ſeine Lieblingsideen, und welches die abgeleiteten und ferner liegenden? welches iſt ſeine vorherrſchende Gefühlsſtimmung und wie erklärt ſich dieſe aus ſeinen Anſichten: Kurz, wie iſt ſeine ganze geiſtige Weltanſicht gleichſam zu einem organiſchen Gefüge gegliedert?

Iſt es aber möglich, wandte Dahlheim ein, der geiſtigen Weltanſicht eines Schriftſtellers ſo auf den Grund zu kommen? einem Claſſiker ſo in der Seele zu leſen?

Dem muß es möglich ſein, antwortete ich, deſſen Blick zur objectiven Auffaſſung des geiſtigen Menſchenlebens gehörig geſchärft iſt, vorausgeſetzt, daß die Werke des fraglichen Schriftſtellers an Umfang nicht allzu unbedeutend ſind. Aber auch hier gilt wohl: ex ungue leonem.

Ich ſehe nicht recht ein, wie es anzufangen iſt, entgegnete der Freund.

Die Sprache iſt der unmittelbare Abdruck der Seele. In der Sprache verräth der Menſch ſein Innerſtes. Er ſagt im Grunde meiſtens mehr, als er eigentlich zunächſt will und beabſichtigt: er erzählt uns nämlich nicht allein die Sache, ſondern nothwendig zugleich auch ſeine Auffaſſung, ſeine Vorſtellung von der Sache, und oft ſtreut er unbefangen oder abſichtlich auch ſeine Empfindungen und Gedanken über die Sache ein. Der Schriftſteller offenbart uns nicht allein in ausführlichen Reflexionen ſeine

Ansicht, sondern enthüllt sie uns oft auch schon durch eine Wendung der Rede, durch ein Wörtchen, ja oft durch die Verbindung der Wörter oder Sätze seine Gesinnung. Er spricht sie vielleicht an einer solchen Stelle nur individuell aus, aber wenn sie an mehrern Stellen wiederkehrt oder mit andern ausgemachten Ansichten übereinstimmen, so gelten sie allgemein. Besonders klingen uns in den Reden, welche er Andern in den Mund legt, seine eigenen Ueberzeugungen an, und die ganze Behandlungsweise des Stoffes ist ein Geistesabdruck des Verfassers. Wenn wir nun alles dieses und anderes der Art scharf auffassen, sammeln, verbinden, vom Außerwesentlichen und Zufälligen reinigen, so sind wir im Stande, uns der ganzen Denkweise eines Schriftstellers zu bemächtigen und sein geistiges Leben in einem allgemeinen Bilde aufzufassen.

Das wäre herrlich, rief Dahlheim, denn der Geist ist es doch eigentlich, warum wir einen Classiker studiren.

Und wenn wir diesen Geist in festen, bestimmten Umrissen aufgefaßt haben, dann können wir sein Werk erst recht verstehen und genießen. Die äußere Lebensgeschichte eines Schriftstellers ist gewiß keine so gute Einleitung zur Lectüre seiner Werke, als eine solche Charakteristik seines Geistes. Diese setzt uns ganz auf den Standpunkt des Schriftstellers und befähigt uns, die geistige Welt mit seinen Augen zu sehen und mit seinem Herzen zu fühlen. Auch sind wir durch sie recht im Stande, tief in seinen eigenthümlichen Sprachgebrauch einzudringen. So z. B. lernen wir den Gehalt aller Wörter einsehen, die sich auf geistige Dinge beziehen. Manche Eigenthüm-

lichkeiten im Ausdruck würden ſich aus der Weltanſicht und Gefühlsſtimmung des Verfaſſers erklären laſſen.

Aber wer ſagt uns denn, erwiederte Dahlheim, ob die ſittlich-religiöſen Ueberzeugungen, die ſich in den Schriften ausſprechen, ihm eigenthümlich angehören oder nicht vielmehr das Eigenthum ſeines Zeitalters ſind.

Dieſes letztere wird auch immer der Fall ſein, war meine Antwort, wenn der Schriftſteller noch gar nicht auf dem Standpunkte der Reflexion ſteht; — ſo gehört die Lebensanſicht des Homer ſo gewiß ſeinem ganzen Zeitalter an, als ſeine Erd- und Himmelskunde; — oder wenn er nicht, wie Tacitus, ſeine Ueberzeugungen im Gegenſatz zu ſeiner Zeit ausgebildet hat. Auf jeden Fall wird es meiſtens nur eine höhere, ſchwierige Unterſuchung ermitteln können, was in der Denkweiſe eines Geſchichtſchreibers und Dichters ihm ganz eigenthümlich zukommt. Aber geſetzt, wir erkenneten in ihr auch nur die Anſicht ſeiner Zeit, oder der Gebildeten ſeiner Zeit, hätten wir dadurch etwas verloren? Ich meine im Gegentheil, gewonnen. Wir lernten dann den ſittlich-religiöſen Standpunkt eines ganzen Zeitalters kennen, und von hier aus alle Werke der Kunſt und Wiſſenſchaft, die Staatseinrichtungen, Religion, Sitten und Thaten deſſelben mehr oder weniger würdigen. Denn von allem dieſem iſt der Geiſt der Zeit doch die eigentliche Quelle. — Man hat den Verſuch gemacht, eine hiſtoriſche Geographie, eine hiſtoriſche Himmelskunde zu ſchreiben. Ich meines Theils wünſchte eine antike hiſtoriſche Ethik und Religionslehre d. h. eine Geſchichte der ſittlich-religiöſen Ueberzeugungen unter den Griechen und Römern zu leſen, die mit dem Geiſt ver-

faßt wäre, in welchem Winkelmann seine Geschichte der Kunst geschrieben hat.

Herrlich! rief Dahlheim, aber in welche Verbindung bringst Du Deinen philosophischen Unterricht mit dieser geistvollen und tiefen Behandlung der Classiker? was soll er ihr nutzen?

Er soll die Schüler zu einer tiefern Auffassung empfänglich machen. Das Streben, auf diese Weise den Geist der Schriftsteller zu fassen, liegt in jedem regsamen Jünglinge. Es zeigt sich in dem besondern Interesse an den sogenannten schönen Stellen, in denen sich der Geist des Autors bedeutungsvoll ausspricht. Junge Leute streichen sich solche Aussprüche an oder machen sich auch wohl besondere Sammlungen von ihnen, wie auch ich es einst gethan habe. Dieses löbliche ästhetisch-religiöse und sittliche Interesse an solchen bedeutungsvollen Stellen hätte der Lehrer zu läutern, zu befriedigen, zu vervollständigen, richtig zu leiten, kurz dasselbe zur Auffassung der Weltansicht des Schriftstellers zu führen, so weit diese Auffassung dem jugendlichen Alter möglich ist. Von dem Lehrer aber, welcher einen antiken oder modernen Classiker mit Schülern lesen und denselben erklären will, verlange ich schlechterdings, daß er auf die genannte Weise ganz und gar in den Geist eines Schriftstellers eingedrungen sei, sonst ist er durchaus nicht fähig, die Lectüre bildend zu machen, und also seinem Geschäfte und seiner Aufgabe gar nicht gewachsen, mag er Sprache und Sache auch vollkommen verstehen.

Ich wollte aufstehen und abbrechen. Dahlheim gab mir sein verbrauchtes Exemplar des Tacitus in die Hand,

welches aufgeschlagen auf dem Tische lag, und fragte: Welches ist der Geist dieses größten aller Geschichtschreiber? und als ich lächelnd meinte: hier sei es wahrlich leichter fragen, als antworten, zumal aus dem Stegreif, fragte er angelegentlich: Nun, welches ist denn die Grundüberzeugung seiner Lebensansicht? gleichsam der Centralpunkt seiner ganzen Weltauffassung?

Die Ehre oder Würde, sagte ich, oder weil bei ihm alles ächt national ist, die Römerehre, die Römerwürde. Dieses Princip ist der alleinige Maßstab seines sittlichen Lobs und Tadels, und auch der Genius seiner Darstellung. Nur was dieses Princip freundlich oder feindlich berührt, hält er für werth der Erwähnung. Alles andere schließt seine Historiographie aus. Lies den Tacitus, und Du wirst diese Grundansicht überall hervortreten und oft ausdrücklich erwähnt finden.

„Du scheinst mir Recht zu haben. Deßwegen ist er auch so entrüstet über seine ehrlose Zeit. Aber welches ist seine politische Grundüberzeugung?“

Er ist im Herzen ein Republicaner. Er beklagt es, daß unter dem Principat nur mittelmäßige Männer und Tugenden geduldet seien, und daß ein edler Römer seiner Zeit, der für das Gute wirken und nicht sterben wolle, über diese Mittelmäßigkeit nicht heraus könne. Sein Ideal der altrömischen Ehre verlangt republicanische Freiheit. Die Freiheit, meint er, ist von der Natur sogar den sprachlosen Thieren gegeben. Seltenes Glück der Zeiten, ruft er aus, wo es erlaubt ist, zu denken, was man will, und was man denkt, zu sagen.

„Und seine religiösen Ansichten?“

Er richtet den Blick zweifelnd nach oben. Er bezweifelt eine göttliche Fürsorge, und spottet sogar einmal über den Glauben an sie. Ein tragischer Götterzorn schwebt furchtbar über der entarteten Römerwelt, und im Menschenleben streiten sich Zufall und Nothwendigkeit um die Herrschaft.

— Ich glaube, sagte Dahlheim, ich fühle mich deßwegen so sehr zu Tacitus hingezogen, weil ich in meinem kleinen Geist etwas von dem fühle, was er in seinem großen trug. Woher doch wohl seine zum Sprichwort gewordene Kürze?

Der Unmuth seiner großartigen Denkart ließ keine weitläufige, behagliche Darstellung zu. Sein Unwille hemmte ihm den Griffel, und er gewöhnte sich zuletzt, sich überall kurz zu fassen. Weißt Du aber auch, woher seine tiefe Seelenschilderei und treffliche Charakterdarstellung?

„Nun?“

Außer der Tiefe seines eigenen Geistes daher: das äußere Leben war ihm zu armselig, kläglich und erbärmlich, daher versenkte er sich in das innere ewige des Geistes.

„Und eben daher möchte ich mich in Deine Philosophie flüchten, Romeo! — O könnte ich den Geist des Tacitus voll und wahr auffassen, und wäre es möglich, ihn auf der Leinwand oder im Marmor darzustellen! Unsere Zeit müßte sich schämen. Doch nicht allein unsere, auch jede andere!

Es liegt in einer Zeit noch immer viel Gutes, meinte ich, wenn sie sich noch schämen kann.

Den 8. September.

Immer von neuem führt Nolten, besonders in unserm Kränzchen, das Gespräch auf die Humanitätsstudien zurück. Da wir in den meisten übrigen Dingen einig sind, so hat es auch für mich ein besonderes Interesse, mit ihm hierüber zu streiten. Wenn man über so vieles einverstanden ist, wünscht man es auch in Allem zu sein. Horster leistet mir in diesem Kampfe gute Dienste, und wenn einem von uns die Gedanken und Worte ausgehen, tritt gewöhnlich der andere ein.

Bei einem neuen Angriff Nolten's auf die Philologie als freies Bildungsmittel, wandte Horster ein:

Darüber ist doch wohl kein Streit mehr, daß das Alterthum uns die Humanität in der edelsten Form darstellt.

Laß' uns, fiel Nolten ein, einmal von der Form absehen und uns an der Sache halten, auf die es doch eigentlich ankommt.

Wir dürfen beides nicht trennen, antwortete Horster. Die Form ist die Erscheinungsweise des Edeln und Schönen, und der Werth dieses wird selbst beeinträchtigt, wenn es in einer mangelhaften, kümmerlichen Gestalt an den Tag tritt.

Ich gehe noch weiter, fügte ich bei. Es ist doch hier hauptsächlich von der Form die Rede, in welcher Form das Schöne, zu dem auch das moralisch Gute als sittlich Schönes gehört, erscheint. Da behaupte ich nun mit Kant, Schiller und andern: die Form ist nicht nur der Körper des Schönen, sondern dieses besteht seinem

Wesen nach in einer gewissen ebenmäßigen, zweckmäßigen Form, und ist nichts anders, als diese. Nur die Form vermag irgend ein Ding schön zu machen. Zerstöre die Form einer Bildsäule und du hast nichts, als die gestaltlose Materie des Marmors, an der nichts Schönes mehr ist; umgekehrt aber hat ein guter Gypsabdruck — also eine veränderte Materie, wenn sie nur dieselbe Form beibehält — dieselbe Schönheit, als die marmorne Bildsäule. So ist es mit jedem Kunstwerke oder schönen Naturproduct: die Form allein entscheidet. Wenn wir also den antiken Kunstwerken eine vollkommene Form zuschreiben, so erkennen wir sie schon dadurch als Musterbilder des Schönen an.

In diese Ansicht konnte sich nicht einmal Horster zurecht finden; er meinte, das hieße freilich die Sache auf die Spitze gestellt, und das Aeußere zum Wesentlichen gemacht. Nolten aber widersprach auf das bestimmteste und behauptete: es müsse die Form doch einen Inhalt, eine Bedeutung haben, und diese sei es eigentlich, welche die Form selbst schön mache, und worauf es im Grunde allein ankomme. Ich sagte dagegen, die Materie begründe nur Unterschiede und Arten des Schönen, für das Auge, für das Ohr und den innern Sinn, denn das geistig Schöne, welches uns vornehmlich die Sprache darstelle, sei eigentlich das Schöne, welches der innere Sinn auffasse. In allen diesen Sphären aber sei das Schöne seinem Wesen nach ein und dasselbe und bestehe in einer ebenmäßigen Verbindung der materiellen Bestandtheile zu einem zweckmäßigen Ganzen. Wir mußten endlich diesen Gegenstand auf sich beruhen lassen: Nolten nannte mich eigensinnig

und hartnäckig, und konnte es gar nicht begreifen, wie ich einer ſolchen hohlen, leeren Form irgend einen Werth zuſchreiben könnte.

Laſſen wir dieſe Spitzfindigkeit, ſagte er, auf ſich beruhen: worin, Horſter, beſteht denn die vollkommene Form, welche die alten Claſſiker vor den neuern voraus haben?

Horſter nannte die unerreichte Ausbildung der alten Sprachen, und beſonders ihre phonetiſche Vollkommenheit, die ſich in ihrer wundervollen Verskunſt am glänzendſten hervorſtellen, ferner die Genauigkeit, Correctheit und Eleganz im ſprachlichen Ausdrucke.

Nolten erwiederte: Was hilft unſerer Jugend auch die genaueſte Kenntniß des Wohlklangs der alten Sprachen? Was kann ſie damit anfangen? Das alles iſt Fachkenntniß ünd gehört nicht zur allgemeinen Bildung. Die eigentlichen Gelehrten mögen das alles ſtudiren und ſich an ſolchen Antiquitäten ergötzen, unſere Jugend laſſe man damit ungeplagt. Was man nicht bethätigen und ausüben kann, was mit dem Willen in keiner Verbindung ſteht, iſt kein allgemeines Bildungsmittel. Wir können jene Euphonie, den Rhythmus und die Metrik der alten Sprachen auf die unſere gar nicht anwenden. Dieſe hat ihre eigene Natur und will in ſich ſelbſt verſtanden und nach ihrer eigenen Weiſe ausgebildet ſein. Alle Verſuche, unſere Sprache nach den alten zu modeln, ſind erkünſtelt, ſie greifen nicht in das Leben, das Volk ein. Aller humane Unterricht muß nur die Grundlage eines möglichen Thuns und Handelns ſein und ſein wollen. Sonſt taugt er nichts, iſt verkehrt und verderblich. Er entfernt vom

Leben und macht den Menschen glauben: mit einem müßigen Anstaunen und Bewundern sei alles gethan. Aber darauf kommt es gar nicht an. Es giebt andere näher liegende, in's Leben eingreifende bewunderungswürdige Dinge genug zu erkennen. — Und alle stylistische Vollkommenheit der Alten, sei sie grammatisch oder logisch — ist sie denn auf die Alten ganz und gar beschränkt? Haben nicht auch wir unsere Classiker? Gesetzt, diese seien in der Form auch nicht so ganz vollkommen: so ergänzt, ihr Lehrer, durch Unterricht und besonders durch Uebung das Uebrige! Sorgt dafür, daß euere Lehrlinge ganz bestimmt, klar und deutlich denken lernen, entwickelt ihr natürliches, gesundes Gefühl. Dann habt ihr die Hauptsache gewonnen, die ihr gewöhnlich versäumt, vielleicht weil euch zu ihr keine Zeit übrig bleibt. Und übt sie ununterbrochen im richtigen und schönen Sprechen und Schreiben! So werdet ihr eueren Zweck sicherer erreichen, als auf jenem oft alle Zeit raubenden Umwege. Auch ein wenig vollkommener Classiker kann zu dieser stylistischen Bildung benutzt werden und zureichen. Er belehrt auch durch das, was er verfehlt oder vernachlässigt hat. Es kommt eigentlich nur darauf an, mittelst eines vorliegenden Musters ein Ideal der Vollkommenheit in der Seele des Zöglings zu erzeugen: dazu reicht auch ein nicht ganz vollkommenes Muster hin. Und wo gäbe es ein ganz vollkommenes? Das Ideal kommt nie zur Erscheinung. Nur eine abgöttische Verehrung der Alten will in ihrem sprachlichen Ausdrucke gar keine Mängel finden, und erhebt sogar ihre Nachlässigkeiten, Versehen und Fehler zu einer eigenen Art von neuen Eleganzen. Alle ihre

Unregelmäßigkeiten sollen beabsichtigt, berechnet sein; als wenn die natürlichen Alten je auf Effect ausgingen, und ihnen in diesem Falle keine bessere Mittel zu Gebote ständen! Stelle ich nun unsere besten deutschen Schriftsteller neben die Alten, so finde ich den Abstand in ihrer Form nicht so groß, daß man zu der Thorheit berechtigt wäre, bei den Griechen und Römern in die Schule zu gehen, um deutsch schön sprechen und schreiben zu lernen. Viele unserer Classiker mögen diesen Umweg genommen haben. Jetzt aber ist er nicht mehr nöthig. Muß denn eine Aufgabe immer auf die alte Art gelöst werden? Sonst bemüht man sich überall, alles naturgemäß einzurichten und alle Methoden zu vereinfachen. Man sollte es wahrlich auch hier thun! Nur der kürzeste Weg, zu einem guten Styl zu gelangen, ist der beste, dem Jugendunterricht allein angemessen.

Gegen diese und ähnliche Behauptungen vertheidigte Horster seine entgegengesetzte Ansicht mit Mäßigung und Verstand, wenn auch nicht mit neuen, eigenen Gründen. Endlich bestürmte Nolten seinen Gegner durch eine Menge anderer Sätze.

Unsere besten Schriftsteller, sagte er, haben ihren Styl nicht einmal bei den Alten gelernt. Sie haben sich eine eigenthümliche Schreibart gebildet, und sich um die der Alten wenig oder gar nicht bekümmert. Die, welche die Alten nachahmten, opferten fast immer ihren eigenen und ihrer Sprache Geist auf, und sind zum Theil ungenießbar. Giebt man der Jugend alte Classiker zur Bildung ihrer Ausdrucksweise, so verdirbt man ihre Sprache geradezu. Sie wird das ganz Abweichende, welches am

meiſten in die Augen fällt, am meiſten nachahmen und dadurch ihren Styl geſchraubt, undeutſch, unnatürlich machen. Ich bin überzeugt, das deutſche Wort blühte im Munde der Gebildeten viel eigenthümlicher, freudiger, freier, wenn man einmal aus den Schulen das Ueberſetzen verbannt hätte. Denn man muß hier meiſtens die deutſche Spracheigenthümlichkeit der Worttreue zum Opfer bringen. Man muß ſchon zufrieden ſein, wenn man den Sinn des Originals nur richtig ausgedrückt hat. So gewöhnt ſich der Schüler ellenlange Perioden, den pedantiſchen Gebrauch vieler Partikeln und anderes an, was ſeine Diction ſchwerfällig macht.

Dieſen ganzen Angriff, daß die Lectüre der Claſſiker dem deutſchen Ausdrucke ſogar ſchädlich ſei, ſchien mir Horſter mit ſiegenden Gründen zu widerlegen, und zuletzt fügte er die Gegenbehauptung bei: gerade ein ſorgfältiges Ueberſetzen verſchaffe dem Schüler die vollkommenſte Herrſchaft über ſeine Sprache und den freieſten Gebrauch von ihr. Indem er fremde Anſichten und Gefühle auszudrücken angehalten werde, erweitere ſich ſein Sprachvermögen, werde ſeine Rede höchſt biegſam und bildſam. Dem ſei es ein Leichtes, ſeinen eigenen Geiſt auszuſprechen, welcher ſogar den fremden in ſeiner eigenen Sprache wiederzugeben wiſſe.

Man ſah Horſter die Freude an, einen Grund ausgeſprochen zu haben, welchem Nolten nichts entgegenſtellen konnte. Ich fuhr fort:

Die edle Form der Geiſteswerke der Alten ſcheint mir noch in ganz andern Vorzügen zu liegen, als in den genannten. Die alten Schriftſteller ſind bisher unerreicht

durch ihre einfache Natürlichkeit, ihre leidenschaftslose Ruhe, ihre sichere Haltung, ihre durchsichtige Klarheit, ihre Heiterkeit, ihre Gleichförmigkeit, ihren hohen sittlichen Geist, welcher sogar das Niedrige zu veredeln und das Gemeine im harmlosen, unschuldigen Scherz zu verflüchtigen weiß. Indem wir nun die Jugend in die Alten einführen, eignen wir allmählig nicht nur ihrem Styl, sondern auch ihrer Denkweise ähnliche Vorzüge an. Die Begeisterung öffnet das Gemüth, und was diese aufgenommen hat, macht der tägliche Umgang bleibend und einheimisch.

Weit gefehlt! rief Nolten. Alle diese Vorzüge der Alten sind Abdrücke der innern Gesinnung. Wie entsteht diese? Dieß ist die große Frage.

Wie viel trägt die innige, liebevolle Vertrautheit mit den alten Classikern zur Bildung der Gesinnung, zur Veredlung des ganzen innern Menschen bei! rief ich aus. Die Tugenden der Alten fließen in dem täglichen Umgange mit ihnen gleichsam unbewußt in uns über; unsere Engherzigkeit erweitert sich zu ihrer Humanität, unsere Schwächlichkeit erstarkt zu ihrer kernhaften Gesundheit, unsere Charakterlosigkeit erhebt und verwandelt sich zu ihrer freien, kräftigen, hohen Haltung, kurz unser Geist und somit auch unser Styl bekommt nach und nach ein antikes Gepräge.

Wie schwer ist es, mit euch fertig zu werden, sprach Nolten, da ihr Wahres mit Falschem vermischt und das Wahre falsch anwendet! Einen solchen veredelnden Einfluß auf uns können doch augenscheinlich die Classiker nur dann haben, wenn wir sie zu unserm Lebensberuf gemacht haben. Und nur wenn wir schon zu einer bedeutenden

Bildung gelangt sind, also in reifern Jahren, werden sie uns in dieser Weise fortzubilden vermögen. Für die Jugend fällt also dieser Vortheil ganz weg. Sie ist viel zu beschäftigt und zerstreut, viel zu befangen und ungebildet, als daß sie den hohen Geist der Alten inne werden könnte. Sie kaut an der Schale und wenn sie zum tiefern Eindringen bald gereift wäre, tritt sie größtentheils in einen Beruf, in den sie die alten Classiker nicht begleiten.

Das ist eben so schlimm, daß die meisten in spätern Jahren ihre Alterthumsstudien liegen lassen, fügte Horster bei.

Dem kann aber nicht vorgebeugt werden, antwortete Nolten. Die alte Literatur gehört dem Stande der Gelehrten an, und kann kein lebendiges Gemeingut der Gebildeten unseres Volkes werden. Unsere Zeit muß es sich zur Aufgabe machen, ganz andere Interessen, nämlich die praktischen eines öffentlichen, volksthümlichen Lebens zu erwecken. Je mehr sich dieses unter uns ausbildet, desto mehr verlieren nothwendiger Weise die alten Classiker an Bedeutung für unser Leben. Keine Künstelei wird ihre sich stets vermindernde Auctorität wieder herzustellen oder gar zu vergrößern vermögen. Von dem Studium der Alten können wir den Tag eines edleren, schönern Lebens nimmer erwarten. Wir sind an uns selbst, an unsere eigenthümliche Kraft gewiesen, und sollen uns endlich von dem Dienste der Ueberlieferung frei machen.

Eben deßwegen, behauptete Horster, weil die Zeit den Humanitätsstudien so ungünstig sei, müßten unsere gebildeten Stände wenigstens in der sorgenfreien Jugend um so vertrauter mit ihnen gemacht werden, damit ihnen

das Ideal edler Menſchlichkeit durch den nachfolgenden Drang der Berufsarbeit und in aller Noth des Lebens nicht mehr zerſtört werden könnte.

Eine ganz unerreichbare Aufgabe! rief Nolten. Erſtens iſt die Jugend gar nicht reif, den antiken Geiſt zu faſſen. Sie nimmt aus Schulen von dieſem in der Regel nichts mit, als Phraſen, und unbeſtimmte Aufregungen und dunkele Eindrücke. Und daran, ſage ich, iſt großentheils Schuld, daß unſere Jugend die Alten in den Urſprachen leſen ſoll. Das hat ſo unendlich viele Schwierigkeiten, daß ſie an dieſen hängen bleibt. Nur mühevoll arbeiten ſich unſere Jünglinge in ein zerſtückeltes, kärgliches Verſtändniß der alten Claſſiker hinein: ihr freier Geiſt aber entgeht ihnen unter der ſaueren Arbeit. Ein tieferes, bildendes Eindringen in einen Schriftſteller erfordert eine gewiſſe Leichtigkeit des Verſtehens. Wie iſt dieſe hier zu erwarten? Wer von einem Werke in einer Stunde nur eine Seite zu leſen im Stande iſt, vermag ſich nie zur Idee des Ganzen zu erheben. Er hat am Ende des Buches den Anfang und die Mitte vergeſſen. Aus dieſem Grunde erfährt die Jugend aus ihren alten Claſſikern wenig von deren Geiſt. Wenn ſie nun zweitens mit dieſem Wenigen in unſer widerſprechendes, gemeines Leben kommt, welches ſich um das Alterthum bekümmert, in das Getreibe des Tages, in das Gewirr der Verhältniſſe, unter die Laſt der Arbeit und vielleicht in kümmerliche Noth — was Wunder, daß der antike Anflug bald vorübergeht? Nur wenige halten die empfangenen Anregungen feſt und bilden ſie weiter aus: ſie werden größtentheils unbrauchbare Schwärmer oder

Stubengelehrte. Wie iſt alſo die uns eignende, nicht die antike, ſondern eine edle moderne, die chriſtlich deutſche Humanität unter uns einheimiſch zu machen? Einzig und allein dadurch, daß ihr das öffentliche Leben verbeſſert.

Wenn wir aber Solches nach unſerer individuellen Stellung nicht vermögen? fragte Horſter in etwas gereizter Stimmung.

Dann müßt ihr, gab Nolten zur Antwort, wenigſtens ſolche Bildungsmittel wählen, welche im Volke gelten oder gelten können und ſollen, alſo ſtatt alter Schriftſteller — Nationalliteratur. Wer in dieſe in ſeiner Jugend tief und gründlich eingeführt iſt, hat in ſeinem zukünftigen Leben tauſend Veranlaſſungen und Nöthigungen des Weiterſtrebens und der Anwendung, und an dem Einheimiſchen großerzogen, wird ſpäter ſein gereifter Geiſt auch in die Literatur des Auslandes und des Alterthums einzudringen vermögen.

Es war ſchon ſpät. Wir gingen auseinander. Der Streit war ſeinem Ziele nicht näher gerückt.

Den 12. September.

Ich beſuche den Landmann Bernhardt und ſeine Familie häufig, und bekomme immer mehr Geſchmack am ländlichen Leben. Meine Füße gehen oft ohne mein Wiſſen den Weg zu jenem ſchönen Wohnorte natürlicher, glücklicher Menſchen. Von meinen Pflanzen kann ich ohne Abneigung zu ihnen übergehen. Ich fange nun an zu

ahnen, wie man Geſchmack an Landbau haben kann. Schade, daß es zu ſpät iſt! O, es iſt etwas Unheimliches mit dem in's Geiſterleben hinein arbeiten! Wenn Bernhardt ſeinen Acker gepflügt, ſeine Bäume geſchnitten hat, weiß er doch, was er gethan hat. Wenn aber ich unterrichte oder ſtudire, weiß ich, was ich ausgerichtet oder gewonnen habe? — Glückliche Menſchen, die ihr von euerer Arbeit einen ausgedehnten, räumlichen Erfolg ſeht. Ich hingegen wirke immer auf einen unſichtbaren Punkt hin, und kann mir von meinem Wirken keine klare Rechenſchaft geben.

In den letzten Tagen der Ferien; gegen das Ende des Octobers.

Ich wollte noch eine kleine Reiſe machen, Aber ich habe ſie aufgegeben. Ich bin jetzt am beſten allein, bin überall allein! Und doch jagt es mich aus der Einſamkeit immer wieder zu Menſchen, zur Natur hinaus.

Blicke ich in meine verfloſſenen Tage zurück, welche neblichten Geſtalten! Aber ich bin zum erneuten — zum erſten Gefühl meiner ſelbſt gekommen. Der weſenloſe Traum meines Lebens iſt mir zur Wirklichkeit geworden. Du, mein Genius, haſt aus ihm das Beſte geſammelt, gerettet und erhalten.

So iſt es denn wahr, was uns das heißeſte Gefühl verkündet! Nicht was unſern äußern Sinnen erſcheinet,

ſondern was tief im Gedanken und Geiſte lebt, iſt wirklich. Alles Bedeutungsvolle iſt nur durch unſer Denken und unſere Liebe. Ein jeder ſelbſtſtändiger Geiſtesact iſt eine Schöpfung. Im ewigen Einklang mit unſerm tiefſten Weſen ſteht die Welt, denn unſer tiefſtes Weſen erzeugt ſie.

Als ein neuer Menſch gehe ich auf der herbſtlichgeſchmückten Erde, unter den Sternen des Himmels. Erde und Sterne haben ihre Seligkeit, wie ich die meinige: Cäcilie! Cäcilie!

Ob die Liebe ewig iſt? Mit dieſer Liebe ſpielte ich ja als Knabe, dieſe Liebe verirrte ſich ja zu Julie. Jetzt aber iſt ſie zum Bewußtſein ihrer ſelbſt gekommen. Ich werde immer nur dich lieben, ſo wie ich immer nur dich liebte. Iſt denn nicht auch mein Daſein ewig? Aber nur die Liebe giebt uns das Gefühl unſeres Daſeins.

Der Zerriſſene und Geängſtigte — ich bin der Selige! Laſſ' nun allen Jammer über mich kommen, ich werde mit dem Bewußtſein von hinnen gehen, daß das Leben ſchön iſt. Ich habe die Beſtätigung, daß das Beſte, was ich dachte und wollte, wahr iſt. Ich meine, des Himmels würdig zu ſein, da meine Bruſt fähig iſt, ein ſo himmliſches Gefühl zu umſchließen.

Guſtav! Guſtav! Jetzt ſchenke mir Deine ganze Theilnahme! Hilf mir mein Glück ertragen! Jetzt bin ich Deiner Liebe werth, und Du biſt mir theuerer, als je.

Ich will Dir alles ausführlich erzählen: will Dir und mir die Freude machen. Dann widerrufe, daß meine Liebe in ihrer Hoheit und Reinheit unnatürlich und gekünstelt sei. Was ist sie denn anders, als die Krone des Besten meiner Natur? Die wahre Liebe will nichts, als sich selbst. Ich habe sie und in ihr den geliebten Gegenstand. Ich fühle ihren allmächtigen Einfluß auf mein ganzes Wesen. Gegenliebe? Die Liebe kann sie erzwingen. Wenn ich die ganze Welt lieben könnte, ich wäre gewiß, von der ganzen Welt wiedergeliebt zu werden.

Du hast es schon gesehen, Gustav, wie, wenn ein Fluß in den andern sich ergießt, dieser nun voller, rascher, freudiger, stolzer dahinströmt.

Durch das ganze Reich meines innern Lebens ist nun schon meine Liebe gewandert, und wo auf irgend einer Strecke sich etwas Edles fand, ist sie von ihm freudig begrüßt worden, hat sie es in ihren Besitz genommen. Unter dieser milden Herrscherin gedeiht alles besser, und befindet sich nichts schlecht, als das Schlechte.

Hätte ich es mir doch nicht träumen lassen, als ich nach D. fuhr, was mich erwartete! Ein dortiger Postmeister, welcher seinen Sohn auf unserm Gymnasium hat, hatte mich schon öfters freundlich eingeladen, ihn zu besuchen und seine Einladung gegen den Schluß des Schuljahres wiederholt. Ich hatte keine große Lust, ihr zu folgen. Nolten aber rieth mir, trieb mich, die Einladung anzunehmen: Der Postmeister, ein alter Bekannter von ihm, sei ein interessanter Mann, habe eine liebenswürdige

Familie und werde mir gewiß viel Vergnügen machen. Als ich mich hartnäckig weigerte, erklärte sich Nolten endlich, er selbst wolle mitreisen, und einige Tage dort zubringen. So begab ich mich denn mit dem Freunde und dem Gymnasiasten auf die Reise. Unterwegs sagte mir Nolten, wir würden Bekannte aus unserm Wohnort treffen, nämlich die Gattin des Fabrikherrn S. und dessen Tochter Friederike, welche schon einige Wochen dort zum Besuch wären. Diese hingeworfene Nachricht belebte mein stockendes Gedankenspiel. Das Haus des S. war das einzige, in welchem ich bisweilen noch Besuche machte, und Mutter und Tochter waren mein alleiniger Umgang mit Frauen. Ich ging nun bereitwilliger in das stets unterhaltende Gespräch mit Nolten ein, welches aber wegen der kommenden und gehenden Passagiere sich meist nur im Allgemeinen hielt. Nach einer Fahrt von zwei Tagen und einer Nacht befanden wir uns Morgens zu guter Zeit an Ort und Stelle. Wir wurden herzlich aufgenommen, und mit der Tochter des Postmeisters, Agnes, waren wir auf der Stelle bekannt, oder vielmehr sie schien sogleich mit uns bekannt zu sein.

Den Abend war in dem Landstädtchen Ball, welcher durch die Anwesenheit vieler Officiere besonders glänzend und auch von auswärtigen Familien besucht zu werden versprach. Nolten engagirte sich sogleich auf einige Tänze mit Agnes, und ich mußte, Ehren halber, ein Gleiches thun. Den ganzen Tag drehte sich ihre leichte Unterhaltung um das bevorstehende Vergnügen, wobei sie an dem Fenster saß und die Grüße der vorbeigehenden Officiere auf das freundlichste erwiederte. Die Frau des Hauses

und die übrigen Kinder gingen ab und zu; nur Agnes schien von allen häuslichen Geschäften entbunden zu sein. Sie beschäftigte sich mit Sticken und ließ sich von ihren Geschwistern bedienen, denen sie bisweilen ziemlich unsanft und herrisch ihre Befehle gab. Als die Stunde zum Aufbruch nach dem vielbesprochenen Ball gekommen war, hing sich meine glänzend, ja phantastisch geputzte neue Bekannte an meinen Arm und ließ sich zum nahe gelegenen Vergnügungsorte führen. Einige andere Familienglieder mit Nolten folgten uns. Kaum waren wir in den über Erwartung großen, hellerleuchteten Saal getreten, so sah ich meine Begleiterin von einer Schaar junger Herren umdrängt, welche sie alle leicht, geschickt zu behandeln wußte. Ich wich in den Hintergrund zurück, als Nolten zu mir trat. Siehst du, sagte er, jene griechische Gestalt dort? — Ich traute meinen Augen kaum: es war Cäcilie! Nolten ließ mich aus meinem Erstaunen nicht zu mir selbst kommen. Schon hatte er mich zu ihr und zu dem Kreise der Damen hingeführt, unter denen sie sich befand. Es war die Frau S. und ihre Tochter Friederike aus unserer Stadt, und außerdem eine ältliche Dame, welche uns als die Tante der Cäcilie vorgestellt wurde. Während des gegenseitigen Bewillkommens und Erkundigens hatte ich Zeit, auf Cäcilie einen Blick zu werfen. Ihr Wesen hatte sich entweder veredelt und ausgebildet, oder ihr Bild hatte sich in meinem Geiste verwischt und verzogen. Sie war dieselbe und doch eine ganz andere! Friederike machte gleichsam die Zwischenhändlerin des Gesprächs, und half meinem Gefühle zum Worte. Sie fragte mich, ob ich mich ihrer Verwandten noch erinnere?

ob ich sie wiedergekannt haben würde? Ueberall würde ich Sie wiedergekannt haben, antwortete ich, indem ich mich an Cäcilie wandte, aber wenn ich Sie jetzt betrachte, muß ich bekennen, daß Ihr Bild bei mir in einem unwürdigen Gefäß aufbewahrt war. Blos ein dürftiger Umriß war mir von Ihnen geblieben. Friederike bemerkte, daß ihr dieses auch schon oft begegnet sei, daß sie Menschen, von denen sie lange getrennt war, sich ganz anders in der Abwesenheit vorgestellt hätte. Cäcilie sagte: An jenem Abende, als Sie die Lobrede auf den Verstand hielten, am Geburtstage des S., hatten Sie einen deutschen Rock an, mit übergeschlagenem Kragen und ohne Halsbinde, und hatten langes Haar. Jetzt scheinen Sie ganz zu der allgemeinen bürgerlichen Tracht herabgestiegen zu sein! — Ach! ich mußte noch in vielem andern herabsteigen, antwortete ich. Ich habe mich in gar Vielem den Menschen bequemen und fügen lernen. — Wenn Sie Ihren Ideen nur nicht untreu geworden sind, sagte Cäcilie, so mögen Sie es schon verschmerzen, wenn Sie sich in die Menschen schicken lernen mußten.

Ehe ich antworten konnte, wurden die beiden Jungfrauen zum wieder beginnenden Tanze abgeholt. Ich selbst eilte zu Agnes, welche ich zu diesem Walzer engagirt hatte, und die mir rasch, ungeduldig und ungestüm entgegenflog, da er schon begonnen hatte. Sie war ganz in ihrem Elemente und regirte mich mehr, als ich sie. Sie bemühte sich ordentlich, der schnellen Musik noch voraus zu eilen, und ihre Augen schweiften fortwährend umher. In den Pausen vom Tanze sah sie mich und andere leidenschaftlich und zärtlich an, und mir sehr zuwider war

der ſich wiederholende Druck ihrer Hand, wenn dieſe in der meinigen lag. Ihr Geſpräch war vielleicht unterhaltend, aber mich unterhielt es keineswegs: es berührte alles und hüpfte oberflächlich über alles weg.

Sobald der Tanz zu Ende war, eilte ich wieder zu meiner frühern Geſellſchaft zurück. Ich bin Ihnen eine Antwort ſchuldig geblieben, ſagte ich zu Cäcilie. Ich bin nicht von meinen beſten Ideen abgefallen, aber ich habe zum Theil den beglückenden Glauben verloren, ſie im Leben geltend machen zu können.

„Haben Sie Ihren Plan auch aufgegeben, die geſellſchaftliche Unterhaltung zu veredeln? — Das hätten Sie nicht thun ſollen. An jenem Geburtstage wenigſtens iſt es Ihnen geglückt.“

O wahrlich! rief ich, ohne Ihre Unterſtützung, ohne Ihren herrlichen Vortrag über die weibliche Tugend, wäre es auch damals nicht gelungen.

„Ich kannte Ihr und Ihrer Freunde Abſicht, und wollte ihr meinerſeits nicht entgegenſtehen. So überwand ich mich denn. Wenn ich nicht in jenen Ihren Plan eingeweiht geweſen wäre, würde ich mich gehütet haben.“

Aber wie waren Sie denn damit bekannt geworden? fragte ich.

„O, wir Mädchen wiſſen von Ihnen, und ſprechen von Ihnen mehr, als Sie glauben!“ Sie ſah hierbei die Friederike an, und es war mir auffallend, daß dieſe flüchtig erröthete. Ich und meine Freunde wunderten uns nachher, ſagte ich, über Ihre, bei Frauen ſo ſeltene Fertigkeit, im Zuſammenhang Ihre Anſicht ausſprechen zu können. Einige abweſende Freunde, welchen ich von Ihrem

damaligen Vortrag erzählte, wollten mir beinahe keinen Glauben beimessen. Sie antwortete: Uebung giebt auch hier, wie in andern Dingen, den Ausschlag. Mein Lehrer und Erzieher hatte den Grundsatz, daß es viel wünschenswerther sei, schön zu sprechen, als schön zu schreiben. Wie daher Andere in Aufsätzen, so wurde ich im zusammenhängenden Sprechen geübt. Ein Offizier kam zu uns und forderte die Friederike zum Tanze, ein zweiter und dritter die Cäcilie, welche es aber ablehnte. Sie drückten in den überspanntesten Redensarten und Complimenten ihr Bedauern aus, wagten aber bei ihrer bestimmten Antwort und bei der Ruhe, womit sie auf sie hinsah, nicht, weiter in sie zu dringen, sondern entfernten sich schnell. Es war mir ordentlich, als ob sie in ihren Umkreis nicht gehörten. Als ich mit Cäcilie allein war, fragte ich sie, ob sie nicht gerne tanze? — Mit diesen Menschen nicht gerne, die mir noch dazu meist ganz unbekannt sind. Ich gehe deßwegen auch ungern auf Bälle, und habe mich dieses Mal nur durch Friederike dazu bewegen lassen. — Ich fragte, ob ich sie zu einem Tanze auffordern dürfte. Vom Walzen habe ich mich jetzt ausgeschlossen, sagte sie, aber tanzen Sie französische Quadrille? Als ich es bejahte, erklärte sie sich bereit dazu; vorher aber würde ich mit meiner Freundin Friederike tanzen wollen. Es ist natürlich, sagte ich, daß solche und ähnliche Vergnügungen für ein tieferes weibliches Gemüth keinen Reiz haben können, so wenig als für den ernsten Sinn des Mannes. So ist es aber mit allen unsern öffentlichen Belustigungen und Festen. Sie sorgen aber nur für Belustigung und Zerstreuung, und lassen das gebildete Gefühl leer und

unberührt. Statt uns unserer bessern Natur inne werden zu lassen, ziehen sie den Menschen gewöhnlich nur noch mehr von sich selbst ab. Ach! es fehlt allen unsern öffentlichen Freuden der sittlich-religiöse Geist, die höhere Weihe, die wahre Schönheit.

Meinen Sie dieß auch? fragte Cäcilie, die sich näher zu mir gewandt und mir aufmerksam zugehört hatte. Den Alten, fuhr ich fort, war der Tanz eine religiöse Feierlichkeit. Was ist er uns? — Nur dann würde die Religion wieder tief in's Leben greifen, wenn sie gleichsam der innere Sinn jeder öffentlichen Freude würde. Dagegen hat man die Rechte des Sittlichen und Religiösen dadurch schlecht verwahrt, daß man es von den Volksfreuden trennte und diese unterdrücken will. In neuester Zeit hat man hie und da die alten Schützenfeste wieder hervorgesucht, aber ihre Einrichtung wie ihre Wirkung ist roh und geschmacklos. Ja, es wäre erfreuend, stimmte Cäcilie bei, wenn unser Blick im Menschenleben, so wie in der Natur, überall nur auf Bedeutsames, Sinnvolles und Schönes träfe! Und wäre einmal unser öffentliches Leben schön gestaltet, setzte ich hinzu, so würde das Schöne bald auch in unser Privatleben eindringen, und die Menschen würden sich dessen, was ganz gemein ist, nicht mehr erfreuen mögen.

Während wir sprachen, trat unter vielen Bücklingen ein aufgestutztes Herrchen zu Cäcilie und bemühte sich, ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen. Es war, wie ich später erfuhr, ihr unglücklicher Liebhaber, der Sohn einer reichen Kaufmannsfamilie des Orts. Es that mir ordentlich wohl, wie wortkarg und kalt sie den Zudringlichen von

sich fern hielt. Sie antwortete ihm kaum, hörte ihm kaum zu, bis zuletzt der Anbeter, in wachsender Verlegenheit, sich mit stotternden Worten empfahl. Dieß ist ein Beispiel von unserer jetzigen Unterhaltung, wovon wir vorhin sprachen, nahm sie das Wort; an einem solchen Gespräche müssen wir Theil nehmen, und wenn wir es nicht thun, nennt man uns hochmüthig.

Nolten hatte sich unterdessen auf das angelegentlichste mit den beiden ältern Damen unterhalten, und als er nun sich zu uns wandte, fühlte ich, daß es schicklich wäre, mit ihm die Rolle zu tauschen. Doch nach nicht langer Zeit holte mich der Postmeister in das Nebenzimmer ab, und reichte mir ein Glas Punsch. Das Getränk hatte ihn noch zuthunlicher und gesprächiger gemacht, als er es vorher war.

Von meiner Freude will ich nichts sagen. Ich hätte alle Menschen umarmen mögen. Später tanzte ich mit Cäcilie. Welche gelassene Hoheit, gepaart mit aller lieblichen Anmuth und feinen Grazie in allen ihren Bewegungen! Sie war die Bewunderung der Anwesenden. Sie übt, ohne daß sie es will und weiß, auf Jedermann wie eine magische Gewalt aus, und je mehr sie sich allen Huldigungen entzieht, desto williger werden sie ihr gebracht. — Wahrlich, das Weib, wenigstens in unserer Zeit, kann in seiner Sphäre einen höhern Grad der Vollkommenheit erreichen, als der Mann in der seinigen! Ich durchlaufe in Gedanken den ganzen Kreis aller meiner Freunde und Bekannten, und ich finde keinen, welchen ich Cäcilie an die Seite stellen könnte. Als sie kurz nachher mit ihren Begleiterinnen nach ihrem nahe gelegenen Gute, wo sie

mit ihrer Tante wohnt, zurückfuhr, sagte sie mir im Weggehen, sie hoffe mich wieder zu sehen. Nicht lieb konnte mir es aber sein, daß sie mich überall in ihren Reden in eine so nahe Beziehung mit Friederike setzte. Dieß allein machte mich einigermaßen nachdenklich. Es wurde nun noch getanzt bis über Mitternacht, und des Punsches ward nicht geschont. Ich tadelte Nolten, als ich einen Augenblick mit ihm allein war, daß er sich so viel mit Agnes abgebe. „Je mehr ich mir mit ihr zu thun mache, desto besser komme ich weg.“ — Als wir endlich nach Hause fuhren, erfaßte Agnes im Wagen meine Hand und wollte sie festhalten. Der Postmeister war über die Maßen lustig, und seine Zunge ging etwas schwer, denn er hatte des Guten beim Trinken wirklich zu viel gethan. Nolten war äußerst aufgeräumt; er lief und tanzte mit Agnes im untern Zimmer unseres Wirthes herum, und als sie fort wollte, erklärte er, er würde sie ohne Kuß nicht hinausgehen lassen. Sie gehorchte ihm endlich, nachdem sie sich lange zierlich gesträubt hatte. Sie sollen aber nicht meinen, etwas vor ihrem bescheidenen Freunde voraus zu erhalten, sagte sie, und indem sie auf mich zuflog, drückte sie, beide Arme um meinen Nacken schlingend, mir zwei Küsse auf den Mund. Nun wollte Nolten den ihm vorenthaltenen zweiten Kuß auch noch haben, und es gab ein Laufen, Ringen, Lärmen und Lachen durch das ganze Zimmer.

Den übrigen Theil der Nacht brachte ich in einem Mittelzustande zwischen Wachen und Schlaf hin. Cäciliens glänzende Erscheinung konnte ich mit meinen unangenehmen Amtsverhältnissen in keine Verbindung bringen.

Sie paßte nicht in mein kümmerliches, gepreßtes, enges Leben. Und doch konnte ich ſie auch nicht rein auffaſſen, immer ſtellte ſich mein Elend neben ſie. In dieſen Bemühungen und Beängſtigungen träumte ich halb wachend fort, bis gegen Morgen. Die Sonne lachte golden in mein Zimmer, als ich erwachte. Ich fand unten nur das Geſinde: die Herrſchaft ſchliefe noch, der fremde Herr ſei ſpazieren gegangen. Ich ging in dem anſtoßenden Garten auf und ab, und labte mich in unendlichem Gefühle an der mild erwärmenden Sonne, an dem Anblick der im Morgenthau funkelnden Kräuter und Blumen. „Eine reine Liebe, ſagte und wiederholte ich mir, ohne Eigennutz, ohne Begierde, ohne Beſitz! eine reine ewige Liebe! welche frei iſt von allen irdiſchen Schlacken, in eigener ungetrübter unſterblicher Herrlichkeit glänzt!“ — Eine unbeſchreibliche Heiterkeit verbreitete ſich aus dieſem Gedanken über mich, und ich glaubte meine geiſtige Erhebung ſogar körperlich inne zu werden. Daß uns der Himmel in ſolchen Stimmungen nicht irgend ein großes Geſchäft auferlegt: es mußte uns auch das ſonſt unmöglich Scheinende leicht werden.

Von dieſem Tage an ſah ich Cäcilie öfters. Rolten und ich machten einen Beſuch bei Cäciliens Tante. Wir wurden eingeladen, und die ganze Familie wurde dagegen wieder vom Poſtmeiſter gebeten. Beide ſich ſonſt fern ſtehenden Familien rückten durch uns eine Zeitlang näher. Agnes beſonders gefiel ſich in den Geſellſchaften und Beſuchen, die man ſich gegenſeitig gab.

Welches reine Vergnügen machte es mir, mich in jenen Umgang, jene Gespräche mit Cäcilie wieder zu versetzen! Mich wieder zu versetzen? Bin ich denn seither aus ihnen heraus gekommen?

Was war das für ein schöner Morgen, als Nolten und ich auf das Landgut zum Besuch hinausfuhren! Der Postmeister und seine Gattin waren unsere Begleiter. Wir fanden die Tante und Cäcilie in den weitläufigen Gartenanlagen am Treibhaus, dem Gärtner einige Aufträge gebend und einige Veränderungen anordnend und leitend. Die Freundin stand, mir bedeutungsvoll, unter ausländischen Gewächsen und Blumen, die aus einer bessern Zone kommen, schlank, wie die edele Palme ihr zur Seite, deren Nacken die herrlichste Krone zierte. Ich lobte die schönen Anlagen und stellte das glückliche Loos der Landbewohner in Contrast mit dem traurigen Städte- und Stubenleben, in dem der Mensch nicht gedeihen könne. Wie beengt ist der Blick, sagte ich, wie belästigt das Ohr, wie beschwert die Brust in der Stadt, aber hier! o, ich meine, mit dieser reinen, milden Luft alles Schöne und Gute einzuathmen. Friederike, welche uns vom obern Fenster her gesehen hatte, war zu uns herab gekommen, und da Cäcilie mir beistimmte, setzte ich hinzu: Alles andere wird man endlich müde und überdrüssig — ich wenigstens kann dieß sogar von den meisten Wissenschaften und Fertigkeiten sagen, die ich mir anzueignen bemüht war. Ich machte mir eine um so größere Vorstellung von ihnen, je weniger ich mit ihnen bekannt war; als ich sie kennen gelernt hatte, fand ich mich meist in meiner Erwartung getäuscht. Ach! es geht uns so oft so, daß das

keinen Werth mehr für uns hat, was wir kennen lernten. Als ich schwieg, setzte Cäcilie meine Gedanken fort: Ja, mit der Natur ist es anders! sie ist uns immer neu, und um so lieber, je genauer wir sie kennen. Hier trifft ja das Auge überall nur auf Schönes, und das Schöne habe ich mir wenigstens, zu meiner Religion und meiner Tugend gemacht.

Wie wenn wir uns bisweilen im Traume selbst erscheinen, so überraschte mich diese mir theuere Idee. Friederike aber, die neben ihr stand, schlang ihre beiden Arme um Cäciliens Leib, und sagte freundlich scherzend zu ihr emporblickend: O, du sonderbare Cäcilie du! wie kann das Schöne deine Tugend und Religion sein? — Cäcilie antwortete: Meine Tugend, wenn ich das Schöne thue, meine Religion, wenn ich es fühle. Ich verstehe dich nicht, sagte die Freundin. Lassen Sie mich es versuchen, Ihre Ansicht zu erklären, nahm ich das Wort, ob ich Sie vielleicht verstanden habe. Wir Menschen schauen hier im irdischen Leben nicht die ewige Wahrheit, denn wir sind im Endlichen und Vergänglichen befangen, und unsere Sinne, an die all' unser Schauen geknüpft ist, führen uns eben Sinnliches zu. Aber das Irdische, welches hienieden unser Element ist, kann von der ewigen Wahrheit doch nicht ganz verlassen sein, sonst wäre alles im Grunde nur Täuschung, Lug und Trug. Das Ewige nun im Endlichen nennen wir Menschen das Schöne, und was bleibt uns nun anders übrig, als das Schöne entweder anzuerkennen oder auszuüben? So haben wir im Leben zwei in einandergreifende Aufgaben: Religion und Tugend.

Friederike hörte mir, ihr blondes Haar gegen den Marmornacken Cäciliens geneigt, aufmerksam zu und sagte: aber wo bleiben denn die Pflichten und Religionswahrheiten? — Die leben in Ihnen, sagte ich; sie sind die Triebe Ihres Herzens, die Gestalt Ihres Geistes. Wer nur des Schönen recht inne wird, der vernimmt in seinem Gewissen und Gefühl auch alle seine Pflichten und religiöse Wahrheiten. — Ist dieß wahr, Cäcilie? fragte Friederike; bist du auch dieser Meinung? und als diese nickte, setzte sie hinzu: Da weiß aber der Mensch nicht, was er glauben, und was er thun soll. Cäcilie aber antwortete: Er soll nichts thun, als schön werden; und wenn sein Herz vom Gefühl des Schönen voll ist, hat er auch wohl den rechten Glauben. Laß dir dieß einmal weitläufiger durch Romeo erklären.

Wir folgten den andern in's Haus. Friederike, an deren Seite ich ging, fragte mich, warum ich auf einmal so still geworden sei. Ihre Freundin, gab ich zur Antwort, hat mich von der äußern Natur auf mich selbst zurückgeführt. Cäcilie sah lächelnd über Friederikens Scheitel zu mir herüber, und sagte: Sind wir denn nicht immer bei uns selbst, wenn wir die äußere Natur recht betrachten? Nicht wahr, auch in ihr begegnet uns ja das Geistige, welches auch in uns lebt, und dieses ist es ja, welches wir bald das Ewige, bald das Schöne nennen. — Sie haben Recht, meine Freundin, die äußern Sinne und der innere Sinn enthüllen uns, auf verschiedene Weise nur, dasselbe Wesen der Dinge. Das allein Bedeutsame, das wahrhaft Seiende ist nur das Geistige: dieses nennen wir das Ewige, wenn wir es rein denken, das Schöne, wenn

es uns sinnlich zur Erscheinung kommt. Friederike erklärte, unsern Gedanken nicht folgen zu können, und konnte es nicht begreifen, wie wir dem Schönen eine so hohe Bedeutung zuschrieben.

Wir waren unterdessen in das geräumige Wohnzimmer gekommen, welches im obern Stockwerke lag und von wo man eine freie Aussicht weit über die Gartenanlagen hatte. Die Gesellschaft hatte sich wieder zusammengefunden; die älteren Damen bemächtigten sich des Gespräches. Cäcilie schwieg, aber auch ihr Schweigen war sprechend. Ihre Ruhe und alle ihre Bewegungen schienen mir so ausdrucksvoll, wie ihre Worte. Bald nachher fuhren wir wieder in die Stadt zurück.

So lange Nolten nach unserm Wohnorte noch nicht zurückgereis't war, hatte ich auf ähnliche Weise mehrere Mal Gelegenheit mit Cäcilie und Friederike allein zu sprechen. Nolten nämlich wußte die übrige Gesellschaft meistens von uns abzuziehen und besonders zu beschäftigen: ich weiß nicht, ob unabsichtlich, oder mit Fleiß. So auch den folgenden Abend, als wir mit der Familie unseres Wirthes zu Cäciliens Tante gebeten wurden. Die Aeltern der Gesellschaft saßen am Kartenspiele und Agnes prunkte mit ihrer außerordentlichen Fertigkeit auf dem Flügel. Nolten stand ihr zur Seite und so oft sie ein Stück beendigt hatte, wollte er ein anderes von ihr hören. Cäcilie saß mit Friederike am Fenster, und schien auf das Clavierspielen wenig zu achten. Ich trat zu ihnen. Ich wollte meine eigene Philosophie in der Seele Cäciliens

weiter verfolgen, daher lenkte ich das Gespräch wieder auf den gestrigen Gegenstand zurück.

Nach einigen hingeworfenen Sätzen fragte ich: Ist diese Musik, welche wir hören, schön? — Da hätten wir ja aus unserer gestrigen Unterhaltung einen Maßstab der Beurtheilung! sagte Cäcilie. Wenn dieses Spiel Geist enthält, ist es schön; denn wir machten aus, daß nur das Geistige schön sei. Alle Fertigkeit kann ja nur zum Zweck haben, den Geist würdig hervortreten zu lassen. Sonst ist es ein Spiel ohne Seele, welche uns ja allein entzückt und hinreißt. — O, wenn doch alle unsere Kunst, alle unsere Worte und Handlungen nichts als das geistig Schöne darstellen wollten! rief ich; worauf mir Cäcilie antwortete: Dann wären wir wahrhaft natürliche Menschen; denn die Natur stellt ja auch nur das Schöne, auf ihre Weise, dar. Wir lebten dann unserer eigenthümlichen, besten Natur gemäß.

Wie herrlich, rief ich aus, enthüllen Sie mir meine tiefste Ueberzeugung! Das wäre also der tiefe Sinn des Rathes: Man solle der Natur gemäß leben, den Menschen der Natur gemäß erziehen! Und gewiß kann die Bestimmung jedes Wesens nur darin bestehen, seine Natur zu erfüllen.

Aber es möchte doch schwer werden, erwiederte Friederike, überall und immer in seinen Handlungen und Worten das Schöne darzustellen. Wir müssen so viel Geringfügiges und Kleines thun, was gar nicht schön sein kann.

Wenn du Recht hättest, meine Freundin, antwortete Cäcilie, so wären wir Frauen und Mädchen zu beklagen.

Laſſ' aber den Gegenſtand unſerer Thätigkeit noch ſo geringfügig und kleinlich ſein, ſo iſt es ja der Sinn und Geiſt, welcher unſer Handeln und unſere Worte ſchön macht, welcher ſelbſt dem rohen Stoff eine Schönheit aufdrückt. Die Sonne ſpiegelt ſich ja nicht allein in der Fläche des See's, ſie funkelt auch im Tropfen des Graſes.

Was iſt z. B. an dieſem deinem Stricken Schönes? wandte Friederike ein; aber Cäcilie ſagte leiſe, flüchtig erröthend: Ich ſtricke ja für die armen Kinder im Waiſenhauſe, und du arbeiteſt für den Frauenverein. So fahre fort, das geiſtig Schöne allenthalben zu üben, dann wirſt du zuletzt gewiß ſelbſt geiſtig ſchön. Aber du biſt es ja ſchon! Wir Menſchen nehmen die Geſtalt von dem an, was wir unausgeſetzt thun.

Hier abſtrahire ich mir eine Regel für die Erziehung, fiel ich ein: Um den Zögling ſchön zu machen, muß man ihn das Schöne unaufhörlich thun laſſen. Die Tugend ſcheint alſo, wie eine edle Fertigkeit, eine Kunſt zu ſein, die man nur durch Uebung erlangen kann.

Cäcilie aber kam auf ihren frühern Gedanken zurück: Siehe, Friederike, wir wollen ja nur ſelbſt ſchön werden, indem wir das Geiſtige aus uns hervorbilden. Dazu iſt ein kleiner Kreis, und der alltägliche Stoff groß genug und ganz tauglich. Es kommt nicht darauf an, was wir äußerlich wirken und erreichen; wenn wir das Schöne nur an uns ſelbſt erreichen! Was meinen Sie, Romeo?

Ach! wäre es uns Männern nur auch ſo leicht, ſchön zu werden! ſprach ich. Unſer Sinn ſchweift immer in's Ungemeſſene, und während deſſen verſäumen wir das Nächſte, Nothwendige. Unſer Verſtand verirrt ſich zu unauflös-

baren Aufgaben, und auch das äußere Leben greift störend in unser bestes Wollen ein. Wir gehen einem Ideale nach, welches wir nimmer erreichen.

Cäcilie wollte antworten, aber sie wurde zu irgend einem häuslichen Geschäfte von einem Mädchen abgerufen. Ich muß recht über Sie schelten! sagte sie im Weggehen.

Ich stand mit Friederike allein und machte das Fenster auf, in die Abendluft die trunkene, volle Seele zu hauchen. O liebe Friederike, rief ich, indem ich ihre Hand ergriff und festhielt, wie kann es mich wundern, daß Sie so gut, so lieb sind, da Sie solch' eine herrliche Freundin haben! — Sie ist auch die Ihrige, sagte diese. — Ich konnte nicht sprechen. Mein Kopf neigte sich zu ihrer Hand hernieder auf das Fenstergesims, und ich küßte sie und benetzte sie mit Thränen, indem ich dazwischen rief: Liebe, liebe Friederike.

Cäcilie stand hinter mir; ich mußte mich meiner Bewegung, meiner Thränen schämen. Sollen wir das vorige Gespräch wieder anknüpfen? fragte sie zweifelnd auf uns blickend, denn auch Friederike schien bewegt. Das wehmüthige blaue Auge schien mir heiterer, und eine höhere Röthe zierte auf einen Augenblick die sonst blassen Wangen.

O lassen Sie uns die Unterhaltung fortsetzen, rief ich, denn ich meine, mit Sokrates, wer auf Erden nichts gethan hätte, als solche Unterredungen gepflogen, hätte den Zweck seines Daseins nicht verfehlt.

Aber die beiden, erinnerte Cäcilie, rasen so auf dem Flügel, daß man sein eigenes Wort nicht versteht. Sie spielen jetzt sogar vierhändig. Sie scheinen vielen Gefallen

aneinander zu haben. Wollen wir einen Spaziergang durch den Garten machen?

Wir thaten es, und als ich Cäcilie ermahnte, ihr Wort zu halten und mich auszuſchelten, begann ſie zu ſprechen: Ihr Männer ſcheint mir euern Blick allzu ſehr auf das äußere Werk zu richten, und daher Ihre Klagen. Aber wenn dem beſſern Menſchen auch das äußere Werk mißlingt, ſo geräth es ihm doch immer, ſelbſt ſchöner zu werden. Und iſt es denn dieſes nicht, was er eigentlich will und ſucht? Wenn Sie ſich über Unausführbares, Mißlungenes beklagen, ſo kann ich Ihnen nicht beiſtimmen. Das Beſte geräth Ihnen immer. Sie bringen ja das Schöne hervor, indem Sie darnach ſtreben, und ſtellen es an ſich dar. Beſinnen Sie ſich ſelbſt! Habe ich nicht Recht? Das Schönſte, was der Menſch bewirken kann, iſt doch, daß er ſich ſelbſt ſchön mache. Und kann er dabei den Troſt und die Heiterkeit verlieren?

Ich ſprach von den Hinderniſſen, von Mißkennung, von dem Drang, der Pein, dem Druck des Lebens. Cäcilie ſagte: Heißen Sie dieſes alles willkommen, denn in ihm können Sie Ihr geiſtiges Leben ja ausgeprägter, tiefer und umfaſſender zum Schönen emporbilden. Wie viele treffliche Anlagen in uns blieben unentwickelt, wie oberflächlich wäre unſer ganzes Daſein, wenn uns die Vorſehung nicht das Geſchenk des Schmerzes und die Wohlthat des Unglückes verliehen hätte! Ach! ſelbſt die Trennung von den Unſrigen durch den Tod müſſen wir willkommen heißen! — —

Sie verſank in ein tiefes Schweigen, welches zu unterbrechen, ich für einen Frevel gehalten hätte. Denn der

Ausdruck, womit sie die letzten Worte sprach, ließ mich errathen, daß sie dem Vater gelten. Friederike, an deren Seite ich ging, bat uns, langsamer zu gehen, weil ihr der Athem etwas kurz sei. Nicht wahr, ich habe Recht, Du Gute? fragte Cäcilie; wem hast Du Dein feines, klares Gefühl mehr zu danken, als Deiner frühern Kränklichkeit? Friederike lächelte ihr Beifall zu, und lehnte sich an die ältere, gesetztere, hohe Freundin, wie eine Schlingpflanze sich zur Ulme hinaufhebt.

Wir standen an dem Ufer des See's, welchen man auch von der Wohnung aus sieht. Die sinkende Sonne hatte ihren ganzen Strahlenkranz feurig über ihn ausgegossen. Cäciliens tiefe Seele hielt noch ihre frühere Gedankenbewegung und Stimmung fest: „Die Trennung von den Unsrigen? — O gewiß! wer im Schönen lebt, ist auch im ewigen Leben! So sagen wir auch tagtäglich, die Sonne gehe unter: wir wissen aber, daß dieses nur eine irdische Sprechweise ist.“

Wir verließen den Garten, denn Cäcilie meinte, die Abendluft möchte der empfindlichen Körperbeschaffenheit der Freundin nachtheilig sein. Agnes kam uns mit Nolten lachend entgegen: sie hatten uns schon lange gesucht.

Als nach einigen Tagen die Familie vom Lande von meinen Hauswirthen zu einem Diner eingeladen wurde, hatte ich wenig Gelegenheit mit Cäcilie zu sprechen. Mit den Herren, welche sie in der großen Gesellschaft umdrängten, wollte ich mich in keinen Wettkampf einlassen. Bei Tisch hatte man jenen ihren Liebhaber, den ich schon

auf dem Ball gesehen hatte, zu ihrem Nachbarn gemacht. Ich saß zwischen ihrer Tante und Agnes, und wurde von beiden Seiten zu einer sehr verschiedenartigen Unterhaltung angeregt. Nach der Mahlzeit wurde sie abermals von ihren vorigen Gesellschaftern umlacht und umscherzt, und ich blieb längere Zeit mit ihrer Freundin allein. Doch sah ich sie öfter über den Kopf ihres unglücklichen Liebhabers, dessen Gestalt durch die vielen Bücklinge, die er machte, und durch seine vorwärts gebogene Haltung noch mehr verkleinert wurde, zu uns herüberblicken, bis sie zuletzt ihre unbequeme Stellung verließ, auf uns zueilte und mit ihrem Arme den Friederikens umfaßte. O wie unerträglich sind die Menschen, flüsterte sie uns zu, wenn sie gefallen wollen! wie wenn das Schöne nicht durch sich selbst gefiele und die Liebe keine freie Gunst wäre. Kaum hatte sie dieses gesagt, als sie sich auch bei uns von ihrem Schwarme umringt sah. Fangen Sie irgend ein philosophisches Gespräch an, sagte Friederike leise, damit wir sie wegscheuchen. Ich war aber nicht geneigt, mit meinen höchsten Ueberzeugungen Komödie zu spielen und schwieg. Ein Uebergewicht über diese Philister und Stutzer gab mir aber der Gedanke, daß Cäcilien Ein Wort von mir lieber sei, als deren ganze Unterhaltung. Endlich ging die Belästigte zu ihrer Tante, sprach mit derselben einige Worte, und bald darauf fuhren die Damen nach ihrem Landsitze zurück.

Mir ging die ganze Zeit nachher die stolze Art, wie sich Cäcilie gegen ihre Bewunderer benahm, ohne im mindesten ihr natürliches Wesen zu verlieren, durch die freudige Seele. Sie war wie eine strenge Antike in der

modernen Welt! Dagegen war ich etliche Mal dem sanften, weichen Auge Friederikens begegnet, was mir sogleich und auch in der Erinnerung unheimlich war.

Den Tag vor der Abreise Nolten's gingen wir zusammen auf das Landgut, denn der Freund wollte seiner Amtsgeschäfte wegen vor mir abreisen. Ich hingegen, so hatte er bei meinem Wirthe ausgemacht, sollte noch zurückbleiben. Wie gerne hatte ich mich überreden lassen, noch zu bleiben! Das Schicksal meines innern Lebens sollte sich entscheiden. Die Geliebte selbst sollte mir die göttliche Phantasie meiner reinen Liebe bestätigen, und mich dadurch in den ungetheilten, unausgesetzten Dienst des Wahren, Guten und Schönen einweihen!

Wir fanden die beiden Jungfrauen allein: die Tante und die Frau S. waren spazieren gefahren. Nach einigen Gesprächen nannte Nolten die Cäcilie glücklich, daß es ihr vergönnt sei, hier in guter Muße ihrer Bildung zu leben. Dagegen meinte Friederike, man habe in der Stadt mehr Gelegenheit, sich Bildung zu verschaffen, als auf dem Lande.

Darüber ließe sich streiten, gab Nolten zur Antwort. Fräulein Cäcilie kann hier ungestört und nach Herzenslust zeichnen, malen, musiciren und lesen, wann und was sie will. Bedarf und wünscht sie einen Lehrmeister, z. B. einen Musiklehrer, so läßt sich dieser aus der benachbarten Stadt leicht hierher ziehen, so oft sie es verlangt. Dabei kann sie in ihrer Ausbildung einen eigenthümlichern, selbstständigern Gang nehmen. Sie ist weniger an die wechselnden Launen des Vorurtheils gebunden.

Cäcilie wandte aber ein, sie meine nicht, daß durch die angegebenen Mittel dem Menschen, wenigstens nicht dem Weibe, die wahre Bildung gewonnen werde, und Nolten drang nun in sie, sich hierüber zu erklären.

Wenigstens gewinne ich mein bischen Bildung, sagte sie, nicht ganz auf diese Weise. Lehrmeister, um mich im Zeichnen, Malen oder in der Musik zu vervollkommnen, würde ich nicht mehr zu mir herbemühen; denn sie brächten mir wohl größere Fertigkeit bei, aber die eigentliche Bedeutung dieser Künste und die allein würdige Weise, sie auszuüben, würden sie mich schwerlich lehren.

Und welches ist diese Bedeutung und diese würdige Behandlungsweise? fragte Nolten, und sie antwortete: Uns selbst besser oder schöner zu machen. Meisterwerke hervorzubringen ist wenigstens für uns Frauen die Aufgabe nicht, und wer möchte mit der schönen Kunst prunken und Bewunderung einärndten wollen? Daß sich die geistige Thätigkeit schön aus uns entfalte, dies ist wohl das Ziel der Kunst, deßwegen verzeiht man uns das Spiel mit ihr. Indem wir irgend eine Kunst treiben, üben wir das Schöne. Und wie herrlich, wenn das Schöne uns geläufig, uns zur Gewohnheit und zweiten Natur würde!

Friederike meinte: aber ein Lehrmeister unterhalte doch die angefangene Musik, welche man ohne ihn vielleicht liegen lassen und nicht weiter fortsetzen würde; worauf die Freundin erwiederte: Nicht wahr? wer dieses kann, dem ist die Musik noch nicht Herzenssache geworden? Und was soll uns alle schöne Kunst, wenn sie nur ein Anhängsel ist, und nicht tief in unser Leben eingreift?

Sie meinen also, fragte Nolten, daß die Bildung in etwas anderm bestehe, als in bloßen Fertigkeiten, und daß es noch andere Mittel, sich zu bilden gebe, als die Wissenschaften und Künste?

Der Mensch, erwiederte sie, bildet sich ja täglich durch alles das, was er thut, wenn er es nur auf die rechte Weise thut; er veredelt sich in einer schönen Handlungsweise!

Dann wahrlich, stimmte Nolten bei, ist Jeder glücklich zu preisen, denn jeder kann in seinem Kreise auf eine edele Art thätig sein, und so auf eine sichere, ungekünstelte Weise zu der ihm eignenden Bildung gelangen. Gewiß lernen wir alles Gute nur dadurch, daß wir uns praktisch in ihm üben, und Buch, Clavier und Pinsel gehören blos den Mußestunden an, wo wir nichts Besseres zu thun haben.

Allerdings muß durch Unterricht und Erziehung schon ein höherer Standpunkt gewonnen sein, setzte sie hinzu, aber die eigentliche Bildung ist doch nur eine Frucht der Thätigkeit.

Sie setzen also die Bildung, fuhr Nolten fort, auch nicht in ein Wissen? worauf sie antwortete: Unser Thun ist ja, wie unser Reden, immer von einem Wissen begleitet. Ich möchte daher das Bewußtsein dessen, was wir thun und wollen, nicht von der Bildung trennen. Und als Nolten sich bestimmter erklärte, er habe eben unter Wissen, Kenntnisse und Gelehrsamkeit verstanden, stellte sie diese mit mechanischen Kunstfertigkeiten zusammen, welche von der wahren Bildung oft abführten.

Sie meinen alſo, ſagte Nolten, daß die Bildung darin beſtehe, daß der Menſch in ſeinem Kreiſe mit Bewußtſein ſchön handele? — Und daß durch dieſes Handeln ſich ſein Inneres ſchön entwickele, ſetzte ſie hinzu, denn die Bildung iſt keine feſte Geſtalt, ſondern immerfort eine Begebenheit. — „Soll nun aber ſein Wiſſen auf das Bewußtſein ſeines Thuns und Wollens beſchränkt ſein?“ — Sein vornehmſtes Wiſſen ſoll ſich allerdings darauf beziehen, daß er nicht blind handele und auch immer das Schöne thue.

„Ich darf Ihnen nicht widerſprechen; aber unſerm Romeo hier werden Sie nicht zu Gefallen reden, da Sie das Wiſſen ſo niedrig anſchlagen und das äußere Thun ſo hoch halten.“

Verſtehen Sie mich recht, Herr Doctor! gab ſie zum Beſcheid, ich trenne das äußere Thun nicht vom innern. Jede äußere Thätigkeit, welche zur Bildung beitragen ſoll, iſt zugleich eine innere That, iſt nur eine weitere Entwickelung unſerer innern Geſinnung. Das iſt eben die Aufgabe, unſer geiſtiges Weſen in alles das zu verpflanzen, was wir äußerlich thun.

„Wie verantworten Sie ſich aber, daß Sie das Wiſſen ſo niedrig ſtellen?“

Kann denn der Menſch etwas Beſſeres wiſſen, als wie er gut und ſchön werden könne? ſagte ſie. Auf alles andere Wiſſen kömmt es gewiß ſo ſehr nicht an. Doch kann ſich der Mann eine Wiſſenſchaft oder Kunſt zum Gegenſtand ſeiner beſondern Thätigkeit machen, und durch ſie, wie durch jede andere, ſein Leben ſchön entfalten. Auch die ächt wiſſenſchaftliche Thätigkeit iſt ja eine ſchöne, und

ſchmückt den Geiſt, der in ihr lebt. Warum ſollten wir nicht auch das edle Wiſſen eine geiſtige Schönheit nennen?

Siehſt Du, Freund! fiel ich freudig ein. Wer hat nun die freiere, billigere Anſicht?

„Bei Ihnen fällt alſo Theorie und Praxis in Eins zuſammen?“

Gewiß! beſtätigte ſie. Denn iſt nicht auch die Theorie eine Thätigkeit, deren Stoff und Gegenſtände nur nicht immer äußerlich gegeben ſind? Das werden Sie beſſer, als ich wiſſen, daß der Unterſuchende, der Forſchende in hohem Grade thätig iſt, wodurch er ſich in der Wiſſenſchaft eben ſo gut, nur auf eine andere Weiſe, entwickeln kann, als die Frau in ihrem Hausweſen.

Nolten ſah ſie einen Augenblick ſchweigend, beifällig an, und ſagte dann lächelnd: Woher haben Sie dieſes alles gelernt? In dieſem Augenblicke traten die zurückgekehrten beiden Frauen in den Saal, und unterbrachen das Geſpräch. Später hatte ich Gelegenheit, mit Cäcilie auf kurze Zeit, während welcher Friederike hinausgegangen war, allein zu ſprechen. Darf ich die Frage meines Freundes in Ihrem Namen zu beantworten ſuchen? ſagte ich. Mir iſt es begreiflich, wie und woher Sie das gelernt haben, was uns ſo erfreut und belehrt. Dieſes Ihr Wiſſen iſt nur das Bewußtſein deſſen, was Sie ſelbſt thun und ſind. Wir Männer ſammeln uns unſere Kenntniſſe fremdher durch Bücher, durch Lehrer, durch Welterfahrung: Sie gewinnen ſie durch Ihr eigenes Leben. Das Schöne und Gute, was Sie üben, drückt ſich in Ihrer Einſicht als das Wahre ab. So zieht ſich eine wunderbare friedliche Harmonie durch Ihr ganzes Weſen.

Und wie elend ſtehe ich Ihrem vollendeten Daſein gegenüber, ich, deſſen inneres Leben mit dem äußern kämpft und deſſen Kopf ewig mit dem Herzen in Zwieſpalt lebt!

Friederike trat zur Thüre herein, und ich war bei meiner lebendigen Aufwallung durch ihre Gegenwart ſo genirt, daß ich dieſes Geſpräch nicht weiter fortſetzen wollte.

Als Nolten von ſeiner Rückreiſe auf morgen ſprach, fügte er hinzu: Meinen Freund Romeo aber laſſe ich hier, damit er einmal aus dem Studiren und Stubenſitzen ganz herauskomme, und wieder ſo geſund und blühend werde, wie er war, als er zu uns kam. Ich habe ihm daher als Arzt anempfohlen, in der hieſigen Gegend häufig ſpazieren zu gehen; und wenn Sie ihm die Erlaubniß geben wollten, Sie bisweilen zu beſuchen, wäre es mir ſehr angenehm.

Ich wurde von der Tante freundlich eingeladen, recht häufig zu kommen, und ſo oft es mir beliebte, mit ihnen zu Mittag und zu Abend zu ſpeiſen. Als wir uns empfahlen, ſagte der Freund, abermals auf mich zurückkommend: So führen Sie mir denn eine gute Aufſicht über ihn, ob er meine ärztlichen Befehle auch vollführt. Ueberhaupt kann es ihm gar nichts ſchaden, wenn er einmal eine Zeitlang bei Frauen in die Schule ginge. Ohne die bildende Hand der Frauen muß ja auch ein ordentlicher Menſch zuletzt ein Pedant werden.

Wir gingen. Ich fühlte die Wahrheit der letzten im Scherz geſprochenen Worte, und ging, in die friſchen Erinnerungen und in Träume der nächſten Tage verſunken, neben Nolten her. Giebt es denn gar nichts mehr zwiſchen

uns zu sprechen? hub dieser endlich an. Sind Dir denn alle frühern Interessen Deines Lebens jetzt gleichgültig geworden? Als ich das Gegentheil lebhaft versicherte, versetzte er: Nun, so laß uns eins unserer frühern Gespräche fortsetzen. Wir sind ja noch immer über das, was ihr Philanthropinismus und Humanismus nennt, in Streit.

Aber zum Disputiren, versetzte ich, habe ich keine Lust. Du wirst mir meine Liebe zum hellenischen Alterthum doch nicht ausreden. Alles was ich in unserm jetzigen Leben Schönes finde, ist ihm verwandt. Ich dachte hierbei an Cäcilie.

„So laß uns von etwas anderm sprechen. Mir gleichviel! Nur das geheimnißvolle Schweigen ist mir verhaßt hier, wo es nichts anderes zu hören, und jetzt, wo es bei einbrechender Nacht auch nichts mehr zu sehen giebt. Bring Du etwas anderes in Vorschlag, da Du meinen verworfen hast.“

So laß uns denn, sagte ich, über die Selbstthätigkeit und über das Wahre, Gute und Schöne sprechen, oder über die Principien der Pädagogik. Denn wir haben schon so vielerlei über Erziehung und Unterricht verhandelt; über deren Grundsätze aber ist unter uns — was für wissenschaftlich gebildete Männer doch eigentlich eine Schande ist — noch gar nicht die Rede gewesen, wenn ich mich recht entsinne. Erlaube mir also, daß ich Dir meine Gedanken hierüber einfach mittheile, wie ich mir sie ausgesponnen habe.

Wir haben noch keine wissenschaftliche Pädagogik, und auch der Grundsatz alles Erziehens steht noch nicht fest. Die einen nennen Naturgemäßheit als diesen Grundsatz,

als wenn man damit wüßte, was der Natur gemäß ist. Andere preisen eine harmonische Ausbildung aller Anlagen des Menschen, als wenn alle Anlagen gleich wichtig und damit das Ziel der Ausbildung genannt wäre. Noch andere — meistens „Wissenschaftler" — ergötzen sich an den unergötzlichen bildlichen Ausdrücken: Gottähnlichkeit, Divinität u. s. w. Die gepriesene Vernünftigkeit ist beinahe eben so leer, als die Naturgemäßheit. Noch andere endlich nennen das Wahre, Gute und Schöne, — richtig, aber einseitig, wie Du sogleich hören sollst.

„Nun, ich bin recht begierig, Deine eigene Ansicht zu hören!"

Ich frage: wer soll denn eigentlich gebildet — unterrichtet und erzogen werden? Nicht wahr: der Mensch. Das eigenthümlich Menschliche aber im Menschen ist dessen Selbstthätigkeit — dieselbe, welche ich einmal an dem Geburtstage des Herrn S., sie in engerer Sphäre auffassend, unter dem Namen Verstand in einer Rede gepriesen habe, denn warum sollte ich mich jetzt, heute jenes Geburtstag-Abends nicht gerne erinnern! Alles Absichtliche, Freie, Eigenthümliche geht von dieser Selbstthätigkeit aus: alles Dichten, Denken, Aufmerken, Fühlen, alle Selbstbeherrschung, das Sprechen, Handeln und alle willkührlichen Bewegungen und Geberden haben in dieser Einen Kraft ihren Mittelpunkt. Die Erziehung im Allgemeinen erstreckt sich so weit und nur so weit, als diese Selbstthätigkeit, also z. B. nicht auf den Blutumlauf, nur so weit diese reicht, ist der Mensch bildsam durch Andere oder durch sich selbst. Das Hauptaugenmerk des Erziehers muß also sein, die Selbstthätigkeit zu entwickeln,

durch die der Mensch später der eigene Herr und Fortbildner seines Lebens werden kann, ihr die größte Kraft und Lebendigkeit und umfassendste Ausdehnung zu verschaffen, und ihr die übrigen Geistes- und Leibeskräfte zu unterwerfen, damit dem Zögling für seine künftige Selbsterziehung schon ein Vorschub geleistet sei. Das höchste Augenmerk der Erziehung — der subjective Grundsatz derselben — ist also die Bildung der Selbstthätigkeit.

Warum aber der subjective Grundsatz? Ich nehme nämlich noch einen objectiven an. Es fragt sich nämlich: zu welchem Ziel soll denn die Selbstthätigkeit hingeführt werden? denn die Selbstthätigkeit ist für sich leer. Hier ergeben sich nun aus der Organisation des menschlichen Geistes selbst die Ideen des Wahren, Guten und Schönen als Zielpunkte des menschlichen Lebens und somit als der objective Grundsatz der Erziehung überhaupt. Denn die selbstthätige Erkenntniß soll zum Wahren, das selbstthätige Gemüth zum Schönen, und die selbstthätige Willenskraft zum Guten hingeführt werden und später selbstständig hinstreben.

„Wo bleibt aber die Religion, das Religiöse? — Warum lachst Du?“

Ich muß ordentlich lachen, warum Du, der unbedingte Thatmensch, auf einmal um die Religion bekümmert bist. Es ist, glaube ich, das erstemal, seit wir uns kennen, daß ich das Wort Religion aus Deinem Munde gehört habe. Aber beruhige Dich, mein Guter!

„O welche Wunder die Liebe zuwege bringt: Dich hat sie, glaube ich, sogar zum Spötter gemacht.“

Aber im Ernſt, höre mich. Die Religion iſt zum Theil Sache der Erkenntniß, dann gehört ſie der Wahrheit; zum Theil der Ausübung, dann gehört ſie dem Guten; größtentheils aber Sache des Gemüthes, wo ſie Frömmigkeit oder Religioſität heißt, und dann fällt ſie mit dem Schönen in eins zuſammen. Ueber dieſes letztere hätteſt Du Dich doch von Cäcilie belehren laſſen ſollen — welche Dich hoffentlich auch von der Meinung geheilt hat, daß die Theoretiker unpraktiſche Menſchen ſeien.

„Mich hat ſie geheilt — ſorge Du, daß ſie Dich nicht krank macht.“

Die Religion wurzelt alſo im Gemüth, ſie verbreitet ſich aber von hier aus über das ganze Geiſtesleben.

„Wo bleibt aber das öffentliche Leben, der Gemeingeiſt?“

Innerlich kann der Menſch nur durch Selbſtthätigkeit, äußerlich nur durch das öffentliche Leben, durch die Gemeinſchaft zu jenen idealen Zielen gelangen. Die Bildung iſt durchaus ein Erzeugniß des Gemeingeiſtes und öffentlichen Lebens.

„Wahrlich! eben ſo ſehr, als die Zeugung ein Akt der Gemeinſchaft iſt.“

Nolten ſtimmte mir zu meiner unbeſchreiblichen Freude ganz bei. Ich war im hohen Grade vergnügt und aufgeräumt.

„Nun faſſe mir aber auch Deinen ſubjectiven und objectiven Grundſatz in Einen zuſammen, denn eine Wiſſenſchaft kann doch nicht zwei verſchiedene Grundſätze haben, und laſſe mir ja das öffentliche Leben nicht aus, damit nicht irgend ein Schulmeiſterlein meine, durch alle

seine Siebenkünste und Schulfuchserei ohne patriotischen Sinn und vaterländische Begeisterung das Geringste leisten zu können, und damit sich endlich einmal die Pädagogik als einen Theil der Politik betrachten lerne. Welches ist also der Grundsatz der Pädagogik?"

Ich sagte: Bildung des Menschen zum selbstständigen Wirken für die Ideen des Wahren, Guten und Schönen im öffentlichen Leben seines Volkes. Man könnte vielleicht, bemerkte ich erläuternd, noch hinzusetzen: nach seinem besondern Berufe. Aber dieses liegt schon in oder folgt schon aus den Worten: im öffentlichen Leben seines Volkes; und außerdem kann die allgemeine Erziehung auf den besondern Beruf gar keine oder nur eine sehr untergeordnete Rücksicht nehmen. Es könnte auch scheinen, als schließe der Grundsatz die Erziehung des Weibes aus, die ja nicht für das öffentliche, sondern für das häusliche Leben zu bilden ist. Aber im eminentern Sinne gehört das häusliche Leben auch dem öffentlichen an, welches alles umfaßt, und von welchem die Gestaltung des Familienlebens ganz abhängt. Endlich lautet der genannte Grundsatz etwas schwerfällig, aber er kann wohl auch gefälliger ausgedrückt werden; einfach aber kann er nicht werden, sondern muß zusammengesetzt bleiben, d. h. mehrere verschiedenartige Bestandtheile in sich vereinigen, weil die Erziehungslehre keine aprioriſche-, sondern, wenigstens größtentheils, eine Erfahrungs-Wissenschaft ist.

Nolten fügte hinzu: Hieraus ergiebt sich auch das höchste Gesetz für die Methode der Erziehungskunst: überall, bei der Bildung aller Vermögen, muß die Selbstthätigkeit

mit in Anſpruch genommen werden. Sonſt wird der Menſch nicht gebildet, ſondern nur etwas am Menſchen, und der Unterricht iſt ganz mechaniſch, und in ſeinen Wirkungen blind und todt, die Erziehung ein Abrichten, eine Dreſſur, ein Zwang. Denn Du haſt wahrlich! Recht: die Selbſtthätigkeit iſt der Menſch: durch ſie allein äußert ſich und bewährt und erhält ſich im irdiſchen Leben die ewige Selbſtſtändigkeit ſeines Geiſtes! — So wären wir denn über den Grundſatz und die Methode in der Pädagogik in der Hauptſache eins. Lieber Freund! wir müſſen es auch noch in dem dritten, in den Mitteln des Unterrichts, in den Lehrgegenſtänden werden.

Wir waren unterdeſſen im Dunkeln an das Haus unſeres Wirthes gekommen. Nolten ſtand ſtill, und bat mich, mit ihm noch die Straße hinunterzugehen, weil er mir noch etwas zu ſagen habe, und er mich wahrſcheinlich vor ſeiner Abreiſe nicht mehr allein ſpreche. Ich war ſehr geſpannt. Haſt Du, ſagte er, an Friederike keine ſtille Neigung zu Dir bemerkt? Vielleicht hat Deine Unvorſichtigkeit ſie glauben machen, Du liebeſt ſie. Ich bitte Dich inſtändig, nimm Dich in Deinen Worten und Deinem Benehmen in Acht, daß Du dieſes zarte Weſen nicht verletzeſt. Und hiermit gut!

Er nahm mich in den Arm und zog mich in den luſtigen Familienkreis unſeres geſprächigen, freundlichen, gaſtfreien Wirthes. Agnes behauptete feſt und beſtimmt, ich müßte etwas auf dem Herzen haben. Es war mir äußerſt unangenehm, daß mir dieſes Mädchen ſo alles abmerkte, und ich ſo wenig Herr über meine Stimmung war, daß ich ſie nicht mehr verbergen konnte.

Nach Nolten's Abreiſe wurde mir mein Aufenthalt in D. durch manche Umſtände unangenehm und peinlich, ſo daß ich bald aufgebrochen wäre, wenn mich nicht der Wunſch, Cäcilie noch näher kennen zu lernen und mich gegen ſie auszuſprechen, zurückgehalten hätte. Da unſer Wirth uns zu Ehren viele Familien zu jenem großen Mittagsmahl eingeladen hatte, ſo wurden wir jetzt unſerer Seits wieder gebeten, und ſo wurde ich Armer durch die halbe Stadt gezogen und ſah bei einem jeden Gaſtmahle dieſelben bedeutungsloſen Geſichter, ſprach dieſelben langweiligen Menſchen wieder. Aber ach! immer fehlte die, welche ich ſuchte, und in meiner ſich immer erneuernden Hoffnung, ſie wenigſtens gewiß in der nächſten Geſellſchaft zu finden, ſah ich mich immer von neuem getäuſcht; die Tante Cäciliens hatte mit wenigen Familien in der Stadt Umgang und ſuchte ihn zu vermeiden. Da nannte mich nun Agnes immer zerſtreut und mißſtimmt. Das kluge, mich ausſpionirende Mädchen ſchien mich zu durchblicken, und die Furcht, daß mein Inneres vor ihr bloß läge, machte ſie mir ganz unleidlich.

Alle dieſe Schmauſereien machten, daß ich Cäciliens Tante auf ihrem Landgute nur ſelten beſuchen konnte. Und wenn irgend ein Tag von einer Einladung frei war, ſo war in der Regel gewiß ſchon irgend eine Luſtpartie feſtgeſetzt und verabredet, daß ich mich ihr nicht entziehen konnte. Agnes ſchien es ordentlich darauf angelegt zu haben, meinen Wunſch, auf dem Landſitze meine Beſuche zu machen, zu vereiteln, und mich durch ihre zudringliche Freundlichkeit und die Zerſtreuungen, in die ſie mich riß,

zu quälen. Ich war bisweilen in einer verzweifelnden Stimmung.

Einmal an einem schönen Nachmittag machte ich mich los. Der Postmeister hatte mir ein schönes Reitpferd zu meiner Verfügung gestellt. Ich ritt hinaus. Ganz nahe an dem Thore, welches in den Hofraum des Landsitzes führte, begegnete mir Cäcilie auf einem Schimmel herreitend, ein sie begleitender Diener zu Pferd hinter ihr. Es war ein herrlicher Anblick: die leicht ruhende Göttergestalt auf dem blendend weißen Thiere, im Hintergrunde das gewölbte Portal und die Fronte des Schlosses, und über ihr himmelhohe Eichen, welche, Alleen bildend, das Gebäude von drei Seiten umgeben. Das Herz schlug mir in hohem Entzücken, und mein Pferd wieherte den Kommenden freudig entgegen. Cäcilie wollte spazieren reiten, wie sie es auf den weitläufigen Besitzungen ihrer Tante häufig zu thun pflegte. Ich bat mir das Vergnügen aus, sie begleiten zu dürfen.

Sie fragte mich, warum ich sie dieser Tage nicht besucht hätte? Ich erzählte ihr von meinem Unstern und von der erduldeten Qual. Sie sagte mir einfach, ich hätte ja einen hinreichenden und wahren Grund, mich diesen Gesellschaften zu entziehen, wenn ich mich auf das Gebot des Arztes beriefe, der mir die Bewegung im Freien anempfohlen habe. Ich konnte nur erwiedern, daß ich immer von neuem sie und ihre Familie in jeder Gesellschaft zu finden gehofft hätte. — Hier, in dieser freundlichen Natur, sagte sie, werden Sie es natürlich finden, daß ich, wie meine Tante, Zusammenkünfte vermeide, wo die Mittheilung nicht einmal lauter und herzlich zu sein pflegt. —

Freilich, antwortete ich, müßten unsere Gesellschaften wenigstens diese Eigenschaft haben, wogegen das Meiste in ihnen geziert und erkünstelt ist. Aber welche höhere Anforderungen machen Sie an das gesellschaftliche Leben?

Sie sagte nach augenblicklichem Schweigen: Ich finde wenige Menschen, welche in meiner Lebensansicht mit mir übereinstimmen!

Wir ritten über die Flur und an Wäldern vorbei, und sie machte mich auf manche kleine, eigenthümliche Schönheit der Gegend aufmerksam. Die leichte und freudige Schönheit der Natur schien mir aus ihren Worten und ihrem Gesichte tiefer und inniger zurückzustrahlen. Ihr edeles Wesen schien mir dem Schönen die Weihe des Erhabenen mitzutheilen. Ich erfreute mich meiner, erst seit Kurzem mehr ausgebildeten Reitkunst, und meinte das Ziel derselben erreicht zu haben, da es mir vergönnt war, sie an ihrer Seite zu üben. Meine Begleiterin lenkte, wie ein Heldenmädchen, ihr muthiges Thier geschickt, leicht und besonnen.

Auf einem andern Wege, welcher zu beiden Seiten mit schwer belasteten Apfelbäumen bepflanzt war, deren sich neigende Aeste vielfältig von Stangen unterstützt wurden, kehrten wir nach dem Landsitze zurück — im Angesichte die sinkende Abendsonne und die mit Gold und Purpur verbrämten Wolken des westlichen Himmels. Rechts in der Ebene glänzte uns das Schloß, nur von einigen Nebengebäuden in der Nähe umgeben, freundlich entgegen, links in der Ferne wand sich das Gebirge schlangenähnlich zum letzten milden Strahlenerguß der Königin des Tages, und bald darauf erblickte das scharfe Auge den ersten

Schimmer des Abendsternes. Wir ritten im langsamen Schritte dahin. Ich unterbrach endlich die Andacht unseres Schweigens:

Ich verhehle es Ihnen nicht, daß mich Ihre Erscheinung von dem ersten Augenblick an mächtig ergriff, und wenn ich mich selbst recht verstehe, so bewundere ich in Ihnen, was ich in jedem schönen Naturerzeugniß liebe. Es ist wohl das Vollendete, was mich anzieht. Sie tragen kein Verlangen und keine Wünsche in sich, denn Verlangen und Wünsche setzen Mangel und Bedürfniß voraus.

„Bedenken Sie aber, ob eine solche geschlossene Natur nicht kalt und theilnahmlos, und überhaupt lobenswerth wäre?“

Sie schließen sich an Andere an, nicht weil Sie Hülfe und Ergänzung bedürfen, sondern Sie übertragen in Ihrer Theilnahme den Reichthum Ihres Wesens auf sie. Ihre Freundschaft wäre die reinste, uneigennützigste Gunst.

„Sonderbarer Mann, daß Sie mich von meinem hülfsbedürftigen Geschlechte scheiden und mich ihm gleichsam entgegensetzen.“

Ich weiß nicht, wie ich diesen Einwand widerlegen soll, und ich irre mich vielleicht. Aber ich kann mein Gefühl nicht umändern. Bei dem Manne ist alles — vielleicht für immer! — im Werden und Streben, im gährenden Kampfe; aber wenn ich Sie betrachte, glaube ich an eine vollendete Weiblichkeit.

„Sie halten mich also für so eine Blume auf dem Felde, die das, was sie ist, ohne Cultur wurde?“

O gewiß, Sie haben nie begangene Fehlgriffe gut zu machen gehabt, Sie sind nie an sich selbst irre geworden.

Es kommt mir sogar vor, als hätten Sie nie gestrebt, denn ich kann mir ein Streben und Ringen nicht ohne Kampf und Unruhe denken. Wie nach einem großen Naturgesetze, in friedlicher Entwickelung, auf dem kürzesten Wege sind Sie ohne Irrthum, ohne Reue und ohne Rückschritte zu dem geworden, was Sie sind, und auf einer jeden Stufe Ihrer Entfaltung müssen Sie eben so vollendet gewesen sein, als Sie mir jetzt erscheinen.

„Sehen Sie aber nicht, sagte sie in ihrem gewöhnlichen freundlichen Ernste, daß Sie mir alle eigene Thätigkeit nehmen, wenn Sie sagen, meine Entwickelung habe sich gleichsam von selbst gemacht? Dann wäre doch beinahe nichts mein eigenes Werk. Sie entziehen mir also mehr, als Sie mir von der andern Seite unverdienter Weise geben."

Darum sind Sie mir ein Wunder! rief ich. Meine ganze Pädagogik scheitert an Ihnen, und wenn ich nach dem, was ich an mir selbst erfahren habe und erlebe, urtheilen sollte, müßte ich sagen, Ihr Dasein sei unmöglich.

Als wir an das Landgut gekommen waren, wollte ich nach der Straße der Stadt zu ablenken. Aber Cäcilie sagte: Wie? Sie wollen die beiden Frauen, — Friederike nicht sehen und sprechen? Das kann nicht Ihr Ernst sein! — Ich fühlte das Unschickliche meines Beginnens und folgte ihr schweigend. Das Abendessen wartete auf sie und mich. Ich wäre überglücklich gewesen, wenn nicht die Gegenwart der guten Friederike mich beengt hätte. Nolten's Meinung schien mir nur allzu wahr, und seines Rathes eingedenk, sprach ich mit dem guten Mädchen wenig, und ließ mich überhaupt in meinem Benehmen nicht

mehr ſo gegen ſie gehen, als ſonſt. Wie ich nachher erfahren habe, wurde mir dieſes von der Geſellſchaft falſch ausgelegt: man ſah es als Blödigkeit, als die Befangenheit einer Neigung an.

In der freien Natur umherſchweifend, waren nun meine Beſuche bei der Landfamilie häufiger. Die Gegeneinladungen in der Stadt waren zu Ende, und ich fühlte mich freier: die Leute zogen ſich auch von einem Menſchen zurück, der ſich nicht viel um ſie bekümmerte. Auch von den beiden Frauen ſchien ich wohl gelitten. Cäciliens Tante iſt eine ehrwürdige Matrone, die ihre Nichte, als Erſatz für den herben Verluſt ihres einzigen Sohnes, wie ihre Tochter liebt; die Frau S. iſt von ähnlicher Herzlichkeit, aber nicht gleich gebildet und einfach. Das Geſpräch war immer zutraulich, und bekam, ſo oft Cäcilie an ihm Theil nahm, eine höhere Wendung. Ich befeſtigte mich in der Anſicht, daß alles, was in ihrem Gefühle unmittelbar lebte und ſich in ihrem Handeln äußerte, ſich ihrem gebildeten Urtheil als Geſetz, als Idee ankündigte. So trat ſie, auch wenn ſie im Allgemeinen ſprach, nie aus ihrer beſondern weiblichen Sphäre heraus, und ihre Urtheile waren deßwegen unbefangen, weil ihre Weiblichkeit ſo reich und tief war. Sie ſchien ſogar ihre Vorzüge ſo wenig zu kennen, als ein unſchuldiges Kind ſeine Liebenswürdigkeit, weil ſie das Schöne ihrer Natur nie als ihr Beſitzthum, ſondern als etwas Allgemeines, Nothwendiges, Ewiges aufzufaſſen ſich gewöhnt hatte. Sie ſchien es gar nicht zu wiſſen, daß ſie das war, was

der Menſch ſein ſollte, und gar nicht zu ahnen, daß er auch anders ſein könne. Wirklichkeit und Idee gehen in ihr in eins auf, und während ihr Daſein ganz individuell geſtaltet iſt, leben ihre Gedanken in lebendigen Idealen. Auch dem Weibe, ſagte ſie, komme eine verſtändige Ausbildung über ſittlich-religiöſe Wahrheiten zu, daß es nicht blind und gedankenlos in auswendig gelernten, unverſtandenen Lehrſätzen hinträume, und nicht jedem äußern Eindruck bloß geſtellt ſei. Es müſſe über die höchſten Intereſſen denken gelernt und über ſie ein ausgebildetes Urtheil haben, um ſich die theuerſten Gefühle ſchützen und erhalten zu können.

Ich mußte dieſer Anſicht Cäciliens, die ſie unvermerkt wieder ihrem eigenen Weſen abgeſehen hatte, meinen vollen Beifall ſchenken. Denn die Vernachläſſigung der intellectuellen ſittlich-religiöſen Bildung läßt das weibliche Leben nur kümmerlich gedeihen, und nicht zu der Selbſtſtändigkeit gelangen, auf die auch das Weib im Reiche des Geiſtes Anſpruch machen kann. Die uns widerwärtigen räſonnirenden und reflectirenden Frauen haben es unſere Pädagogik vergeſſen machen, daß die rechte Gefühlsbildung nie von der Verſtandesbildung getrennt iſt. Die wahre intellectuelle Aufklärung läutert, berichtigt und befeſtigt ja unſere Gefühle, und iſt weit davon entfernt, ſie zu unterdrücken und zu beeinträchtigen. Wenigſtens entſprang jedes Verſtandesurtheil Cäciliens aus ihren lebendigen Gefühlen, und dieſe waren alle durch ihre intellectuelle Bildung gehalten und gemäßigt.

Mit ſolchen Geſprächen über das rein Menſchliche, das Gute, das Schöne, die Bildung, wechſelte dann

Vorleſen, Singen und Clavierſpiel, und während der Spaziergänge das Botaniſiren. Wie erfreulich war es mir, in der Liebe zu den Pflanzen mit Cäcilie zuſammen zu treffen! Ich ließ mich über das herrliche Pflanzenſtudium mit allem Feuer, aller leidenſchaftlichen Wärme aus, und ſie ging nach ihrer Art freundlich ernſt in meine junge Neigung ein. Wie iſt es möglich, ſagte ſie lächelnd, eine Wiſſenſchaft mit einer ſolchen Heftigkeit zu ergreifen! Man ſollte ja ordentlich bange vor euch Männern werden! Ich mußte ihr geſtehen, daß meine Liebe und Neigung beinahe immer ausſchließend ſei. Eine Idee, eine Neigung, die mich ergriffen hat, beſchäftigt mich den ganzen Tag, alles erinnert mich an ſie, ich komme immer wieder auf ſie zurück, und ſie verflicht ſich Nachts in meine Träume. — Von einer ſolchen Gemüthsbeſchaffenheit hatte dann Cäcilie keinen Begriff, und ſie klagte mir dabei, daß ihre Lebensanſicht doch ſehr einſeitig ſei, weil ſie von nichts wiſſe, als was ſie an ſich oder an ähnlich geſtimmten Freundinnen erfahren habe. Ihr früherer Unterricht ſei hauptſächlich darauf gegangen, ſolche Erfahrungen zu entwickeln und tiefer zu verfolgen. Alles Gute und Löbliche, machten wir hierbei aus, kündige ſich dem Menſchen zuerſt in ſolchen äußern und innern Erfahrungen an, und wenn der Unterricht von dieſen ausgehe, könne er den Menſchen ſicher zu jenen Ideen zurückleiten. Alle Sitten- und Religionslehre führe ihn daher nur zu einer höhern Selbſtkenntniß, denn in dem eigenen Geiſte Jedes lebe ja alles Edle und Fromme; es komme nur darauf an, es zu entwickeln, zu entſchleiern. So mußte es ſich Cäcilie gefallen laſſen, in mein großes pädagogiſches Intereſſe

einzugehen! Sie that es gerne, denn da ſie für alles Menſchliche und Schöne ein reines Gefühl hat, war ihr auch meine Lieblingsfrage intereſſant: Wie ſoll das Menſchliche entwickelt, wie ſoll uns das Schöne gewonnen werden? Sie dankte es mir ſogar einmal, daß ich ihren Geſichtskreis und ihre Theilnahme erweitere, indem ich ſie mit der edelſten Kunſt, der Menſchenbildung, näher bekannt mache.

Aber die Botanik war ein fortwährender Gegenſtand der Beſchäftigung, des Gedankentauſches. Meine junge, friſche Begeiſterung für die Pflanzenkunde erſetzte zum Theil meine Unwiſſenheit und ſchlang ſich zugleich in die Liebe zu meiner Lehrerin. Cäcilie verdankte dieſe edle Liebhaberei ihrer Tante, welche eine große Naturfreundin iſt und, ſonderbarer Weiſe, einen ganz beſondern Geſchmack an Mineralien und an dem Aufſuchen und Sammeln von Verſteinerungen hat. Ich ließ mich auch von ihr gerne belehren, und brachte ganze Vormittage in ihrem anſehnlichen, von ihr ſelbſt mit fräulicher Nettigkeit geordneten Naturalienkabinette zu, aber meine innerſte Liebe war doch bei der Liebe Cäciliens. Wenn die herbſtliche Jahreszeit uns nur eine gewiſſe Claſſe von Blumen des Feldes darbot, ſo reichte uns der Garten und das Treibhaus einen reichlichen Erſatz an manchen auswärtigen Pflanzen, von denen ich viele zuerſt in Paris genauer betrachtet hatte. Wie hätte ich es mir damals träumen laſſen, daß ich über ſie gerade nach einem Jahre durch die herrliche Freundin näher würde belehrt werden!

Friederike war bei den meiſten dieſer Pflanzen-Betrachtungen und Zergliederungen mit zugegen, aber ſie

nahm an der äußern Natur bei weitem nicht das tiefe Intereſſe, wie Cäcilie. Sie betrachtete die Pflanzen, und ſprach über ſie, nicht mit dem verweilenden Ernſte eines gleichſam andächtigen Gefühls, ſondern mit einem unruhigen, leicht darüber hineilenden Vergnügen. Cäcilie holte ihre Mappe und zeigte uns eine Menge von dieſen aus der Natur nachgezeichneten und zum Theil gemalten Blumen. Ich ſelbſt erneuerte verſuchsweiſe eine ſeit meinen Gymnaſialjahren unterlaſſene Kunſt, und zeichnete in ihrer Gegenwart die Umriſſe einiger Pflanzen. So vieles Gute aus meinem frühern Leben erneuerte ſich ja in ihrer Gegenwart! Sie verbeſſerte mir nachher einige Fehler und führte die rohe Zeichnung vollends aus. Ich nahm auch dieſes wieder ſymboliſch: So wirſt du, hohe Geliebte, auch die allzu ſtarken Umriſſe meines Lebens mildern, das Fehlende ergänzen und alles vollenden!

Unter ſolchen und ähnlichen Mittheilungen und Beſchäftigungen wären mir die auf dem Landgute verlebten Stunden, wie Frühlingsträume, dahin gefloſſen, wenn mich nicht Friederikens Anblick beengt, und bald mit Wehmuth und Trauer erfüllt hätte. Es war mir nun ganz deutlich, daß die Familie in Bezug auf mein Verhältniß und meinen Antheil an Friederike ſich in einem großen Irrthum befand oder ſich befunden hatte, und daß vielleicht nur die Neigung des Mädchens mir in dieſem Hauſe eine ſo freundliche Aufnahme bereitet habe. Alſo fließt all' das genoſſene Glück, war mein niederſchlagender Gedanke, — aus einem Irrthum, und du giltſt Cäcilien etwas, nur weil ſie ihre Freundin liebt. Ich wäre dabei troſtlos geweſen, wenn mich nicht die Idee meiner „reinen Liebe"

gehoben und gestärkt hätte. Du willst ja nichts, sagte ich mir, als der Schönheit ihres Lebens ganz inne werden; und wenn sie dir auch sogar ihre kalte Freundschaft verweigern sollte, so klammere du dich um so fester an deine ewige Liebe an, und beflügele durch sie dein irdisches Dasein. Dieses Bewußtsein ist es ja, welches mich gegen sie so unbefangen sein läßt, als sie es gegen mich ist. Sie und ihre ganze Umgebung sehen es gewiß, daß ich von keiner Begehrlichkeit umrankt bin, daß ich in ihr nicht das irdische Weib liebe. Nur weil ich nichts Irdisches suche, kann ich ihr so offen, zutrauungsvoll und frei gegenüber stehen!

Cäcilie ließ mich, besonders in der ersten Zeit nach Noltens Abreise, oft mit Friederike allein, und mir konnte es nicht lange verborgen bleiben, daß es absichtlich geschah. Kaum aber war sie nach einer lebendigen, geistvollen Unterhaltung, während deren ich vielleicht meine liebsten Ueberzeugungen und heiligsten Ideen mit der größten Begeisterung ausgesprochen hatte, weggegangen, — so war gleichsam das Licht ausgeblasen und wir beide saßen im Dunkeln. Früher in meinem und ihrem Wohnorte, entfernt von Cäcilie, hatte ich oft etwas dieser Aehnliches in der Freundin finden wollen, und allerdings war etwas von Cäcilie auf sie übergegangen, aber in Cäciliens Gegenwart verlor sich dieser Anstrich ganz. Sie ist von Haus aus eine andere Natur: nicht gemacht, irgend etwas geistig Schönes in ruhiger Beschauung festzuhalten. Sie schien mir wie eine liebliche Blume, deren voller Entfaltung etwas Geringes im Wege stand. Wer anders fühlte und strebte als ich, mußte sie vielleicht sogar liebenswür-

diger, als Cäcilie finden. Selbſt die Bläſſe ihrer Wangen mußte intereſſant und anziehend ſein, und ſie wurde durch hundert Zufälle, durch unvermuthete Fragen und die Lebendigkeit der eigenen Rede jeden Augenblick mit einer feinen, leichten Röthe überzogen. Wie der ſanfte Schimmer der Luna durch das bleiche Gewölk bricht, ſtand ihre Seele hinter dem leichten Schleier ihres Antlitzes, welcher den Roſenſchimmer des reinſten Herzens nicht zu verhüllen vermochte. Ich ſah dieſes alles jetzt erſt recht ein, konnte aber der keine Zuneigung ſchenken, welche ſich nur in der Liebe des Mannes recht ſchien entwickeln zu können, während mein ganzes Herz ihrer Freundin zugewandt war, welche der Liebe nicht zu bedürfen ſchien. In der Nähe Cäciliens lernte ich Friederikens Eigenthümlichkeit verſtehen; in der Abweſenheit jener hatte ich immer nur die geliebte Freundin in ihr geſucht und zum Theil gefunden, ſie ſelbſt aber überſehen.

Wir ſaßen eines Nachmittags unter Lindenbäumen im Garten beiſammen. Ich las vor, die Frauen und Jungfrauen waren mit weiblicher Arbeit beſchäftigt. Als ich das Buch bei Seite gelegt hatte und die Frauen ſich etwas im Garten zu thun machten, meinte Friederike, der Herbſt ſei doch eine eigen traurige Jahreszeit, er erinnere uns durch alles an die Hinfälligkeit der menſchlichen Dinge und an unſere eigene Auflöſung. Sie ſehe immer mit einer gewiſſen Bangigkeit dem ernſten Herbſte entgegen.

Ich kann nicht ſagen, verſetzte Cäcilie, indem ſie in ihrer Arbeit eine Pauſe machte, daß der Herbſt in mir

eine ſolche Stimmung hervorbringt. Wenn Du einen Blick hinauswirfſt auf dieſen bunteſten Laubſchmuck im milden Sonnenlichte, wirſt Du mir zugeben, daß die Erzeugniſſe des Herbſtes eben ſo ſchön ſind, als die des Frühjahrs. Und als die Freundin ſich abermals auf die Hinfälligkeit berief, ſetzte ſie hinzu: Hadere nicht über dieſe ſcheinbare Vergänglichkeit; auch das ſchöne Gebilde des Wortes, welches Du geſprochen, der That, die Du geübt, iſt ja im nächſten Augenblick vergangen; aber die ſchaffende Kraft Deines Geiſtes und der Natur, ſie ſind unvergänglich! Siehe, meine Liebe, auch in dieſen zarten, hinfälligen Gebilden iſt die ewig wirkende Naturkraft noch thätig: dadurch daß ſie dieſelben in die mannigfaltigſten Farben taucht, bezeugt ſie dem bewundernden Auge noch ihre Allgegenwart.

Sie haben ſich, ſagte ich, des Ausdruckes ſcheinbare Vergänglichkeit bedient, und ich glaube den Sinn Ihrer Worte zu ahnen.

Ja, meine Freunde, verſicherte ſie, indem ſie ihre Rechte ſanft auf Friederikens Schulter legte und ſich von ihrer Arbeit zu ihrer gewöhnlichen edeln Haltung emporrichtete: Nichts iſt eigentlich vergänglich; es iſt blos eine menſchliche Sprechweiſe, vom Vergänglichen zu reden. Und als Friederike ſie zweifelnd anſah, fügte ſie bei: Was iſt, das iſt ewig. Alle ſchöne Erſcheinungen haben einen ewigen Werth, weßwegen wir Menſchen ſie eben ſchön nennen. Die ſchöne That, die Du geübt, lebt unſterblich fort. Nicht wahr, meine Friederike, ich habe Recht und Dein Gefühl ſtimmt mir bei: Was wirklich iſt, iſt unvergänglich?

Friederike äußerte ihre Bedenklichkeit, und die Freundin sprach in ihrem gehobenen Tone weiter: Wir Menschen haben es uns angewöhnt, dem, was unsern Sinnen erscheint, Sein und Wesen zuzuschreiben, und weil sich diese Erscheinungen ändern, meinen wir nun auch, das Wesen dieser selbst sei veränderlich. Wir selbst sind ewig und leben im Ewigen schon auf dieser Erde.

Dein Blick, sagte Friederike, haftet auf dieser Welt, und indem Du sie so sinnig auffassest, erfüllt und befriedigt sie Deinen Geist. Du fühlst Dich wohl auf dieser Erde, wo Du so herrlich und vollendet dastehst. Du trennst nicht zwischen Erde und Himmel, weil beide in Dir vereinigt sind.

Cäcilie wollte sie unterbrechen, aber sie fuhr fort: Aber mein Loos ist von dem Deinigen sehr verschieden. Ich lebe in der Sehnsucht, im Heimweh nach der bessern Welt. Versage mir Dein Mitgefühl nicht, wenn Du mich nicht glücklich siehst! — —

Cäcilie hielt sie umfaßt; sie lag mit dem gesenkten Haupte — ach! gleichsam wie ein müder Blumenkelch — auf der sich höher und stärker hebenden Brust, und Cäcilie streichelte ihr mit der linken Hand freundlich theilnehmend Stirn und Wangen, aus denen die Röthe allmählig wieder zurückwich. Wir waren eine Weile alle still, und Friederike sagte endlich, sich gleichsam wegen ihrer schönen Aufwallung entschuldigend: es gehe ihr mit ihrer Gesundheit doch immer schlechter, sonst habe sie sich gewöhnlich nur im Winter und Frühjahr unwohl gefühlt, jetzt sei sie auch in dieser Jahreszeit nicht ganz gesund.

Cäcilie bemühte ſich, ſie zu beruhigen; ſie war ſelbſt bewegter, als ſonſt, ſuchte aber ſogleich das Geſpräch abzulenken und wieder in allgemeine Betrachtung zu ziehen, indem ſie mich fragte: welcher von dieſen religiöſen Anſichten ich zugethan ſei?

Ich mußte bekennen, daß ich ſchon oft von einer unendlichen Sehnſucht nach dem beſſern Leben ergriffen worden ſei, uns Männer aber das thätige Leben, die irdiſche Wirkſamkeit auf dieſe Welt immer wieder zurückweiſe, und zuletzt jene himmliſche Flamme auslöſche. In dem gewohnten Tagesgeſchäft, endigte ich, vergißt der Menſch nur allzu leicht des ewigen Lebens und ſeiner höhern Abkunft.

Da iſt ja unſer Freund, ſagte Cäcilie, ganz auf Deiner Seite, und da werdet ihr gewiß gemeinſchaftlich gegen mich zu Felde ziehen.

Ich läugne es nicht, verſetzte Friederike, Du ſcheinſt mir das Schöne zu hoch anzuſetzen, und wenn ich Deine Demuth und Andacht nicht täglich erkennte, würde ich nicht begreifen, wie dieſe ſich mit Deiner Liebe zum Schönen vereinigen oder aus ihr fließen können.

Darf ich mich aber auch vertheidigen? fragte Cäcilie, und auf meinen dringenden Zuruf: O thun Sie es; ich bitte Sie! erklärte ſie ſich ungefähr durch folgende Worte, denen wir beide freilich einzelne Fragen oder Einwendungen einſchoben: Ich ehre jene Sehnſucht nach dem ewigen Leben und der ſittlichen Heiligung in ihm, aber ihr ſollt mich doch in der mir eigenthümlichen Anſicht und Stimmung nicht irre machen. Wer heißt uns das ewige Leben ſo vom irdiſchen trennen, wie es gewöhnlich geſchieht?

wer heißt uns erst dort die sittliche Heiligung erwarten und sie nicht schon hier beginnen? Mir scheint jeder schön durchlebte Augenblick ein Theil der Ewigkeit zu sein, weil er eben wegen seiner Schönheit eine ewige Bedeutung hat, und ich kann eigentlich kein besonderes Jenseits annehmen, weil das Jenseits schon diesseits ist. Allerdings, sagte sie dann weiter, erweckt das Schöne auch die Andacht und Demuth in uns, denn das Erhabene gehört ja auch zum Schönen, und bei erhabenen Erscheinungen in der Natur oder der Menschenwelt gegenüber, bei Betrachtung des Sternenhimmels, wie des Ueberzeugungstodes, wird das Gefühl der Andacht und Demuth in uns wach. Je tiefer wir daher in das Schöne der Welt eindringen, je eifriger und reiner wir es in Gesinnung, Wort und That darstellen, desto mehr vermindert sich jene himmlische Sehnsucht in uns, weil wir uns immer weniger von dem Himmel geschieden fühlen. Es ist meiner Natur nicht angemessen, mich in eine fernste Zukunft, ja über alle Zeit hinweg zu träumen, sondern im nahen, gegenwärtigen Augenblicke, der ja allein unser ist, suche ich das Ewige anzuerkennen und hervorzubringen. Wohl ist es schön, ein Heimweh nach dem Vaterhaus zu fühlen; aber wem diese Erde schon ein Vaterhaus ist, und wer sich schon hier an der Hand und am Herzen der ewigen Liebe weiß, wird diese Sehnsucht nur im mildern Grade kennen. So bestrebe ich mich denn, das Göttliche schon in diesem Leben zu finden, und ihm eine höchste Bedeutsamkeit zu geben. Hierdurch lebe ich in der Ewigkeit.

Friederike sagte: dieses wäre wohl alles wahr und schön, aber zu ihr paßte es nicht.

Ich meinerſeits war von dieſer Anſicht zu ſehr ergriffen, als daß ich ſie hätte loben können und mögen. Jede andere Religion ſchien mir eine bloße Einleitung zu dieſer, und dieſe die allein würdige und richtige zu ſein. Diejenigen, welche Erde und Himmel von einander ſcheiden, und alles Gute und Schöne der Erde in dieſen ſchieben und auf dieſen verſchieben, nannte ich Thoren oder Betrüger.

Agnes verkümmerte mir den Genuß dieſer Tage mehr und mehr, und zuletzt machte ſie meine Abreiſe nothwendig. Ich ſollte durchaus unter die Anzahl ihrer Anbeter und Verehrer gehören; ſie ließ kein Mittel unverſucht. Endlich eines Abends, als wir allein waren, welcher Auftritt überraſchte mich! Geſtändniſſe, Betheuerungen, Küſſe, Thränen! Ich war wie unter den Händen einer Raſenden, die mir Liebe abzwingen wollte. An meiner Unempfindlichkeit lag es nicht, daß ich die ihrige nicht erwiederte. Halb gewaltſam mußte ich mich ihr entreißen, und ſie an ihre Würde und Ehre erinnern. — Vorüber! vorüber! Warum ſoll ich mir auch in der Erinnerung dieſe goldne Zeit verkümmern laſſen? —

Ich ging den andern Tag, zögernden Schrittes nach dem Landſitze von Cäciliens Tante. Ich getraute mir ſelbſt nicht, zu beſtimmen, ob zum letztenmal; aber nach dem, was zwiſchen mir und Agnes vorgefallen war, konnte ich unmöglich mehr bleiben. Die Erinnerungen an den geſtrigen Abend und der Gedanke an die nahe Zukunft

beengten mich. Aber ich glaubte ja mit Cäcilie an die Ewigkeit des Schönen!

Ich ging den wohlbekannten Weg an dem Graben hin, welcher aus dem nahen Fluß an dieſe Seite der Gartenanlagen geleitet iſt, und mit einem entfernter liegenden kleinen See in Verbindung ſteht. Als ich aufblickte, ſah ich Cäcilie in nicht weiter Entfernung jenſeits des Grabens in einer Allee, abwechſelnd in einem Buche leſend, langſam auf und abgehen. Ich blieb ſtehen, bei dem Anblicke der geliebten Freundin, die ich nun bald nicht mehr ſehen, nicht mehr hören ſollte. Jetzt ſtand ihre ganze Geſtalt vor mir, jetzt erſchien ſie nur durch dünnes Geſträuch, jetzt verbarg ſie mir dichtes Buſchwerk.

Cäcilie hatte mich bemerkt und bog von ihrem Wege ab gegen das Waſſer zu. In der Nähe lag der zierliche, grüngefärbte Kahn. Sie ſtand ſchon in ihm: ſie wolle mich abholen, rief ſie mir zu, dann brauchte ich den Umweg nicht zu machen. Nach wenigen Augenblicken hatte ſie den Kahn nach meinem Ufer gelenkt; ich ſprang in ihn. Sie ſagte mir, ihre Tante habe Frau S. und die Friederike zu einer benachbarten adelichen Familie hinüber begleitet, dieſe beiden wollten dort ihren Abſchiedsbeſuch machen, weil ſie ihre Rückreiſe auf einen der nächſten Tage feſtgeſetzt hätten.

Mir ſchlug das Herz vor Freude, mit der Geliebten allein zu ſein. Ich bin eben an der Inſel vorbeigegangen, ſagte ich, welche ſich zwiſchen dieſem Waſſer und dem in die Anlagen tief einwärts gehenden See lang hinſtreckt, und Ihr Wort iſt mir wieder in die Erinnerung gekommen, daß Sie mir einmal dieſen ſchönen Punkt zeigen wollten.

Dazu haben wir jetzt Zeit, erwiederte sie, denn die Frauen werden sich sobald dort noch nicht losmachen können. Auch können wir die kleine Insel bei keinem schönern Wetter besehen, als an diesem herrlichen Nachmittag.

Ich ergriff die Ruder, und sie saß vorne, mir zugewandt, o Himmel! mit mir allein, in einem Schiffchen. Hätten in diesem Augenblick die Götter alle Wunder der Welt an dem Ufer rechts und links aufgethürmt, ihr nur, immer ihr nur wäre mein Auge zugekehrt gewesen! Sie wehrte mit beiden aufgehobenen Armen die herabhangenden Gesträuche des Ufers von sich ab, bald bog sie ihren Körper zur Seite, und ihr Bild spiegelte sich in dem ruhigfließenden Wasser. Damit die Aeste des Gebüsches mich nicht beschädigten, erhob sie sich dann selbst von ihrem Sitze, und näherte sich bis dicht zu dem meinigen, indem sie die emporgehobenen Zweige in den Händen festhielt, und sie über meinem gebückten Kopfe weggehen ließ. Wenn ich dann zu der etwas vorwärts Geneigten emporblickte, so leuchteten ihre dunkelglänzenden Augen wie ein Paar Sterne auf mich herab. Sie sagte mir, freundlich scheltend: ich verstände das Rudern schlecht, daß ich den Kahn nicht mitten im Wasser auf der rechten Bahn zu halten wisse. Ich aber nahm mich zusammen, so gut ich konnte, und wußte wohl, woran es lag.

Sie machte mich wieder auf einzelne ausgezeichnete Gruppen der bunten Landschaft aufmerksam, und ich erkannte jetzt erst das durch Zeichenkunst gebildete Auge und Urtheil. Ich sagte ihr: Jetzt, nachdem Sie mich gelehrt haben, selbst im Herbst den bildenden Frühling zu sehen, muß ich diese Landschaft doppelt schön finden.

Ich ließ den Kahn langsam dahin gleiten: ich wünschte diese Fahrt zur Dauer meines ganzen künftigen Lebens ausdehnen zu können! — Und diese Fahrt nach jener Insel, und die Reise auf dem Strome des Lebens, in dem Schiffchen des häuslichen Vereins, nach den jenseitigen Gestaden — wodurch unterscheiden sich beide? Ach! überall können Menschen nur auf Augenblicke beisammen sein!

Als wir zwischen der kleinen Insel und dem Garten hindurch gefahren waren, eröffnete sich uns eine freiere Aussicht über die Spiegelglätte des Sees hin, welcher mit Bäumen und Gebüschen, besonders mit hohen, alten, weitüberhangenden Trauerweiden beinahe rings umpflanzt war. Gegenüber sahen wir eine Menge Schwäne uns die langgebogenen Hälse neugierig, aufmerksam entgegenstrecken. Dahin hieß mich Cäcilie vorerst rudern, und alsbald sahen wir unsern Kahn von diesen majestätischen Vögeln umringt, und einige reichten ihr ihren Kopf und Nacken dar und ließen sich von ihr über Hals und Rücken streicheln. Sie kannten ihre Pflegerin, und Cäcilie sagte ihnen mit Bedauern, daß sie ihnen dieses Mal nichts mitbringe. Wir fuhren nach einigem Aufenthalte wieder rückwärts mitten über den See zur Insel hin, und die stolzen Vögel zogen ihre langen Furchen über die Fläche hin, und begleiteten unsern Kahn von allen Seiten bis zur Insel.

Dem Orte, wo wir den Kahn anlegten, gegenüber hatte ich schon vom See aus ein hochliegendes kleines Gebäude glänzen sehen, welches einem griechischen Tempel glich, und jetzt schien es mir näher durch den herbst-

lichen Baumschmuck entgegen. Cäcilie führte mich aber nicht sogleich auf dasselbe zu, sondern begleitete mich durch einen Theil der links davon gelegenen englischen Anlagen, die meine Erwartung freilich bei weitem übertrafen; oder erschien mir vielleicht an der Seite der Herrlichen alles glänzender?

Von der hintern Seite führte mich Cäcilie zum tempelähnlichen Gartenhaus, welches von hinten und zu den Seiten durch dichtgepflanzte Bäume von ungleicher Höhe geschützt ist, vornen aber eine weite Aussicht über den See hin gewährt, und über eine von hohen Bäumen freigehaltene Ebene hin, bis zum Gebirge. Diese Aussicht lag auf einmal vor meinem Auge, und zu unsern Füßen sprützte ein steinerner Flußgott in einem großen Strahl eine klare Quelle aus seinem Munde, welche über bemoste Felsenstücke in ein Bassin rieselte. Cäcilie setzte sich auf einem Stuhl ohne Lehne vor den runden Tisch, und ich mich ihr gegenüber. Ich verlor mich in eine trübe Stimmung, und Cäcilie fragte mich nach der Ursache meines Schweigens.

Wie die Sonne dort, antwortete ich, sich unsern Augen bald entzogen haben wird, so wird mir Ihre Erscheinung bald verschwunden sein. Auch ich werde in einigen Tagen abreisen. Dieser Stern nimmt unser aller Gewißheit mit, daß er wieder kommen wird, aber ich darf keine Hoffnung hegen, daß das reine Glück dieser Tage sich mir je erneuern werde.

Cäcilie antwortete, daß sie den nächsten Sommer bei ihrer Freundin Friederike in meinem Wohnorte zuzu-

bringen denke, wenn sie nicht etwa mit ihrer Tante nach der Schweiz und Italien reise.

Diese Hoffnung ist also sehr unsicher, erwiederte ich, und ich weiß auch nicht, wohin mich der Strudel meines Lebens bis dahin gerissen haben wird. Diese goldenen Tage können nicht wiederkehren. Für mich schickt sich nur Entsagung. Aber vollenden Sie mir das Glück dieser Tage, und, wenn es Ihnen möglich ist, geben Sie mir Einen Trost mit. „Wie meinen Sie das, Romeo?" Sie haben mir es wohl angemerkt, meine Freundin, sprach ich, wie ich, seit ich hier bin, mich bemühe, mich Ihres geistigen Wesens vollständig zu bemächtigen. Denn wenn mir dieses gelungen ist, sind Sie selbst mein, und werden mir nie mehr entrissen werden!

Diese Worte und diese Aufwallung, war Cäciliens Antwort, würde mich bedenklich machen, wenn ich Sie nicht besser und näher kennte.

Was kann denn der Mensch, rief ich, so mit seiner ganzen Seele erfassen, als den mitlebenden Menschen? Die Natur draußen spricht eine fremde Sprache, und die Todten, auch wenn sie in ihren Büchern und Thaten fortleben, antworten uns nicht auf unsere Fragen, und bewegen sich vor uns nur wie unbestimmte Geistergestalten. Oder soll er sich selbst enträthseln? als wenn dieses nicht das Schwerste und oft am wenigsten Befriedigende wäre. O gewiß es ist dem Menschen keine vollere, umfassendere Erkenntniß, und keine größere Erhebung und Veredlung möglich, als wenn er sich tief in den Geist seines trefflichen Mitmenschen versenkt, und ihn sich zu eigen macht. So möchte ich auch Sie erfassen, mit allen

meinen Geisteskräften! Nicht wahr? dann wären Sie mein, Cäcilie? so wahr die Tugend und der Glaube mein ist, der in meiner Seele lebt und wirkt!

„Aber warum wollen Sie denn gerade mich so erfassen? Es leben ja in Ihrer Gegend und Stadt treffliche Männer und Frauen, mit denen Ihnen ein täglicher Umgang möglich ist."

Ich kenne Niemand — o glauben Sie mir, es ist keine Schwärmerei und keine Täuschung — ich kenne Niemand, welcher mir dieser geistigen Erfassung so werth scheint, als Sie.

Niemand? sagte sie mit etwas bewegter Stimme.

Niemand! bestätigte ich. Ihr erster Anblick vor etwa anderthalb Jahren hat auf mich einen solchen Eindruck gemacht, daß er mich bisher allenthalben begleitete und immer hervorbrach.

„O ängstigen Sie mich nicht! Auch Niemand neben mir?" Auch Niemand neben Ihnen! versicherte ich. Meine Wahl ist getroffen. Lange machte sie mir Schmerz und Trauer, da sich ihr Verlangen nach dem Besitz beimischte: nun ist sie gereinigt durch das Gelübde der Entsagung. Und so bin ich glücklich und so könnte ich Ihrer würdig werden, Cäcilie!

Sie schwieg, stand auf, setzte sich aber wieder nieder, indem sie sagte: Es wäre zwar Zeit, aufzubrechen, aber doch, dünkt mir, müßten Sie mir noch manches zu sagen haben. Wie verstanden Sie denn vorhin Ihre Worte: „Vollenden Sie mir das Glück dieser Tage!" auf wen bezogen Sie dieselben?

Auf Sie selbst, antwortete ich. Noch in Einigem möchte ich Sie näher kennen lernen, daß ich ein vollendetes Bild von Ihnen hier wegtrüge. Ich wagte es bisher nicht, Sie über sich selbst zu fragen, aber Ihre Freundlichkeit hat mir Muth gemacht. Sie bleiben sich auch darin treu, immer auf die edelste Weise in der Gegenwart zu leben, daß Sie bisher nie von Ihrer Vergangenheit gesprochen haben. Sie lassen alle reiche Fülle Ihres vergangenen Lebens in dem gegenwärtigen erscheinen. So sehe ich wohl die herrlichen Früchte, aber ich begreife nicht, wie sie gereift sind. Sie würden Ihr Bild in meinem Geiste vollenden, wenn Sie mir einiges über Ihre Bildungsgeschichte mittheilen wollten.

Ja, diese Antwort, sagte Cäcilie, hätte ich freilich nicht erwartet. Hierüber aber mich auszulassen, möchte die Zeit zu beschränkt sein, und Ich gestehe Ihnen auch, daß die Stimmung, in welche mich Ihre Worte versetzen, meine Aufmerksamkeit von mir abzieht. Aber es faßt sich meine ganze Lebensgeschichte auch in einige Worte: Sie wissen, daß ich eine Waise bin, und vielleicht auch, daß die Vorsehung mir keine Geschwister hat erhalten wollen; meine wenige Bildung aber erhielt ich durch einen Professor A. in ***, in dessen Haus ich nach dem Tode meiner Mutter gemeinschaftlich mit dessen Töchtern erzogen wurde.

Wie einer, welcher aus einer tiefen Betäubung erwachend, die Gegenstände um sich her, wenn er die Augen aufschlägt, wieder erkennt, und sich ihm an ihnen nach und nach alle alten Erinnerungen erneuern; so war durch dieses Eine Wort, indem ich in das Leben Cäciliens schaute, mir alles deutlich und verständlich, und an dem,

was meinem geistigen Blicke so nah, so gegenwärtig, so lebhaft war, erfrischten sich augenblicklich wie durch einen Zauberschlag die halberblichenen Bilder der herrlichsten Zeit meiner Jugend. Meine Zunge aber war mir während dieser gewaltsamen Erschütterung und Beschäftigung meines Geistes wie gebunden und mein Körper wie erstarrt, und ich sank halb unwillkührlich, halb willkührlich, um doch meinem Innern einen Ausdruck zu geben, von meinem Sitze zu den Füßen Cäciliens nieder.

Was beginnen Sie? rief diese lauter, als sie zu sprechen pflegte. Was ist Ihnen? Diese leidenschaftliche Handlungsweise stimmt nicht zu den Gesinnungen, die Sie eben gegen mich geäußert haben.

Fürchten Sie nichts! versetzte ich, indem ich schnell selbst aufsprang, noch ehe sie Zeit gehabt hatte, sich selbst zu erheben. Noch nie sind Sie mir heiliger gewesen, als jetzt, und hätte ich alles Gute und Schöne vergessen gehabt, der alleinige Namen des A. hätte es in meinem Gemüth zurückgezaubert. Sagen Sie mir doch, in welchem Jahre, zu welcher Zeit Sie in das Haus des A. kamen? — Und als sie mir hierauf die verlangte Antwort gegeben hatte, mußte ich ausrufen: So sind Sie es also, von der A. bisweilen sagte, daß er sie seinen Töchtern bald als Freundin, als Gespielin zuführen wolle, und daß dann Ihr höherer Unterricht beginnen würde? O wie wunderbar fügte es das Schicksal, daß es unter tausend Jungfrauen grade Sie mir zuführte! Und wie groß war meine Verblendung, daß ich Ihre Bildung, Ihre Weltauffassung, welche mich gleich so mächtig ergriff, welche mit der meinigen so übereinstimmte, nicht zum Theil aus

jener Quelle ableitete, daß ich die seligsten, bei Ihnen verlebten Stunden nicht an die seligsten meiner Jugendzeit anreihte!

Sind Sie auch mit Professor A. bekannt? fragte sie in meine Begeisterung hinein.

Wie? und Sie wissen es auch nicht, fuhr ich fort, daß ich ihm allein meine Bildung schuldig bin, daß er es ist, der mich aus Gemeinheit, Verirrung und Thorheit emporhob, und mich für das Gute und Schöne gewann? So hören Sie denn: als Sie in das Haus des A. eintraten, hatte ich es eben verlassen! Haben Sie denn niemals in dem Hause des A. etwas von Romeo * * * gehört?

„Von Romeo nichts, aber von * * * desto mehr! Und das sind — Sie? Hielt ich doch Romeo bisher für Ihren Familiennamen, oder ich hörte Sie nur nach Ihrem Amtstitel benennen!

Meine Freunde, erklärte ich, besonders Nolten, haben das so aufgebracht, daß die Leute beinahe nur meinen Vornamen kennen: die Schüler und die Meisten benennen mich nach meinem Titel. Nolten hat seinen Scherz daran, die Leute zu mystificiren.

„Wenn ich Ihren Familiennamen auch gewußt hätte, mir wäre doch nicht eingefallen, daß Sie der seien, von dem in der Familie des A. so viel gesprochen wurde. Der Name ist ja allgemein genug.

Nun freilich, fuhr sie fort, und der ganze Ausdruck ihres Gesichtes schien sich mir in eine himmlische Freude zu verwandeln, kennen wir uns näher, und Sie selbst sind mir jetzt so klar, wie ein gelöstes Räthsel. Ich ge-

ſtehe es Ihnen gerne, daß, ſeit ich von jener Familie getrennt bin, ich Niemand fand, der mich ſo verſtand und auf das, was mir theuer iſt, ſo einging, als Sie.

Ich hatte ihre Hand gefaßt, und als ſie zu reden inne hielt, rief ich: O Cäcilie! fahren Sie fort! Verhehlen Sie mir die tiefſten Gedanken Ihrer Seele nicht, die ich ſo ganz zu erfaſſen ſtrebe!

Bei aller Verſchiedenheit, ſagte ſie, fand ich eine Uebereinſtimmung der Denkweiſe, welche mich um ſo mehr anzog, da ich ſie ſeit jener Trennung in meiner Umgebung beinahe ganz vermißte. Es freute mich, einen Mann gefunden zu haben, welcher ſo ganz in meine Lebensanſicht einſtimmte, ungeachtet er beinahe alles mit ſeinen eigenen Augen anſah. Denke ich nun freilich darüber nach, ſo finde ich, daß ſich mir in dem Umgange mit Ihnen jene Freude erneute, welche ich in der Familie des A. zuerſt kennen lernte und ſo reichlich genoß — und die ich ſeither freilich beinahe ganz entbehrte. Ich ſah in dem Gedankentauſch mit Ihnen eine nie ganz unterdrückte höhere Sehnſucht geſtillt, und manche Erinnerungen aus meiner ſchönen Erziehungszeit belebten ſich in mir, Erinnerungen, die ich aber nicht weiter in Bezug auf Ihre Perſon verfolgte.

Wie ſoll ich Ihnen meinen Dank ausſprechen für dieſes Zutrauen, Cäcilie? Etwas Schöneres, Erhebenderes wird mir nie werden, als dieſe Ihre Offenherzigkeit. Als ich in jener Blüthenzeit lebte, nannte ich oft den A. meinen geiſtigen Vater, und ſeine Gattin meine zweite Mutter, und ich gehörte jenem herrlichen Kreiſe der beſten Menſchen als ein Kind an. Cäcilie! auch Sie ſind keine

Waiſe und ſind nicht geſchwiſterlos: Sie haben noch Vater und Mutter; und Sie haben zwei Schweſtern und — einen Bruder, Cäcilie!

Thränen ſtanden in ihrem Auge, und die Strahlen der Abendſonne perlten in ihnen. Sie ſchwieg, und ſchweigend reichte ſie mir ihre Hand hin. „Meine Schweſter, Cäcilie?“ — Ihre Schweſter, Romeo! beſtätigte ſie ruhig, innig. Mir floſſen die Thränen reichlich über die Wangen, auf ihre feſtgehaltene Hand hin, und ich ſchämte mich ihrer nicht. Sie löſ'ten allen Jammer in mir auf, und ſchienen mich von allem Irdiſchen zu entbinden.

Es ſind große Augenblicke, ſagte Cäcilie, in denen wir den Werth des Daſeins ſo deutlich empfinden! Wem das Leben nur als ein Traum erſcheint, der iſt wohl ſelbſt Schuld daran.

Ich erfahre jetzt, erwiederte ich nach einer Pauſe, die Verwandtſchaft zwiſchen Idee und Tod, von der Platon redet: beide erlöſen uns von den ſinnlichen Schranken. In beiden erfährt der Menſch das Beſte und Schönſte. Sokrates hat recht, ſolche ideale Erfahrungen ein Sterben zu nennen. Der Tod iſt nur eine Wiederholung einer ſolchen Stunde. — So wäre ja mein Traum in Erfüllung gegangen, fuhr ich auf einmal überraſcht auf. Hier iſt ja Cäcilie, in der ich die Weisheit finde, welcher ich damals nacheilte; Platon und Sokrates haben ſich bei uns eingeſtellt, und gewiß umſchwebt uns auch unſichtbar der Geiſt meiner Freunde. Sie geſellen ſich zu uns und verſchönern unſer Glück! „Hier, Romeo, ſind wir ewig verbunden!“ ſagteſt du mir damals im Traume, und jetzt ſind dieſe Worte wahr geworden.

Als Cäcilie sich über diese Aufwallung eine Erklärung erbat, erzählte ich ihr jenen Traum in der Nacht vor dem Amtsjubiläum unseres Directors: ich hatte dieses liebliche Traumbild, wie eine Verheißung, bisher in liebender Seele treu bewahrt, denn, fügte ich meiner Erzählung aus Homer bei, „auch Träume ja kommen von Zeus her.“ Sie war erfreut und lächelte, und als ich: Geliebte Schwester! sagte, wiederholte sie herzlich: Mein lieber Bruder! O ich hätte immer von neuem denselben Ruf aussprechen mögen, um immer wieder das schönere Echo meines eigenen Gefühls zu vernehmen.

Aber wenn Sie kurz vor meiner Ankunft in der Familie des A. lebten, nahm Cäcilie das Wort, so müssen Sie auch meinen Vater gekannt haben, welcher, wenn A. auch mein geistiger Vater ist, doch nicht blos mein leiblicher war. Er hatte mit A. studirt, war aber später nach dem Tode seines ältern Bruders dem Wunsche seines Vaters gemäß wieder zum Kaufmannsgeschäfte übergetreten. Beide Universitätsfreunde blieben aber ihr ganzes Leben lang eng miteinander verbunden. Mein Vater besuchte seinen Freund bei seinen regelmäßigen Reisen durch jenen Theil Deutschlands häufig. Sie müssen ihn gewiß gesehen haben! Erinnern Sie sich denn nicht mehr eines Herrn B.....? Er war ein untersetzter Mann, von mittlerer Figur, er pflegte immer einen Stock zu tragen, und hatte seinen Hut sonderbarer Weise immer etwas nach einer Seite seines Kopfes zu sitzen.

Gewiß erinnere ich mich jetzt, rief ich freudig. Ich habe sein Bild jetzt wieder ganz deutlich vor mir. Er

hatte für unsere philosophischen Unterhaltungen ein großes Interesse, und nahm an allem Geistigen einen regen Antheil. Ungeachtet er von einem ungeduldigen, unruhigen Temperament zu sein schien und alles kurz abgemacht wissen wollte und schnell geradedurch sprach, hörte er doch unsern Disputationen mit großer Beharrlichkeit zu, worüber wir junge Leute uns oft wunderten. Er hatte es überhaupt gerne mit Studenten und der Jugend zu thun, und sagte uns oft wie im Scherz die derbsten, bittersten Wahrheiten, was wir uns auch aus seinem Munde gefallen ließen, denn er war einer von den Menschen, welchen man nichts übel nehmen kann. Wir nannten ihn nur unsern praktischen Philosophen.

Dies war die etwas rauhe Hülse des edelsten Menschen und Vaters, sagte Cäcilie.

Ich hätte eigentlich das alles wissen können, wenn ich damals alles Wirkliche, Menschen, Dinge, Namen, nicht wie im Traume aufgefaßt hätte, so daß ich es auch nur in schwebender Einnerung festhalte. Ich entsann mich wohl, Ihren Namen B..... schon gehört zu haben, wußte ihn aber nirgends unterzubringen. Auch kommt mir jetzt wieder in das Gedächtniß, daß Julie M., die jetzige Frau Ernst, mir einmal sagte, Sie seien bei einem Professor mit dessen eigenen Töchtern erzogen worden, und von diesem hätten Sie auch die Fertigkeit eines zusammenhangenden Vortrags gelernt. Aber ich entfernte alles von mir, was von diesem Mädchen ausgegangen war, nachdem ich mich einmal von ihr losgemacht hatte. — Ich mich von ihr losgemacht? Nein, Sie, Cäcilie, haben mich von ihr befreit. Hätte nicht Ihr Schutzgeist

in mir gelebt, wahrlich! ich wäre in jener Leidenschaft untergegangen. Und auch sonsthin hat mich überall Ihr hohes Bild begleitet, und mich allenthalben über das Niedrige erhoben. Ich hätte mich längst in den gemeinen Haufen der Menschen verloren, wenn ich nicht an jenem Geburtstagabende in Ihnen die ewige Wahrheit des geistig Schönen wieder neu, geheimnißvoll, mächtig erfahren hätte. So waren Sie bisher mein, und so sollen Sie auch in Zukunft mein sein, da Sie jetzt dem Bruder die Schwester, dem Freunde die Freundin geworden sind.

So wie Sie sich vorhin andeuteten, sagte Cäcilie, sind Sie mir auch immer bei A. geschildert worden. Sie seien allem Aeußern abgewandt, sagte man in der Familie von Ihnen, — ein liebeswürdiger Schwärmer. Wie ich Sie jetzt kenne, finde ich, daß dieses Urtheil nicht ganz wahr ist.

O Cäcilie! ich habe seither mein Leben durch unzählige Leiden, Zweifel und Bemühungen geschleppt, und diese haben meinen Geist vielleicht in etwa gesunder gemacht. Das Unglück, das wirkliche wie das erträumte, wirkt ja, wie die Arznei auf den Kranken, und das Uebermaß des Edeln läßt das harte Leben so wenig bestehen, daß es nicht einmal das rechte Maß duldet, sondern auch dieses bis zum unendlich Kleinen herabdrückt.

Es konnte mir nicht entgehen, erwiederte sie, daß Sie mit der Welt noch nicht verständigt sind, und daß von daher eine trübe Wolke Ihren Geist überschattet.

Ich werde mich nicht mit ihr verständigen, antwortete ich, denn wird sie anders werden? Ich habe keine Hoffnung. Der Deutsche hat kein Vaterland! In die-

ſem Worte liegt mein ganzes Unglück. O wie gerne wollte ich aus jeder andern Quelle mein Elend ſchöpfen, wenn nur nicht aus dieſer! Kein Vaterland! Kein Vaterland! — O verzeihen Sie dem heftigen Ausbruch meines größten Schmerzes, in den ſich alle andere verlieren, der mich in alle andere verfolgt. Wenn ich bei meiner Denkungsweiſe, ohne meine Ehre preis zu geben, nicht glücklich ſein kann, ſo ſoll Ihre Liebe mich lehren, mein Unglück mit Würde und Faſſung zu tragen, und im Berge verſetzenden Glauben zu wirken. Iſt auch unſere Zeit zu erbärmlich, einen Begeiſterer zu ertragen, und bin ich zu kraftlos, ein ſolcher zu ſein; ſo iſt es ſchon ſchön, einer der Vorläufer des künftigen Propheten zu werden.

„In welches weite Feld reißen Sie mich aus dem engen Kreis meiner ruhigen Betrachtung und Wirkſamkeit heraus! Ich folge mit Bewunderung und Rührung dem kühnen Fluge Ihres begeiſterten Herzens. Der von A. ausgeworfene Keim hat ſich in Ihnen zu einem eigenthümlichen Gewächſe ausgebildet. Aber warum traten Sie mit Ihrem großen Lehrer und ſeiner Familie aus aller Verbindung? Während der Zeit, als ich dort war, erwartete man immer Briefe von Ihnen. Warum ließen Sie nichts von ſich hören? warum — gaben Sie Ihren Eltern gar keine Nachricht über Ihr Wohl und Weh?“

Ich wollte nicht in der Erniedrigung vor ihnen erſcheinen, in die ich gleich nach der Trennung von ihnen herabſank, und ſeither größtentheils lebte. Was habe ich gethan und geleiſtet, daß ich ohne Selbſtbeſchämung unter ihre Augen treten könnte? Welche Freude können ſie an

einem so entarteten Kinde haben? Mit mir selbst zufrieden, wenn auch unglücklich, wollte ich wenigstens sein, wenn ich wieder vor sie trat!

„So will ich selbst denn über den längst Vermißten nach langer Zeit wieder die erste freudige Kunde geben. Ich stehe mit der Familie fortwährend in lebhaftem Briefwechsel, welcher mir zum Theil die geistige Anregung ersetzte, die ich in meiner Umgebung umsonst bisher vergebens suchte. Ich thue meiner trefflichen Tante nicht Unrecht, wenn ich finde, daß ihr Blick und Gefühl in geistigen Dingen ungewiß und unbestimmt ist. Auch Sie, Romeo, werden es gefunden haben, daß in unsere Art die Dinge anzuschauen und zu schätzen, nur wenige Menschen einstimmen."

Ich fühlte mich, bejahte ich, bisher mit meiner Lebensansicht unter den Menschen wie ein Einsiedler — bis ich Sie fand. In Ihnen ist meine Welt eigenthümlich ausgeprägt in vollendeter Wirklichkeit, während sie bei mir nur in Ideale verfließt.

Cäcilie mäßigte diese und andere Aussprüche über sie und mich. Dann fuhr sie fort: Wir würden uns noch manches zu sagen, zu erzählen haben, wenn uns die Zeit nicht eine Gränze steckte. Aber noch eins muß ich Sie fragen. Ich habe eine Sorge im Herzen, deren Sie mich entledigen mögen, und ich möchte auch einen Zweifel an Ihnen nicht mit mir herumtragen.

Ich bitte Sie, reden Sie! sprach ich zu ihr. Ich will alles, alles sagen. Aber brauche ich Ihnen dieses zu versichern?

Unſer beider Weiſe, ſprach ſie, entfernt ſich vom Gewöhnlichen. Wir dürfen ja nichts zurückhalten: es wäre wirklich wie ein Eingriff in die Rechte, die einer von uns an den andern hat —

Ich unterbrach ſie: Die Engel hören freudig Ihre Worte und tragen Ihre Geſinnung in den Himmel, um den Himmel durch die Erde zu bereichern.

So frage ich Sie dann, die Schweſter den Bruder, die Freundin den Freund: Lieben Sie Friederike?

Ich ſagte feſt: Nein! ich liebe ſie nicht.

Cäcilie ſchrak zuſammen, und ſich ſelbſt einen Augenblick vergeſſend rief ſie, mit einem ſolchen Ausdruck des Gefühls, wie er noch nie mein Ohr getroffen hatte: Ach! die Arme! — Um des Himmels willen, fragte ich in der größten Angſt, was habe ich verbrochen? — Sie ſchwieg eine Zeitlang auf all mein Zureden. Ihr linker Arm ſtützte das über den Tiſch gebogene Haupt, von dem herab die reichen braunen Locken ſchmerzvoll zu fließen ſchienen; die rechte Hand, die ich faßte, ſchien mir kalt, wie die Marmorplatte des Tiſches, auf dem ſie lag. Die ganze nachläßig hingegebene, aufgelöſ'te Haltung des Körpers ſchien Ein Ausdruck des ſiegenden Schmerzes. Ich wagte nicht weiter in ſie zu dringen, ſondern erwartete ſtill ihre zurückkehrende Stimme. Auch ſie wird, ſagte Cäcilie endlich ſich emporrichtend, das Schickſal ertragen, welches die Vorſehung über ſie verhängt! und dann wiederholte ſie in wiederkehrendem Schmerze: Ach! die Arme! Dann fuhr ſie in gefaßterem Tone fort: O ich wußte es ja, ich ſah es. Sie liebten ſie nicht. Aber dennoch täuſchte ich mich immer von neuem, und beſtärkte

mich mit unglückſeligem Fleiße in dem Wahne. Ach! ſie iſt ja ſo gut, ſo rein, ſo fromm — wie iſt es einem Manne möglich, dieſes Mädchen ſo genau zu kennen, wie Sie, und ſie nicht zu lieben? Aber, bei unſerer Freundſchaft, rechtfertigen Sie ſich, wie konnten Sie Friederike glauben machen, daß Sie ſie liebten? — Sie beſuchten doch ſeit Oſtern, fuhr ſie fort, häufiger, als es ohne eine beſtimmte Veranlaſſung ſein konnte, Friederikens Haus, während Sie ſich von allen andern Familien zurückzogen. Und haben Sie nicht durch Ihren Freund Nolten uns zu wiſſen gethan, daß Sie hierher kommen würden, ſo daß wir Ihre Ankunft ſchon lange vorher wußten? Wie rechtfertigen Sie ſich hierüber?

Von dem letzten Schritte meines Nolten konnte ich verſichern, kein Wort zu wiſſen. Wenn ich aber das Haus des S. beſuchte, ſo geſchah es, weil ich ſonſt wenig Umgang, auch wohl deßwegen, weil ich Cäcilie in dieſem Hauſe geſehen hatte, und die Familie ihr verwandt, Friederike ſogar ihre Freundin war.

„Aber Sie ſprachen ja mit Friederike niemals von mir. Mein Name kam nicht über Ihre Lippen.“

O Cäcilie, aus einer ähnlichen Scheu nicht, weßwegen auch manche Völker den Namen ihrer Gottheit nicht auszuſprechen wagen. Aber Sie erfüllten mir immer die Seele, wenn ich in jener lieben Familie war, und wenn die Liebe bei Friederike aus mir redete, ſo galt ſie Ihnen, der abweſenden Freundin, aber nicht der anweſenden. Ich bin vielleicht in meiner Zerſtreuung und Träumerei unvorſichtig geweſen, aber ſonſt fühle ich mich rein von Schuld.

„Also wäre es doch wahr, was mir in der letztern Zeit Friederike immer vorsagte? Nein, es kann nicht wahr sein! oder all' mein Gefühl und Urtheil betröge mich, und Sie wären der räthselhafteste Mensch!"

Was meinen Sie, Cäcilie?

„Friederike sagte mir: in unserer Stadt und während der ersten Tage seines Hierseins liebte mich Romeo; das weiß ich. Aber später, als er dich genauer kennen lernte, hat deine Erscheinung meine Gestalt verdunkelt, und er hat seine Liebe auf dich übertragen. Dem letzteren mußte ich auf das bestimmteste widersprechen. Nicht wahr, ich habe recht, Romeo?"

Sie haben dieses Mal nicht recht, Cäcilie, rief ich. Sie sollen mir nicht allein Schwester und Freundin, sondern auch die Geliebte sein! Wenn je ein Mensch von einem andern, wahrlich! so werden Sie von mir geliebt!

Ich sprach nun von meinem Ideal einer reinen Liebe ohne allen Wunsch des Besitzes, und erzählte, wie dieses Ideal entstanden sei, und wie ich nur in dieser Liebe Erhebung und Stärkung finde und für die Zukunft hoffe. Sie hörte mir mit Aufmerksamkeit zu, so daß ich mein Inneres frei vor ihr entwickeln konnte. Sie sagte dann, daß ihr mein bisheriges Benehmen gegen sie jetzt erst verständlich sei. Dann kam sie wieder auf ihre Freundin zurück. So, betheuerte ich, darf ich allein lieben; und so, meine Cäcilie, nicht wahr, so kann ich nur Sie lieben? Sie schwieg. — „Ihre Gesinnung ist so ungewöhnlich, daß ich Mühe habe, mich in sie hineinzufinden. Dieses wäre mir vielleicht unmöglich, wenn mich Ihre Begeisterung nicht zum Glauben zwänge."

Und ist nun jeder Zweifel in Ihnen vertilgt? fragte ich. O wenn noch ein Stäubchen von Verdacht übrig wäre, ich möchte ihm in alle Räume nachfliegen, bis ich ihn erhaschte!

„Jeder Zweifel ist gehoben, aber nicht die Sorge. Ich sehe, wie Ihr feuriges Gefühl und die erhabene Stimmung Ihres Geistes diesen Irrthum ohne Ihre Schuld veranlassen konnten. Selbst Friederike wird sich durch das Edle Ihres Strebens gehoben fühlen. Aber ich fürchte für sie."

Es steht also nichts mehr zwischen uns, Cäcilie? fragte ich, und als sie mir mit einem Nein! antwortete, sagte ich: So erlauben Sie mir die letzte Bitte! Schenken Sie mir die Liebe wieder, mit der ich Sie erfaßt habe! In der reinsten Geistesliebe sollen Cäcilie und Romeo verbunden bleiben! O Himmel! sie sind es! Sprechen Sie nur aus, daß sie es sind!

Cäcilie aber wandte sich ab: „Ich bin Ihre Freundin. Verlangen Sie nicht mehr!" und ich sagte: Wie können Sie die Freundschaft von der Liebe trennen, um die ich Sie bitte? Sie wollen nicht meine himmlische Geliebte sein? O wahrlich Sie sind es!

„Ein solches Bündniß entfernt sich allzusehr von der Sitte, und das Weib geht einen gehässigen Pfad, wenn es diese verläßt."

Es entfernt sich von der gewöhnlichen Sitte, sagte ich, aber es verletzt sie nicht. Und soll denn Alles gewöhnlich werden? Hat denn das Leben für das Außergewöhnliche keinen Raum mehr? Soll denn dem Herkommen alles Schöne zum Opfer gebracht werden, nur damit alles herkömmlich bleibe?

„Aber werden Sie diese Liebe auch in ihrer Reinheit und idealen Gestalt zu erhalten wissen?“

So lange unser öffentliches Leben darniederliegt, betheuerte ich, wird nie ein Verlangen sich zu ihr gesellen: käme aber einst die bessere Zeit, in der ich glücklich sein und Sie glücklich machen könnte, dann würden Sie mir vielleicht Ihre Hand reichen, wenn sie noch frei wäre.

„Warum reißen Sie mich aus meinem gewohnten Kreise zu einem Ziele hin, welches meinem Gefühle so fremd ist? — Und Sie könnten mich auch noch lieben, wenn ich die Gattin eines Andern wäre?“

O wahrlich mit demselben Feuer! mit derselben Erhebung meiner besten Kräfte!

„Ich begreife Ihre Liebe, aber ich kann sie nicht erwiedern. Und Friederike?“

Kann ich Friederike so lieben, wie ich Sie liebe? Kann ich es? Sagen Sie! — O Ihr Schweigen redet und antwortet mir: ich kann es nicht. Ich habe ja Sie kennen lernen. Meine Wahl ist für ewig entschieden. Friederike müßte meine Hand zurückweisen, auch wenn ich sie ihr anböte.

„Und von mir, Romeo, meinen Sie, ich könnte Sie lieben und dennoch die Gattin eines Andern werden? Sind Sie hier nicht im Widerstreit mit sich selbst?“

Gewiß nicht! Sie können einen weit Trefflichern finden, als ich bin, und werden Ihrem Gatten nichts entziehen, wenn Sie mich schon diesseits so lieben, wie sich jenseits, wo es keine Ehen mehr gibt, die seligen Geister in Liebe umfassen.

Cäcilie sah schweigend vor sich hin: und ich rief im Vorgefühl meines Glückes: Sie erinnern sich der letzten Scene in Don Karlos, und der Worte, die der Jüngling zur Elisabeth spricht. Seine Liebe ist Tugend, sie läutert wie ein reines Feuer sein ganzes Wesen, sie erstickt jede sterbliche Begierde in seinem Busen, sie erhebt ihn über sich selbst, sie entflammt ihn zu dem herrlichsten Werke, „sein bedrängtes Volk zu retten von Tyrannenhand!" Das wirkt Elisabeth in ihm. Soll denn das Schöne ewig nur in der Dichtung leben? Wenn ich auf einem Throne geboren wäre, würde ich von ihm herabsteigen, und unter freien Mitbürgern nach dem Ruhme trachten, der beste der Bürger zu sein: ich würde in dem Bewußtsein einer unsterblichen That leben. Da der Zufall mich in den Schatten der Niedrigkeit stellte, sollte ich darum ausgeschlossen sein von einem gleichen Antheil an hoher Tugend? O, meine Cäcilie, seien sie meine Elisabeth!

— Wohlan denn! rief sie rascher, sich erhebend. Ich will Ihr Schicksal mit Ihnen theilen! Wir haben uns verstanden und gefunden! Sie reichte mir die Hand hin: „Die Welt mag mir verzeihen, wenn ich dieses Mal einem edeln Trieb mehr gehorche, als ihr." —

Wir kehrten durch den andern Theil der Anlagen, den ich noch nicht gesehen hatte, zum Kahn zurück. Die Sonne war schon untergegangen. Gegenseitige Veredlung, sagte sie, nicht wahr, das ist das Losungswort unseres Bundes? — Und die herzlichste innigste Theilnahme, ich für Dich, Du für mich, Cäcilie! fügte ich hinzu. — O auch für mich fängt ein neues Dasein an! sagte sie. Ich

Träumerin schelten — aber wahrlich nur der ist ein Träumer, der in irdischer Befangenheit lebt! Denn es liegt seinem Trachten nichts Wesentliches zu Grunde."

Wir standen nahe am Wohnhaus, und sie meinte, die drei Frauen würden wahrscheinlich schon zurückgekommen sein, weil die Fenster des Wohnzimmers im obern Stockwerk gegen die Abendluft, welche Friederike nicht ertragen könne, schon geschlossen seien. „Sehen Sie, Romeo, dort steht sie hinter dem Fenster! Ach, die Arme! Haben Sie mir nichts an sie aufzutragen?" — Alles, alles, was Ihnen Ihr Herz zu thun gebietet, versicherte ich, ist in meinem Namen gethan. Friederike soll mir sein, was sie Ihnen ist.

Leben Sie wohl! sagte sie, indem sie mir die Hand reichte. Ich hielt sie sprachlos fest. Ein wehmüthiger Abschied, sprach sie weiter, ziemt für die freudig entsagende Liebe nicht, für Freunde nicht, die wie wir, geistig verbunden bleiben.

Als wir in das Gebäude eingingen, rief ich ihr nach: Geben Sie mir kein Andenken mit, Cäcilie? Sie aber wandte sich um, und flüsterte mir schnell zu: Reise froh und glücklich, mein Romeo, ich schicke Dir ja bald mein Bildniß, — meine Briefe.

Wir fanden die Frauen im Saale in einiger Bekümmerniß um Cäciliens Ausbleiben. Ich empfahl mich, so bald es die Schicklichkeit erlaubte. Den andern Tag in aller Frühe nahm ich Abschied von meinem gastfreien Wirth und seiner Familie. Agnes bekam ich nicht mehr zu sehen: sie hatte sich auch schon den ganzen Tag vorher, weil sie unwohl sei, auf ihrem Zimmer gehalten.

Sechstes Buch.

Den 27. October.

Ich gehe heiter zwiſchen den Menſchen hindurch. Wie ich den Mund öffne, fließt mir ein Reichthum von Gedanken zu, und die Rede fügt ſich mir von ſelbſt zu einem rhythmiſchen Gebilde, und ſie hören mich verwundert an. — Wißt ihr denn nicht, daß ich liebe und wiedergeliebt werde? Aber ſie kennen die Liebe nicht! — Es iſt ſchwer, zu lieben! Wenn ich ein Poet wäre, wollte ich einen Mythus dichten, wie die Liebe zuerſt in ihrer eigenſten Geſtalt, in ihrer himmliſchen Reinheit, von den Sterblichen verehrt wurde, und wie ſie dann ſpäter, als die Menſchen ſich verſchlechterten, ganz vernachläſſigt und verachtet ward. Da ſah ſie ſich genöthigt, um ſich Eingang in die Herzen zu verſchaffen, ihre hehre Schönheit mit Genuß, Vergnügen und Sinnenreiz zu umgeben, und jetzt halten die Meiſten dieſe irdiſche Hülle für die Liebe ſelbſt, und nur die Weiſen, denen die Tugend das innere Auge des Gefühls geöffnet hat, vermögen ihr ätheriſches Strahlenbild zu ſchauen.

Die ganze Reise durch das Gebirg' hieher dachte ich darüber nach, wie der Mensch zur Liebe zu erziehen sei, und ich erinnerte mich der Unterweisung, welche die Diotima dem Sokrates gibt im Gastmahle des Platon. Wem freilich, wie uns Barbaren, die Schönheit nur eine verfeinerte Sinnlichkeit ist, dem bleibt der reine Zauber der Liebe ewig verborgen. Auch wird, wer im sinnlichen Wohlleben oder in beschränkter Alltagsklugheit befangen ist, durch der Liebe heiliges Gefühl nie beglückt werden.

Den 28. October.

Von meiner Thätigkeit abziehen sollte mich dieses neue Gefühl? In sehnsüchtiger Träumerei mögen die hinleben, denen ungestillte Begierden, Liebe heißen! Mein Lebensgeschäft, mich und Andere zu bilden, ist ja auch Cäcilien werth geworden. Und was ist die Erziehungskunst anders, als eine Thätigkeit der Liebe? Nur so weit ist meine Liebe ächt, als sie mich für alles Gute aufgelegt und rüstig macht. O glücklich bin ich, daß mir eine solche Lebensbestimmung zu Theil geworden, in der ich den besten Drang meines Herzens zu bethätigen vermag, in der mir begeisternde Führerin zu sein, Cäcilie nicht verschmähen kann.

Ich hatte heute über die Erziehungswissenschaft meinen Disput mit Horster. Ich habe ihn aber mit mir einerlei Ansicht gemacht. Seit ich Cäcilie auf meiner Seite habe, meine ich, jedermann müßte mir recht geben, und

niemand könnte mir widerstehen! Wir kamen darin überein, daß die Erziehungswissenschaft bei uns noch in einer kläglichen Gestalt darniederliege. Woher aber diese Thatsache? Wohl könnte man behaupten, daß diese Wissenschaft bisher zufälliger Weise noch von keinem ausgezeichneten Geiste unter uns bearbeitet worden sei. Es sind meistens seichte oder unklare Köpfe, die sich bisher mit ihr befaßten, oder sie pfuschten aus andern Wissenschaften und Künsten, die ihr Hauptgeschäft ausmachten, so gelegentlich in sie hinein: einer war ein Philosoph, der andere ein Dichter, einige waren Theologen, Juristen oder Aerzte. Aber wo ist denn der praktische Erzieher, welcher es unternommen hätte, eine ausführliche, umfassende Pädagogik zu schreiben? Wenn es hier und da einer unternahm, fehlte ihm die wissenschaftliche Bildung und die philosophische Weihe. Wohl kann ein geistreicher Mann, der außerhalb dem Erziehungsgeschäft lebt oder dieses als Nebenarbeit treibt oder einmal trieb, über Unterricht und Erziehung manches Gute und Anregende sagen, aber eine Erziehungswissenschaft werden wir von ihm, wenn er nicht ein Aristoteles ist, schwerlich erwarten können. Unsere meisten Erzieher schreiben über die Erziehungskunst, wenn sie dieselbe nicht sonderlich auszuüben verstehen; und wenn sie wirklich erziehend unterrichten können, schreiben sie nicht. Sie thun das Rechte aus Angewöhnung und einem „göttlichen Instinkt," und wissen die Gründe ihres Verfahrens nicht viel besser anzugeben, als jene Künstler und Handwerker, bei denen Sokrates fragend umherging, die Gesetze und Regeln ihrer Kunst. Und wenn es wahr ist, daß jede stätige Thätigkeit, welche sich immer mit

Einzelnem und meiſtens mit demſelben abgibt, die Theorie, welche im Allgemeinen lebt, beſchränkt und beeinträchtigt, ſo zieht die einförmige Lehrerwirkſamkeit den Blick auf einen gar engen Kreis zuſammen. In glücklicher Zufriedenheit ſchenkt der gute, mit Erfolg wirkende Lehrer ſeiner Amtsſphäre nicht nur ſeine ganze praktiſche Thätigkeit, ſondern auch ſein ganzes Herz und ſeinen Kopf, und beurtheilt das Ganze leicht einſeitig, wenn er ſeinen Theil auch nicht für das Ganze hält. Viele Lehrer aber, welche praktiſche Tüchtigkeit mit theoretiſchem Talente vereinigen, haben dieſes im Großen auszuüben die Zeit nicht oder zu viel Gewiſſenhaftigkeit, da ſie ihrem Berufe ganz genügen wollen. Daher ſchreiben ſie entweder gar nicht, oder nur über in ihre beſondere Wirkſamkeit einſchlagende Gegenſtände, oder ſie ſchicken ihre allgemeinen Anſichten in fragmentariſchen Aufſätzen ins Publikum. So gewinnt die Praxis, aber die wiſſenſchaftliche Ausbildung der Pädagogik im Ganzen ſchreitet nicht vorwärts. Es iſt mit Recht geſagt worden, daß ſich in unſerm wirklichen Schulunterrichte mehr geſunder Geiſt findet, als in unſern pädagogiſchen Schriften, und daß die Maximen, wornach wir oft unbewußt verfahren, gewöhnlich beſſer ſind, als die Regeln, welche uns die Lehrbücher vorſchreiben.

Freilich iſt das Leben und die Ausübung unendlich reicher, als die Wiſſenſchaft, und keine Kunſt — alſo auch die edelſte der Menſchenbildung nicht — kann vollkommen in Abſtraktionen gefaßt werden. Was helfen auch alle Regeln ohne die liebende Kraft, welche auch im Zöglinge das Schöne hervorbringt, indem ſie es in der Seele des bildenden Künſtlers erzeugt? welche durch ihre

Begeisterung unmittelbar und geheimnißvoll wirkt, selbst ohne es zu beabsichtigen? So wirkt ja alles Edle auf uns, daß es uns ergreift und zu seinem Eigenthum macht. So sind wir immer Zöglinge der Natur und anderer; die Ergriffenen wissen nicht, wie ihnen geschieht, und der Erzieher weiß nicht, wie er sein Werk hervorbrachte.

Und dennoch wäre eine strengwissenschaftliche, geistvolle und mit Liebe verfaßte Erziehungswissenschaft, welche dem gebildetsten Lehrer genügte und dem minder hochstehenden noch ganz verständlich sein könnte, ein unschätzbares Gut. Während beinahe alle übrigen, auch die abstrusen und unbedeutenden Wissenschaften, trefflich bearbeitet sind, erscheint die hochwichtige, allgemein interessante Kunstlehre der Erziehung bei uns in so schmählicher oder nur fragmentarischer Gestalt! Breite, geist- und geschmacklose Räsonnements, ungehaltene Phantasiestücke, oder sogar die hohle Aftermetaphysik aus dem Absoluten bietet man uns als Pädagogik an. Die wissenschaftliche Erziehungslehre, welche ich fordere, müßte ein Vereinigungspunkt aller Erzieher jeder Art Deutschlands werden, wie die Bibel die Theologen vereinigt, indem sie die Ziele, die Methode und die Mittel der Erziehung überhaupt mit ächt wissenschaftlichem Geiste entwickelte, und besonders dadurch, daß sie ihr Feuer und ihr Leben in jedes erschlaffende oder ermüdende Lehrerherz trüge. Denn wahrlich der Erzieher bedarf der Erhebung seines Blickes, daß er nicht pedantisch und hochmüthig sein Tagewerk für die Welt nehme, und der Erwärmung des Gemüthes, daß nicht die vielfachen Hindernisse die Flamme löschen. Wo ist die Erziehungslehre, deren Lectüre uns immer erfreute, indem

sie uns belehrte, und die unsern gebildeten Geschmack befriedigte? — Ich kenne sie nicht.

Daß wir aber ein solches Meisterwerk, welches der Stolz unserer Nation sein würde, noch nicht besitzen, hat außer den obenangeführten äußern Gründen, seinen Hauptgrund in der Schwierigkeit der Sache und in dem jetzigen Zustande der Wissenschaften. Ein solches Werk setzt eigentlich die Ausbildung aller Wissenschaften voraus, sonst können aus diesen die gar nicht gehörig ausgesondert werden, welche zur Erkenntnißbildung zulässig oder nothwendig sind, denn die, welcher man sich bedient, erreichen ihren Zweck nicht. Die Bedeutung der Philosophie für die Geistesbildung mißkennt man ganz, weil über das Wesen und den Werth dieser Wissenschaften noch keine Uebereinstimmung unter uns herrscht; und der Sprachunterricht ist gewöhnlich so unergiebig, weil die Sprachlehre sich noch einer so geringen Ausbildung erfreut. Bei weitem nachtheiliger aber ist der Streit über Religions-, Sitten- und Staatslehre, welche der Pädagogik doch eigentlich die höchsten Ziele der Gemüths- und Willensbildung nennen müssen. Denn sie selbst kann diese Ziele nicht aus sich selbst entwickeln, sondern entlehnt sie und wendet sie nur an. Diese Anwendung selbst aber ist unmöglich, wenn der Mensch, besonders von Seiten der Entwicklungsgesetze seines geistigen Lebens, nicht gründlich erforscht ist. So ist die Erziehungslehre auch durch die Psychologie bedingt. Kurz, sie ist in allem die abhängigste, zusammengesetzteste und daher schwerste Wissenschaft, indem sie in Bezug auf ihre Endzwecke, Unterrichtsgegenstände und Methode an fremde Wissenschaften

und deren Ausbildung gebunden ist. Indem sie deren Resultate entlehnt, kommen ihr als Eigenthum eigentlich nur gewisse Gesetze der Anwendung und Ausübung zu. Und dennoch haben deutsche Träumer die Pädagogik rein aus sich selbst, zum Theil gar a priori, entwickeln wollen. Der Pädagogik vindiciren sie z. B. das Recht festzustellen, welches die Bestimmung des menschlichen Lebens sei, denn daß es auch Lehnsätze gebe, davon scheinen sie nichts zu wissen. Ohne Grenzbestimmung fließen diesen Leuten die Wissenschaften in einander über.

Sehen wir aber auch von dieser bis jetzt mangelhaften Ausbildung mancher Wissenschaften ganz ab, so ist es dennoch ein Riesenwerk, uns die geforderte allgemeine Pädagogik zu liefern, was nur einem Genie, welches dasselbe zur alleinigen Aufgabe seines Lebens macht, gelingen kann. Er muß ein praktischer Erzieher sein, muß sich aller Menschen veredelnden Wissenschaften bemächtigt haben, und die Klarheit des Philosophen mit der Darstellungskraft des Dichters und Beider Tiefe mit sittlicher Güte vereinigen, welche überhaupt das erste Erforderniß jedes guten Schriftstellers ist.

Ungeachtet jener Schwierigkeiten und dieser Anforderungen scheint die geforderte Wissenschaft nicht unmöglich, ja ein Bedürfniß der Zeit zu sein. Die Lösung der Aufgabe ist aber gewiß nur den Deutschen vorbehalten, unter denen ja das Erziehungswesen am meisten blüht und bei denen sich die erforderlichen Eigenschaften vorzugsweise finden. In einem solchen Erziehungswerke würde zum Theil das zusammengefaßt und idealisirt sein, was unter uns geübt wird, andererseits wären in ihm die Ziele

aufgestellt, denen sich unsere deutsche Nationalerziehung entgegen zu bilden hat.

Denselben Tag.

Also Dir, mein trefflicher Freund Nolten, hab' ich mein Glück, Dir Cäcilie zu danken? Du wußtest, daß ich in D. die Geliebte finden würde, und veranstaltetest deßwegen die Reise, machtest sie sogar mit, um mich zu ihr zu nöthigen. Wie unrecht that ich Dir, Dich für kalt und unempfindlich zu halten! Wie beschämt stehe ich vor Dir! — Ich erkenne nun auch Deine Schonung, Deine liberale Denkungsweise in ihrem ganzen Umfange. Du kanntest meine Liebe, sprachst aber mit mir nicht über sie, um mir nicht vielleicht eitele Hoffnung zu machen. Deinem Sinn ist wohl die Idee einer entsagenden Liebe nicht ganz angemessen: aber Du hörest mich an, und lässest mich gewähren. Das ist wahrlich der ächte Freund, welcher dem Freund überall dient und nirgends seine Freiheit beschränkt.

Den 29. October.

Heute war ich im Hause des S., denn ich hatte gehört, daß Mutter und Tochter vor einigen Tagen wieder angekommen waren. Noch bin ich bewegt, indem ich dieses schreibe! Beide saßen allein am Tisch und tranken Thee. Als mich Friederike sah, überflog sie eine Röthe, die schnell in eine größere Blässe überging, und ich glaube, sie zitterte. Ich nahm eine Tasse Thee an.

Das Gespräch bezog sich auf ihre und meine Zurückreise, und ganz im Allgemeinen auf unsern Aufenthalt in D. und auf den angenehmen Landsitz der Tante Cäciliens, welcher ehemals das Eigenthum einer, jetzt verarmten, adelichen Familie gewesen sei, die man mir namhaft machte. Friederike entfernte sich, kam aber nach nicht langer Zeit wieder zurück, und setzte sich ruhiger auf ihre Stelle zur Seite ihrer Mutter nieder. Diese — o Himmel! wie abgemessen, stolz, vornehm war sie gegen mich in ihren Worten und ihrer ganzen Haltung. Sie schien sich ordentlich an meiner Verlegenheit zu weiden, und meine Freundlichkeit, mein ungeheucheltes Wohlwollen wie eine unnütze Ware anzusehen. Endlich ließ sie mich, gepreßten Herzens, mit ihrer Tochter allein. Das vorige unbedeutende Gespräch wurde fortgesetzt, und dann schwieg sie und auch ich wagte nicht länger, mit diesem erheuchelten Ausdrucke meiner jetzigen Gesinnung fortzuspielen. Der Name Cäciliens war noch nicht über unsere Lippen gekommen.

„Wie mir dünkt, Friederike, sagte ich, haben wir noch von Anderm mit einander zu reden, und wir dürfen uns jetzt nicht ferner stehen, als früher. Sie antwortete: Ich habe Ihnen einen Gruß von Cäcilie zu bringen. Sie haben mehr erwartet, aber Sie müssen sich dieß Mal daran genügen lassen.

Sie wissen von dem Freundschaftsbunde, den ich mit Cäcilie geschlossen habe, und zu diesem gehören ja auch Sie, Friederike.

„Ich freue mich für Sie und mit Ihnen, daß Sie ein so vortreffliches Mädchen gefunden haben. Sie werden mit ihr glücklich sein!“

O so ist es nicht gemeint, rief ich. Wenn ich jetzt Zeit hätte, meine ganze Lebensansicht zu entwickeln, so würde ich Sie überzeugen, daß ich bei Cäcilie nur die reinste Freundschaft suche. Seien Sie in unserm Bunde die Dritte! Sie sind ja ihre Freundin, seien Sie auch die meinige!

„Warum wollen Sie sich selbst täuschen? Sie beide sind vom Himmel für einander bestimmt. Sie sind für einander geboren und erzogen. Ich kenne Sie ja beide. O ich hätte das schon lange wissen müssen: dann hätte ich mich schon früher gefreut. Aber bei Cäciliens Tante habe ich mich davon schon nach einigen Tagen vollkommen überzeugt."

Ich sprach von meinem unerschütterlichen Entschluß, mich nie zu verheirathen. Sie hörte mich sanft an, schüttelte ihren Kopf und ging auf meine Worte nicht ein. Seien Sie glücklich! sagte sie. Ja, Sie werden unbeschreiblich glücklich sein! Ich kenne Cäcilie! Sie hätten keine bessere Wahl treffen können.

Ich bat, beschwor sie abermals, mit in unsern Bund zu treten. In Ihren Bund zu treten, ist unmöglich, antwortete sie gelassen: aber ich werde im Wiederschein Ihres und Cäciliens Glückes auch glücklich sein. Die Freude wird mir zu Theil werden: mich des Wohlergehens Anderer zu erfreuen. Ja, gewähren Sie mir das Geschenk Ihrer Freundschaft: ich habe auch Cäcilie gebeten, mir die ihrige zu erhalten. O gewiß ihr Herz wird für mich zu schlagen nicht aufhören — es wird für mich noch fortschlagen, auch wenn das meinige ausgeschlagen hat.

Sie sprach diese letzten Worte mit einem solchen weichen Gefühl, daß ich tief gerührt war. Lassen Sie mich nicht mit einem so traurigen Herzen von sich gehen, bat ich sie, indem ich sie bei der Hand ergriff, die sie zurückzog. Sie wiederholte mir, daß sie sich unseres Glückes herzlich freue, daß sie, so lange ihr die Vorsehung noch das Leben friste, in der Theilnahme unseres Glückes leben werde. Als ich sie fragte, ob ich sie vielleicht durch irgend etwas unbewußt beleidigt hätte, und die Bitte anschloß, daß sie mir dann verzeihen möchte, denn ich würde mich unglücklich fühlen, wenn sie das Geringste gegen mich auf dem Herzen hätte — antwortete sie rasch, daß sie nichts zu verzeihen habe! daß sie mir nicht bös sein könne, da ich zu Cäcilie in ein so nahes Verhältniß getreten sei!

Ich war nicht im Stande, mich gegen sie zu verständigen oder sie aufzuheitern. Ungeachtet sie mich versicherte, daß sie mir wohlwolle, wie früher, fühlte ich mich hierdurch doch nicht zufrieden. Ich suchte ihr durch die herzlichste Theilnahme und die größte Offenheit zu genügen; aber es gelang mir nicht, das los zu werden, was mir auf dem Herzen lag. Es war mir Bedürfniß, das gute Mädchen heiter und glücklich zu wissen, und sie sagte mir auch, daß sie es sei; aber ihre Worte konnten mich nicht überzeugen, so sehr ich auch bemüht war, mich überzeugen zu lassen.

Wie schwer ist die Kunst des Lebens! Bei jedem Verhältniß, das wir knüpfen, stören wir ein altes, und bei jedem Plan, den wir ergreifen, kränken wir das Interesse Anderer.

Den 1. November.

Frühere Gespräche über die Humanitätsstudien wurden bei einer Zusammenkunft von uns Freunden wieder aufgenommen. Nolten scheint es darauf angelegt zu haben, uns zu seiner Meinung hinüberzuziehen, — uns die ungetrübte Freude an unserer Wirksamkeit zu rauben.

Ihr habt, fing Nolten nach einigem vorläufigen Hin- und Herreden an, in einer frühern Unterhaltung die Neuern gegen die Alten ganz in den Hintergrund gestellt. Aber euere Vorliebe hat euch ungerecht gemacht. Eine Trefflichkeit wenigstens hat die moderne poetische Literatur vor der antiken voraus: eine tiefere Charakterschilderung. Eine solche Schilderei des innern Lebens, wie bei Shakspeare und Göthe, findet ihr bei keinem alten Dichter. Daher haben diese eine gewisse Nüchternheit, und können unser tiefer gehendes Gefühl nicht mehr vollkommen befriedigen. Wenn es aber die eigenthümliche Aufgabe der Dichtkunst ist, das geistige Menschenleben darzustellen, so ist diese moderne Tugend ein Vorzug, welcher allein beinahe alle Vorzüge der alten Dichter aufwiegt. Diese tiefe umfassende Seelenmalerei ist allein Zweck, alles andere Mittel, worauf es nicht so sehr ankommt.

Meine Ueberzeugung nöthigte mich, im Allgemeinen beizustimmen. Dagegen machte ich einen andern Vorzug der alten Dichtkunst geltend.

Welche niedrige Bedeutung, sagte ich, hat uns die Poesie und jede andere schöne Kunst, und welche hohe hatte sie den Griechen. Wir unterscheiden ja ausdrücklich zwischen profaner und heiliger Dichtkunst. Die der alten Hebräer nennen wir, nicht aus freiem Herzens-

Begeisterung unmittelbar und geheimnißvoll wirkt, selbst ohne es zu beabsichtigen? So wirkt ja alles Edle auf uns, daß es uns ergreift und zu seinem Eigenthum macht. So sind wir immer Zöglinge der Natur und anderer; die Ergriffenen wissen nicht, wie ihnen geschieht, und der Erzieher weiß nicht, wie er sein Werk hervorbrachte.

Und dennoch wäre eine strengwissenschaftliche, geistvolle und mit Liebe verfaßte Erziehungswissenschaft, welche dem gebildetsten Lehrer genügte und dem minder hochstehenden noch ganz verständlich sein könnte, ein unschätzbares Gut. Während beinahe alle übrigen, auch die abstrusen und unbedeutenden Wissenschaften, trefflich bearbeitet sind, erscheint die hochwichtige, allgemein interessante Kunstlehre der Erziehung bei uns in so schmählicher oder nur fragmentarischer Gestalt! Breite, geist- und geschmacklose Räsonnements, ungehaltene Phantasiestücke, oder sogar die hohle Aftermetaphysik aus dem Absoluten bietet man uns als Pädagogik an. Die wissenschaftliche Erziehungslehre, welche ich fordere, müßte ein Vereinigungspunkt aller Erzieher jeder Art Deutschlands werden, wie die Bibel die Theologen vereinigt, indem sie die Ziele, die Methode und die Mittel der Erziehung überhaupt mit ächt wissenschaftlichem Geiste entwickelte, und besonders dadurch, daß sie ihr Feuer und ihr Leben in jedes erschlaffende oder ermüdende Lehrerherz trüge. Denn wahrlich der Erzieher bedarf der Erhebung seines Blickes, daß er nicht pedantisch und hochmüthig sein Tagewerk für die Welt nehme, und der Erwärmung des Gemüthes, daß nicht die vielfachen Hindernisse die Flamme löschen. Wo ist die Erziehungslehre, deren Lectüre uns immer erfreute, indem

Einzelnem und meiſtens mit demſelben abgibt, die Theorie, welche im Allgemeinen lebt, beſchränkt und beeinträchtigt, ſo zieht die einförmige Lehrerwirkſamkeit den Blick auf einen gar engen Kreis zuſammen. In glücklicher Zufriedenheit ſchenkt der gute, mit Erfolg wirkende Lehrer ſeiner Amtsſphäre nicht nur ſeine ganze praktiſche Thätigkeit, ſondern auch ſein ganzes Herz und ſeinen Kopf, und beurtheilt das Ganze leicht einſeitig, wenn er ſeinen Theil auch nicht für das Ganze hält. Viele Lehrer aber, welche praktiſche Tüchtigkeit mit theoretiſchem Talente vereinigen, haben dieſes im Großen auszuüben die Zeit nicht oder zu viel Gewiſſenhaftigkeit, da ſie ihrem Berufe ganz genügen wollen. Daher ſchreiben ſie entweder gar nicht, oder nur über in ihre beſondere Wirkſamkeit einſchlagende Gegenſtände, oder ſie ſchicken ihre allgemeinen Anſichten in fragmentariſchen Aufſätzen ins Publikum. So gewinnt die Praxis, aber die wiſſenſchaftliche Ausbildung der Pädagogik im Ganzen ſchreitet nicht vorwärts. Es iſt mit Recht geſagt worden, daß ſich in unſerm wirklichen Schulunterrichte mehr geſunder Geiſt findet, als in unſern pädagogiſchen Schriften, und daß die Maximen, wornach wir oft unbewußt verfahren, gewöhnlich beſſer ſind, als die Regeln, welche uns die Lehrbücher vorſchreiben.

Freilich iſt das Leben und die Ausübung unendlich reicher, als die Wiſſenſchaft, und keine Kunſt — alſo auch die edelſte der Menſchenbildung nicht — kann vollkommen in Abſtraktionen gefaßt werden. Was helfen auch alle Regeln ohne die liebende Kraft, welche auch im Zöglinge das Schöne hervorbringt, indem ſie es in der Seele des bildenden Künſtlers erzeugt? welche durch ihre

Begeisterung unmittelbar und geheimnißvoll wirkt, selbst ohne es zu beabsichtigen? So wirkt ja alles Edle auf uns, daß es uns ergreift und zu seinem Eigenthum macht. So sind wir immer Zöglinge der Natur und anderer; die Ergriffenen wissen nicht, wie ihnen geschieht, und der Erzieher weiß nicht, wie er sein Werk hervorbrachte.

Und dennoch wäre eine strengwissenschaftliche, geistvolle und mit Liebe verfaßte Erziehungswissenschaft, welche dem gebildetsten Lehrer genügte und dem minder hochstehenden noch ganz verständlich sein könnte, ein unschätzbares Gut. Während beinahe alle übrigen, auch die abstrusen und unbedeutenden Wissenschaften, trefflich bearbeitet sind, erscheint die hochwichtige, allgemein interessante Kunstlehre der Erziehung bei uns in so schmählicher oder nur fragmentarischer Gestalt! Breite, geist- und geschmacklose Räsonnements, ungehaltene Phantasiestücke, oder sogar die hohle Aftermetaphysik aus dem Absoluten bietet man uns als Pädagogik an. Die wissenschaftliche Erziehungslehre, welche ich fordere, müßte ein Vereinigungspunkt aller Erzieher jeder Art Deutschlands werden, wie die Bibel die Theologen vereinigt, indem sie die Ziele, die Methode und die Mittel der Erziehung überhaupt mit ächt wissenschaftlichem Geiste entwickelte, und besonders dadurch, daß sie ihr Feuer und ihr Leben in jedes erschlaffende oder ermüdende Lehrerherz trüge. Denn wahrlich der Erzieher bedarf der Erhebung seines Blickes, daß er nicht pedantisch und hochmüthig sein Tagewerk für die Welt nehme, und der Erwärmung des Gemüthes, daß nicht die vielfachen Hindernisse die Flamme löschen. Wo ist die Erziehungslehre, deren Lectüre uns immer erfreute, indem

sie uns belehrte, und die unsern gebildeten Geschmack befriedigte? — Ich kenne sie nicht.

Daß wir aber ein solches Meisterwerk, welches der Stolz unserer Nation sein würde, noch nicht besitzen, hat außer den obenangeführten äußern Gründen, seinen Hauptgrund in der Schwierigkeit der Sache und in dem jetzigen Zustande der Wissenschaften. Ein solches Werk setzt eigentlich die Ausbildung aller Wissenschaften voraus, sonst können aus diesen die gar nicht gehörig ausgesondert werden, welche zur Erkenntnißbildung zulässig oder nothwendig sind, denn die, welcher man sich bedient, erreichen ihren Zweck nicht. Die Bedeutung der Philosophie für die Geistesbildung mißkennt man ganz, weil über das Wesen und den Werth dieser Wissenschaften noch keine Uebereinstimmung unter uns herrscht; und der Sprachunterricht ist gewöhnlich so unergiebig, weil die Sprachlehre sich noch einer so geringen Ausbildung erfreut. Bei weitem nachtheiliger aber ist der Streit über Religions-, Sitten- und Staatslehre, welche der Pädagogik doch eigentlich die höchsten Ziele der Gemüths- und Willensbildung nennen müssen. Denn sie selbst kann diese Ziele nicht aus sich selbst entwickeln, sondern entlehnt sie und wendet sie nur an. Diese Anwendung selbst aber ist unmöglich, wenn der Mensch, besonders von Seiten der Entwicklungsgesetze seines geistigen Lebens, nicht gründlich erforscht ist. So ist die Erziehungslehre auch durch die Psychologie bedingt. Kurz, sie ist in allem die abhängigste, zusammengesetzteste und daher schwerste Wissenschaft, indem sie in Bezug auf ihre Endzwecke, Unterrichtsgegenstände und Methode an fremde Wissenschaften

und deren Ausbildung gebunden ist. Indem sie deren Resultate entlehnt, kommen ihr als Eigenthum eigentlich nur gewisse Gesetze der Anwendung und Ausübung zu. Und dennoch haben deutsche Träumer die Pädagogik rein aus sich selbst, zum Theil gar a priori, entwickeln wollen. Der Pädagogik vindiciren sie z. B. das Recht festzustellen, welches die Bestimmung des menschlichen Lebens sei, denn daß es auch Lehnsätze gebe, davon scheinen sie nichts zu wissen. Ohne Grenzbestimmung fließen diesen Leuten die Wissenschaften in einander über.

Sehen wir aber auch von dieser bis jetzt mangelhaften Ausbildung mancher Wissenschaften ganz ab, so ist es dennoch ein Riesenwerk, uns die geforderte allgemeine Pädagogik zu liefern, was nur einem Genie, welches dasselbe zur alleinigen Aufgabe seines Lebens macht, gelingen kann. Er muß ein praktischer Erzieher sein, muß sich aller Menschen veredelnden Wissenschaften bemächtigt haben, und die Klarheit des Philosophen mit der Darstellungskraft des Dichters und Beider Tiefe mit sittlicher Güte vereinigen, welche überhaupt das erste Erforderniß jedes guten Schriftstellers ist.

Ungeachtet jener Schwierigkeiten und dieser Anforderungen scheint die geforderte Wissenschaft nicht unmöglich, ja ein Bedürfniß der Zeit zu sein. Die Lösung der Aufgabe ist aber gewiß nur den Deutschen vorbehalten, unter denen ja das Erziehungswesen am meisten blüht und bei denen sich die erforderlichen Eigenschaften vorzugsweise finden. In einem solchen Erziehungswerke würde zum Theil das zusammengefaßt und idealisirt sein, was unter uns geübt wird, andererseits wären in ihm die Ziele

aufgestellt, denen sich unsere deutsche Nationalerziehung entgegen zu bilden hat.

Denselben Tag.

Also Dir, mein trefflicher Freund Nolten, hab' ich mein Glück, Dir Cäcilie zu danken? Du wußtest, daß ich in D. die Geliebte finden würde, und veranstaltetest deßwegen die Reise, machtest sie sogar mit, um mich zu ihr zu nöthigen. Wie unrecht that ich Dir, Dich für kalt und unempfindlich zu halten! Wie beschämt stehe ich vor Dir! — Ich erkenne nun auch Deine Schonung, Deine liberale Denkungsweise in ihrem ganzen Umfange. Du kanntest meine Liebe, sprachst aber mit mir nicht über sie, um mir nicht vielleicht eitele Hoffnung zu machen. Deinem Sinn ist wohl die Idee einer entsagenden Liebe nicht ganz angemessen: aber Du höreſt mich an, und lässest mich gewähren. Das ist wahrlich der ächte Freund, welcher dem Freund überall dient und nirgends seine Freiheit beschränkt.

Den 29. October.

Heute war ich im Hause des S., denn ich hatte gehört, daß Mutter und Tochter vor einigen Tagen wieder angekommen waren. Noch bin ich bewegt, indem ich dieses schreibe! Beide saßen allein am Tisch und tranken Thee. Als mich Friederike sah, überflog sie eine Röthe, die schnell in eine größere Bläſſe überging, und ich glaube, sie zitterte. Ich nahm eine Tasse Thee an.

Das Gespräch bezog sich auf ihre und meine Zurückreise, und ganz im Allgemeinen auf unsern Aufenthalt in D. und auf den angenehmen Landsitz der Tante Cäciliens, welcher ehemals das Eigenthum einer, jetzt verarmten, adelichen Familie gewesen sei, die man mir namhaft machte. Friederike entfernte sich, kam aber nach nicht langer Zeit wieder zurück, und setzte sich ruhiger auf ihre Stelle zur Seite ihrer Mutter nieder. Diese — o Himmel! wie abgemessen, stolz, vornehm war sie gegen mich in ihren Worten und ihrer ganzen Haltung. Sie schien sich ordentlich an meiner Verlegenheit zu weiden, und meine Freundlichkeit, mein ungeheucheltes Wohlwollen wie eine unnütze Ware anzusehen. Endlich ließ sie mich, gepreßten Herzens, mit ihrer Tochter allein. Das vorige unbedeutende Gespräch wurde fortgesetzt, und dann schwieg sie und auch ich wagte nicht länger, mit diesem erheuchelten Ausdrucke meiner jetzigen Gesinnung fortzuspielen. Der Name Cäciliens war noch nicht über unsere Lippen gekommen.

Wie mir dünkt, Friederike, sagte ich, haben wir noch von Anderm mit einander zu reden, und wir dürfen uns jetzt nicht ferner stehen, als früher. Sie antwortete: Ich habe Ihnen einen Gruß von Cäcilie zu bringen. Sie haben mehr erwartet, aber Sie müssen sich dieß Mal daran genügen lassen.

Sie wissen von dem Freundschaftsbunde, den ich mit Cäcilie geschlossen habe, und zu diesem gehören ja auch Sie, Friederike.

„Ich freue mich für Sie und mit Ihnen, daß Sie ein so vortreffliches Mädchen gefunden haben. Sie werden mit ihr glücklich sein!“

O so ist es nicht gemeint, rief ich. Wenn ich jetzt Zeit hätte, meine ganze Lebensansicht zu entwickeln, so würde ich Sie überzeugen, daß ich bei Cäcilie nur die reinste Freundschaft suche. Seien Sie in unserm Bunde die Dritte! Sie sind ja ihre Freundin, seien Sie auch die meinige!

„Warum wollen Sie sich selbst täuschen? Sie beide sind vom Himmel für einander bestimmt. Sie sind für einander geboren und erzogen. Ich kenne Sie ja beide. O ich hätte das schon lange wissen müssen: dann hätte ich mich schon früher gefreut. Aber bei Cäciliens Tante habe ich mich davon schon nach einigen Tagen vollkommen überzeugt."

Ich sprach von meinem unerschütterlichen Entschluß, mich nie zu verheirathen. Sie hörte mich sanft an, schüttelte ihren Kopf und ging auf meine Worte nicht ein. Seien Sie glücklich! sagte sie. Ja, Sie werden unbeschreiblich glücklich sein! Ich kenne Cäcilie! Sie hätten keine bessere Wahl treffen können.

Ich bat, beschwor sie abermals, mit in unsern Bund zu treten. In Ihren Bund zu treten, ist unmöglich, antwortete sie gelassen: aber ich werde im Wiederschein Ihres und Cäciliens Glückes auch glücklich sein. Die Freude wird mir zu Theil werden: mich des Wohlergehens Anderer zu erfreuen. Ja, gewähren Sie mir das Geschenk Ihrer Freundschaft: ich habe auch Cäcilie gebeten, mir die ihrige zu erhalten. O gewiß ihr Herz wird für mich zu schlagen nicht aufhören — es wird für mich noch fortschlagen, auch wenn das meinige ausgeschlagen hat.

Sie sprach diese letzten Worte mit einem solchen weichen Gefühl, daß ich tief gerührt war. Lassen Sie mich nicht mit einem so traurigen Herzen von sich gehen, bat ich sie, indem ich sie bei der Hand ergriff, die sie zurückzog. Sie wiederholte mir, daß sie sich unseres Glückes herzlich freue, daß sie, so lange ihr die Vorsehung noch das Leben friste, in der Theilnahme unseres Glückes leben werde. Als ich sie fragte, ob ich sie vielleicht durch irgend etwas unbewußt beleidigt hätte, und die Bitte anschloß, daß sie mir dann verzeihen möchte, denn ich würde mich unglücklich fühlen, wenn sie das Geringste gegen mich auf dem Herzen hätte — antwortete sie rasch, daß sie nichts zu verzeihen habe! daß sie mir nicht bös sein könne, da ich zu Cäcilie in ein so nahes Verhältniß getreten sei!

Ich war nicht im Stande, mich gegen sie zu verständigen oder sie aufzuheitern. Ungeachtet sie mich versicherte, daß sie mir wohlwolle, wie früher, fühlte ich mich hierdurch doch nicht zufrieden. Ich suchte ihr durch die herzlichste Theilnahme und die größte Offenheit zu genügen; aber es gelang mir nicht, das los zu werden, was mir auf dem Herzen lag. Es war mir Bedürfniß, das gute Mädchen heiter und glücklich zu wissen, und sie sagte mir auch, daß sie es sei; aber ihre Worte konnten mich nicht überzeugen, so sehr ich auch bemüht war, mich überzeugen zu lassen.

Wie schwer ist die Kunst des Lebens! Bei jedem Verhältniß, das wir knüpfen, stören wir ein altes, und bei jedem Plan, den wir ergreifen, kränken wir das Interesse Anderer.

Den 1. November.

Frühere Gespräche über die Humanitätsstudien wurden bei einer Zusammenkunft von uns Freunden wieder aufgenommen. Nolten scheint es darauf angelegt zu haben, uns zu seiner Meinung hinüberzuziehen, — uns die ungetrübte Freude an unserer Wirksamkeit zu rauben.

Ihr habt, fing Nolten nach einigem vorläufigen Hin- und Herreden an, in einer frühern Unterhaltung die Neuern gegen die Alten ganz in den Hintergrund gestellt. Aber euere Vorliebe hat euch ungerecht gemacht. Eine Trefflichkeit wenigstens hat die moderne poetische Literatur vor der antiken voraus: eine tiefere Charakterschilderung. Eine solche Schilderei des innern Lebens, wie bei Shakspeare und Göthe, findet ihr bei keinem alten Dichter. Daher haben diese eine gewisse Nüchternheit, und können unser tiefer gehendes Gefühl nicht mehr vollkommen befriedigen. Wenn es aber die eigenthümliche Aufgabe der Dichtkunst ist, das geistige Menschenleben darzustellen, so ist diese moderne Tugend ein Vorzug, welcher allein beinahe alle Vorzüge der alten Dichter aufwiegt. Diese tiefe umfassende Seelenmalerei ist allein Zweck, alles andere Mittel, worauf es nicht so sehr ankommt.

Meine Ueberzeugung nöthigte mich, im Allgemeinen beizustimmen. Dagegen machte ich einen andern Vorzug der alten Dichtkunst geltend.

Welche niedrige Bedeutung, sagte ich, hat uns die Poesie und jede andere schöne Kunst, und welche hohe hatte sie den Griechen. Wir unterscheiden ja ausdrücklich zwischen profaner und heiliger Dichtkunst. Die der alten Hebräer nennen wir, nicht aus freiem Herzens-

drang, ſondern auf das Gebot der Ueberlieferung hin, heilig, und unſere eigene hat den Namen der profanen und eine profane Bedeutung! Natürlich, mit unſern höchſten, heiligen Intereſſen hat unſere Kunſt nichts zu ſchaffen. Wir betreiben ſie als eine beſondere Liebhaberei, zur eignen Kurzweil und geſellſchaftlichen Zerſtreuung. Unſer religiöſer Cultus nimmt von unſerer Dichtkunſt keine Notiz, ja er ſchließt ſie aus und feindet ſie an, während er ſich in dürftigen oder geſchmackloſen Ceremonien und ideenloſer Pracht gefällt. Kurz, wenn wir nicht oft Langeweile hätten, und gerne lachten und zum Spaß auch bisweilen weinten, wüßten wir von Kunſt gar nichts. Wie viele erkennen denn unter uns ihre ſittlich-religiöſe Würde? Wie viele wiſſen es, daß ſie unveräußerliches Bedürfniß der Menſchheit iſt? Wie viele haben es erfahren, und fühlen es, daß die Kunſt die Darſtellung des Ewigen iſt, die Sprache, in der wir mit Gott und den Engeln ſprechen? daß ſie mehr iſt, als jede vermittelnde Wiſſenſchaft und alle irdiſche Weisheit? daß alles wahrhaft Bedeutende im Menſchenleben nur in dem Reich des Schönen liegt, und durch die Kunſt rein und ideal dargeſtellt wird? daß jeder religiöſe Cultus uns einzig und allein durch das Schöne ergreift, welches in ihm liegt und deſſen er ſich nie ganz entäußern kann? —

Und nun die Anwendung! ſagte Nolten.

Wir haben keine Nationaldichtung, keine Nationalkunſt, fuhr ich fort. Keine eigenthümliche, aus dem tiefſten Geiſtesleben unſeres ganzen Volks hervorgegangene und auf daſſelbe zurückwirkende Dichtung. Unſere tiefſte Volksgeſinnung ſpricht ſich nicht in unſern poetiſchen Wer-

ken aus. Sie ſind weit davon entfernt, ein das ganze Volk verbrüderndes Eigenthum zu ſein.

Aber die Anwendung? wiederholte Nolten. Ich bin begierig.

Dieſe iſt leicht. Das was ich bei uns vermiſſe, finde ich ganz und gar bei den Griechen. Unſere Dichtkunſt verhält ſich in der Wirkung zu der ihrigen, wie ein kurzweiliges Marionettenſpiel gegen ein hohes Drama. Das ganze Griechenvolk iſt ein religiös dichtendes Volk, und die einzelnen Künſtler ſind nur ſeine Organe. Wenn auch Homer die Ilias wirklich gedichtet hat, ſo iſt dieſes Kunſtwerk dennoch das Erzeugniß ſeines Jahrhunderts und nicht ſein eigenes. Sein Volksgeiſt offenbarte ſich in ihm. Wäre Homer nicht aufgetreten, ſo hätte ſich ſeine Zeit in einem Andern ausgeſprochen! Seine Zeit legte ihm ihre Ueberzeugungen, ihren Glauben, ihre Anſichten, ihre Gefühle in Herz und Mund, und unter dem ſchützenden, ſtärkenden Genius ſeines Jahrhunderts reiften ſeine Geſänge zu der hohen, ruhigen Haltung, zu der freien, kräftigen Sicherheit, zu ihrer ganzen Vollendung. Nur das Ueberzeugungsgefühl, das ganze Volk auf ſeiner Seite zu haben, — nur wenn ſein ganzes Jahrhundert miterfindet und mitdichtet, kann ſich der poetiſche Geiſt zu ſolcher Höhe erheben. Unſere Dichtung dagegen iſt, wie geſagt, in ihrem Urſprung und ihrer Rückwirkung, eine profane, beliebige Privatſache; daher auch ein ſchwächliches, kränkliches Gewächs.

„Und nun weiter?“

Du lächelſt über meine Begeiſterung, ſagte ich. Aber was verdiente denn unſere Begeiſterung, wenn nicht dieſe

himmlische Metamorphose des ganzen Volksgeistes zu einem sittlich-religiösen Kunstleben? Laß uns vielmehr die Alten so lange beibehalten, bis alle unsere Gebildeten von dieser Idee auf gleiche Weise ergriffen sind, daß uns endlich der Morgenstern eines edeln nationalen Kunstlebens aufgehe. Dann haben die Griechen uns ihre Früchte getragen — haben uns wiedergeboren, und wir sind im Reich des Schönen und Guten mündig geworden. Bis dahin müssen wir, Alt und Jung, bei ihnen in die Schule gehen, wir ein irdisches Geschlecht bei einem himmlischen.

Rolten mißkennt die wahre Bedeutung des Schönen, und wollte daher meine Idee nicht ganz gelten lassen. Auf jeden Fall, behauptete er, könne ein solches religiös-ästhetisches Leben nur die Folge eines nationalen Volkslebens in Gemeingeist und Ehrgefühl sein, und könne nimmermehr aus dem Unterricht und den Schulen entspringen. Durch die Schulen könne dieser Gedanke nicht einmal erhalten und verbreitet werden, denn er lasse sich der Jugend nicht anschaulich und faßlich machen. Die Aufgabe *unserer* Zeit sei es, den Gemeingeist zu beleben und zu stärken, aus diesem werde sich jenes ästhetische Volksleben von selbst, ohne gelehrte Nachhülfe, entwickeln, und wenn nicht, so könne daran nicht so viel gelegen sein. Denn der Zweck des Menschenlebens wäre, in Ehre und Gerechtigkeit praktisch zu wirken, nicht in jenen contemplativen ästhetischen Gefühlsstimmungen das Dasein zu vertändeln. Uebrigens ließe sich von diesem Standpunkte auch nur das Studium der Griechen allenfalls rechtfertigen, aber nicht das der Römer entschuldigen. Dagegen konnte ich denn freilich nichts vorbringen. Ich war aber

ſo ſehr in meiner Idee verſunken und Nolten's Anſicht ſagte mir ſo wenig zu, daß ich ſeine Widerlegungen nur flüchtig zuhörte. Ich ließ daher den Freund ungeſtört die Worte ausſprechen: Rechtfertigt mir alſo euere Humanitätsſtudien nicht mehr durch den Styl, den ihr euern Schülern durch denſelben anbilden wollt. Die euphoniſche Vollkommenheit der Alten läßt ſich im Deutſchen gar nicht nachahmen. Deutlichkeit, Beſtimmtheit des Ausdrucks und Aehnliches könnt ihr euern Schülern auch an deutſchen Claſſikern lehren. Die höhern Schönheiten der Darſtellung findet ihr auch bei den Deutſchen, und die tiefe Seelenmalerei fehlt den Alten beinahe ganz. Nehmt alſo unſerer geplagten, niedergedrückten Jugend dieſen unnatürlichen, willkührlichen Unterrichtsgegenſtand vom Hals — das Griechiſche und Lateiniſche, den ganzen alten Plunder.

Das Geſpräch nahm nun eine andere Wendung. Denn Sabel fühlte auch wieder die Luſt, wieder einmal eine Lanze zu brechen. Ohne ſich auf etwas Beſtimmtes, Einzelnes einzulaſſen, ſagte er nur im Allgemeinen: Alle Angriffe gegen den philologiſchen Unterricht auf Schulen ſind eigentlich nur Mißverſtändniſſe. Sie ſind nur gegen die verkehrte Behandlung der Philologie gerichtet. Der Philologe ſelbſt kann Niemand etwas anhaben, und wäre er ein noch ſo großer Klügling und Practikant.

Punctum! rief Nolten, — das heißt: auch ich nicht, der ich beides bin! Aber ich habe doch ſchon ſo einiges gegen die Sache ſelbſt eingewandt, was Du mir nicht widerlegt haſt. Ich fordere Dich auf, zu widerlegen! — Es gab nun eine etwas komiſche Scene, bei der ſich

Sabel zu unser aller Erheiterung einige Blößen gab, und wobei besonders Dahlheim herzlich und laut auflachte. Die Gutmüthigkeit und Freundlichkeit Sabel's aber ließ das gute Verhältniß nicht gestört werden. Seine eigene Aergerlichkeit lös'te sich nach einigen scherzhaften Schelt-wörtern gegen Nolten in die allgemeine Vergnüglichkeit auf. Er konnte der allgemeinen Stimmung nicht wider-stehen, und gab auch sich ihr hin. Nun kehrte Nolten zum Ernst zurück, indem er sagte:

Wohl sind die meisten Angriffe gegen die verkehrte Behandlung der alten Sprachen auf Schulen gerichtet — weil sie beinahe immer verkehrt behandelt werden. Das ist eben der Fluch, der auf jedem unnatürlichen, will-kührlichen Lehrgegenstande liegt, daß man mit ihm gar nichts Rechtes ausrichten *kann*. Wenigstens wird ihn nur ausnahmsweise das pädagogische Genie wahrhaft bil-dend machen. Gewöhnliche Lehrer meinen, in den alten Sprachen zu unterrichten, sei das allerleichteste: und in ihrem Sinne mögen sie freilich recht haben. Aber wie schwer ist es, den ungeheuern materiellen Stoff dem Ge-dächtniß einzubläuen, und doch das Urtheil und Gefühl nicht zu unterdrücken. Dabei gibt es gar keine feste Regel des Verfahrens, sondern dieses ist ganz dem Belieben und der Laune des Lehrers überlassen. Man nennt das: Viel-seitigkeit des Verfahrens, aber es ist zügellose Willkühr. *Ein* Lehrer lies't mit seinen Schülern einen Schriftsteller cursorisch, ein anderer statarisch, einer gibt Wort-, der andere Sacherklärungen, der eine kramt seine Gelehrsam-keit, ein anderer seine eigenen Lebenserfahrungen aus, der eine verbrämt ihn mit Citaten, der andere mit seiner

Metrik — kurz jeder thut, was und wie er will. Ein Unterrichtsgegenstand, welcher gar keine feste Bestimmung seines Verfahrens zuläßt, ist doch auf jeden Fall ein sehr unsicheres Bildungsmittel. Natürliche Lehrobjecte geben nur Eine einfache, leicht zu erkennende Methode an die Hand. Die Methode für die alte Philologie dagegen ist — die Subjectivität des Lehrers. Wo alles so ganz unbestimmt hergeht, ist der Erfolg, die Bildung des Zöglings, ganz zufällig.

Sabel meinte, Nolten spreche hier so, wie ein Mann von Profession, und ganz so, als ob er hiervon etwas verstünde. Wie sehr nun auch Nolten von allen Seiten angegriffen wurde, so wußte er seine Meinung doch durchzufechten und Gegeneinwendungen zu widerlegen. Ich nahm endlich, nachdem ich lange stumm zugehört hatte, nicht ohne innere Bewegung das Wort. Denn meine frühern Worte klangen mir noch ernst in der Seele nach, und die vergnügliche Stimmung in der Gesellschaft hatte mich nur nachdenklicher gemacht.

Ich beneide den nicht, sprach ich, welcher das Alterthum nicht kennt. Jean Paul hat recht, ihn mit dem zu vergleichen, der die Sonne nie aufgehen sah. Es lebt in dem Menschen eine unauslöschliche Sehnsucht nach den Tagen seiner Kindheit, nach den Tagen seiner Jugend. So sollen auch dem alternden Menschengeschlechte die Erinnerungen seiner Jugend theuer und heilig sein. Andere Völker dichteten sich vor den Anfang ihrer Geschichte eine heilige Sagen- und Mythenwelt; uns Spätern, denen das Vermögen der Dichtung ausgegangen, hat die Vorsehung selbst das Alterthum vor die Pforten unserer Geschichte

gestellt, wie ein Wunderreich voll von Göttern und Heroen, voll von frohern, bessern Menschen, voll von einem reinern, glücklichern Leben. In der That, wenn wir zuerst in die alte Welt eintreten, konnte uns alles nur als Fabel, Dichtung, Mährchen erscheinen; bald aber sehen wir ein, daß selbst das Erdichtete nichts als Wahrheit ist. Denn was den Stempel der ewigen Natur trägt, kann nur Wahrheit sein. Gerne verlassen wir nun häufig unser eignes enges, dürftiges Leben und kehren bei den Alten ein, wie aus unserm Exil zu unserm eigenen bessern, beglückteren Dasein. Hier erfreuen, erheben und trösten wir uns an den edelsten Gestalten, an den reinsten Formen, lassen uns durch den sanften, gleichmäßigen Fluß des Epos zwischen Götter- und Heldenleben hindurchtragen, lassen uns durch den kühnen Flug der Lyrik zum Himmel erheben, mischen uns unter die Zuhörer der Redner, unter die Verehrer der tragischen Muse, sitzen zu den Füßen der Weisen, und lernen bei den Patrioten Tugend und bei dem Volke Vaterlandsliebe. Keine Sehnsucht bleibt hier ungestillt, kein Anklang des Gemüthes unerwiedert, kein Gedanke unentwickelt, keine Phantasie ohne Belebung. Was wir von jeher hofften und wünschten, ehrten und liebten, lachten und weinten, es steht gereinigt, veredelt vor unsern Augen. Wir haben, was wir wollten, nicht mühsam zu erzeugen: es steht in der Anschauung lebendig vor uns. Alles Höhere und Theure begrüßt uns in lieblicher Gestalt und wir genießen unseres bessern Selbst, unserer unsterblichen Natur auf die würdigste Weise. Hat uns das Leben auch den Muth genommen, unsere Hoffnung in die Zukunft hinüberzubauen, so

begegnet uns unsere beste Hoffnung in der Vergangenheit, und wir sehen, daß das kein Traum ist, an dem unser Herz hängt. Keine Seite unseres Geistes bleibt unberührt, und je vertrauter wir uns mit dem Alterthum machen, desto einheimischer werden wir in allem Guten, Wahren und Schönen. Ja wir können an diesem Wunderbaum keinen Zweig pflücken, ohne zugleich vieles andere mit zu erhalten. Denn das Wahre ist in das Schöne gehüllt und das Schöne lebt in sittlicher Güte: der Ernst ist im Alterthum heiter, der Milde paart sich Höhe, die Grazie verschwistert sich mit Majestät, in der Bewegung herrscht Ruhe, dem Leichtfertigen und Frivolen liegt Tiefes und Bedeutsames unter, und selbst das Verkehrte und Schlechte ist aus sittlicher Kraft und gesundem Leben hervorgegangen oder ist nur eine Folie des Guten. Welches Erziehungsmittel gäbe es, welches den Menschen so allseitig ergriffe? das Beste und Herrlichste ihm so zur Anschauung brächte und zum Bedürfniß machte? Was könnte auf gleiche Weise seinen Sinn erweitern, ihn aus seiner Beschränktheit reißen, ihn von Vorurtheilen und Aberglauben heilen, ihn aus barbarischer Künstelei zur Einfalt der Natur zurückführen? Gewiß wird der, welcher sich mit dem Alterthum innig vertraut macht, klar, besonnen, tapfer, mäßig, thatkräftig, fromm, bürgerlich gesinnt, wie es die Alten selbst waren, ein Mensch in Gesinnung, Wort und That, wie sie selbst Menschen waren. Kurz, das Alterthum ist das umfassendste, ergreifendste und unverfänglichste Bildungsmittel. Das umfassendste, denn es läßt nicht alle übrigen Seelenvermögen ungebildet, während es einiger pflegte. Das ergreifend-

ſte, denn es lehrt durch ewige Muſterbilder, nicht durch trockene Theorie. Das unverfänglichſte, denn es befiehlt nicht dictatoriſch, ſondern erleuchet, erwärmt und räth nur, läßt aber dem Zögling die freie Wahl und ſeiner Urtheilskraft den größten Spielraum. Es regt ſeine Selbſtthätigkeit allſeitig auf, aber beſtimmt und beſchränkt ſie nicht geradezu. Und eben daß man mit den Alterthumsſtudien in unſerm Leben ſonſt nichts anfangen kann, dieß erhöht ihren Werth als Bildungsmittel: denn ſie muß man doch aus reiner freier Herzensneigung und Liebe ſtudiren!

Nolten hatte ſich kaum ſo lange zurückgehalten. Poeſie, rief er, das Meiſte Poeſie und erträumt! — Aber Sabel erhob ſich und ſagte: Soll denn dieſer Arzt immer das letzte Wort haben, wenn wir über pädagogiſche Gegenſtände reden? Ich mache den Vorſchlag, ihm dieſes Mal Schweigen aufzulegen. — Die Freunde ſtimmten bei. So mußte ſich Nolten für heute zufrieden geben.

Den 6. November.

Was das für ein wunderbarer Beſitz iſt: der Beſitz durch die Liebe! Einen Menſchen beſitzen! Wir beſitzen doch nur das, was in unſern Händen iſt, womit wir machen können, was wir wollen. Aber können wir mit einem Menſchen nach Belieben verfügen? und doch nennen wir ihn unſer, wenn wir ihn lieben und wir von ihm geliebt werden. Die Liebe bringt ein rätſelhaftes, übernatürliches Recht auf die Erde, daß wir eines andern ſind, und uns ein anderer gehört. Es liegt ein Wider-

ſpruch darin, einen Menſchen mein zu nennen, der doch nie mein ſein kann! Aber überall, wo ſich der Himmel mit der Erde verbindet, widerſpricht er unſern gemeinen irdiſchen Begriffen, widerlegt er unſern handgreiflichen Weltverſtand. —

Wenn ich ein Grundſtück, ein Haus mein Eigenthum nenne, was enthält das Bewußtſein dieſes Beſitzes für einen Werth? aber einen unſterblichen Geiſt ſein zu nennen, darin liegt der Himmel! Was können Menſchen Höheres — was können Engel anderes beſitzen?

O wahrlich! nur das gehört wahrhaft uns, was wir nicht auf irdiſche Weiſe beſitzen. Nur das haben wir recht, was wir auf eine übernatürliche Art haben.

Den 10. November.

Nach der engliſchen Lehrſtunde hielt mich Nolten bei ſich zurück, und ſuchte mir darzuthun, daß das Alterthum uns Neuern kein Ideal des Wahren, Guten und Schönen ſein könne. Deine Behauptung iſt gegen einen deiner eigenen Grundſätze: das Ideal *erſcheint* nicht. Wie kann das Alterthum als „eine abgeſchloſſene Welt des Edelſten und Schönſten" betrachtet werden? Das iſt Vergötterung, Abgötterei. Geſetzt auch die Griechen ſtellen uns ein Bild der Humanität dar, thun das die Römer auch? die doch die meiſte Zeit und Mühe im Jugendunterricht wegnehmen. Die Römer ſtellen uns früher eine ungeſchlachte Menſchennatur voll roher Kraft, ſpäter ein Bild der ſcheußlichſten Herrſchſucht, Habſucht, und beinahe aller Laſter dar. Die ſchönſten Züge ihrer

frühſten Geſchichte ſind erdichtet, und ſeit dem Ende des zweiten puniſchen Krieges ſehen wir das Gute und Große unter ihnen nur noch ausnahmsweiſe. Von der Zeit, als ſie ohne Furcht vor einem Feind und ohne äußeres Hinderniß ihr eigenes Leben ungeſtört entwickeln, ruht unſer Blick mit Abſcheu und Entrüſtung auf dieſem Volke. Wie bei uns iſt nur das Einzelne, das Private bisweilen gut, aber das Ganze iſt ſchlechter, als bei uns. Mit der Wiſſenſchaft können ſie nur ſpielen und mit der Kunſt treiben ſie nur Prunk. Weder in der einen noch in der andern wußten ſie ſelbſtſtändig zu erzeugen. Ihr Sinn und Streben iſt praktiſch, aber nicht nur gemein, ſondern verrucht praktiſch. Sie zertreten das Glück und die Ehre der Nationen des Erdkreiſes, und führen in Rom ſelbſt den langweiligſten Kampf auf die grauſamſte Weiſe. Unterdrücken, den Unterdrückten berauben und mit dem Raube praſſen, das iſt ihre Praxis! Und ein ſolches Volk könnte uns von irgend einer Seite her Ideal ſein? — Und ſelbſt die Griechen überſchätzt dein Idealiſirtrieb. Aber auch das Herrliche, was aus dieſem begünſtigten Volke hervorging, kann uns nicht mehr zum Muſter dienen. Wir ſind von Natur aus ein anderes Volk, und das Chriſtenthum, die neueuropäiſche Wiſſenſchaft und ſociale Bildung hat unſer äußeres und inneres Leben zu einem ganz andern gemacht. Wir ſollen unſern eigenen Entwickelungsgang verfolgen. Alle Nachahmung taugt nicht. Es iſt unſere Aufgabe, uns möglichſt frei zu machen von aller Ueberlieferung im Staat, Kirche, Schule, Kunſt und Wiſſenſchaft. Bis jetzt haben wir nur eine ſelbſtſtändige Wiſſenſchaft: im Uebrigen hat ſich unſer tiefer ger-

manischer Geist gar noch nicht ausgesprochen oder durchgebildet. Nur in der Wissenschaft haben wir gezeigt, was wir auch sonst zu leisten vermögen. Ist erst der Gemeingeist unter uns erstanden, dann wird sich bei uns Alles schöner entwickeln, als selbst bei den Hellenen. Und warum nicht, da wir so unendlich vieles vor ihnen voraus haben? Wahrlich, wir müßten uns schämen! Wir wollen uns also nicht in das Alterthum verirren, sondern bei uns selbst, bei der Gegenwart, bei der Natur und Vernunft stehen bleiben. Alle Vortheile, welche Du durch Deine Antiquitätsstudien im Unterricht erzielen möchtest, erlangst Du einfach und natürlich durch die Muttersprache und durch Deinen philosophischen Unterricht.

Warum legst Du es darauf an, sagte ich, mir meinen Trost — mir die Welt zu rauben, in der mein besseres Selbst zuerst erwacht, und fortwährend einheimisch ist? Du weißt nicht, wie viele Schmerzen Du mir schon verursacht hast und wie arm Du mich machst!

Rolten stand auf und bog sich mit vieler Theilnahme über mich. O mein Freund, sagte er in ergreifender Rührung, siehst Du denn nicht, daß ich Dir diese Schmerzen nicht ersparen kann? Willst Du denn einen schönen Traum zum Mittelpunkt Deines Strebens machen? Willst Du der Gegenwart absterben, um Dich in einer papiernen Vergangenheit einzuleben? Ich will es nicht, versicherte ich.

So entschließe Dich zum Leben! — Oder wenn Du ein betrachtendes Leben vorziehst — Du findest einen Geist in Dir, und eine Natur außer Dir. Also Naturwissenschaft und Philosophie! Die zufällige Entwickelung des Geistes in den Hellenen höher, als den Geist selbst

zu schätzen, mehr als die Natur zu studiren, ist für ein Talent, wie das deinige, eine Verirrung. —

Bei einer andern Gelegenheit machte ich ihn aufmerksam, daß er bei seiner Ansicht auch meine Unterscheidung zwischen Natur- und Geistesgymnasium nicht gelten lassen könne. Er stimmte bei, daß beiderlei Anstalten in Eine allgemeine Bildungsanstalt zusammen fielen, wenn man die alten Sprachen ausschlösse, und sich nicht durch untergeordnete Rücksichten auf die besondere Berufsweise des Zöglings leiten ließe. Der Mensch müsse freilich auch für seinen speciellen Beruf gebildet werden, und deßwegen viel Mechanisches hinzulernen. Aber dieses werde dem Zöglinge der allgemeinen Bildungsanstalt nicht schwer werden, denn die allgemeine Menschenbildung habe seine ganze Lernfähigkeit gesteigert und lege sich auch materiell allen bestimmten Berufskenntnissen zu Grunde, und greife vielfach in diese ein. Der Staat habe sich um diese Berufsbildung — die seiner Beamten auf der Universität abgerechnet — wenig zu kümmern, denn das Nützliche und Unentbehrliche eigne sich der Mensch schon auf das Gebot der Noth an: aber für das rein Menschliche müsse gesorgt werden.

So gleitete das Gespräch zu der Berufsbildung ab, welcher Nolten auch die neuern Sprachen zuschrieb.

Ich aber kam wieder auf mein Geistes- und Naturgymnasium zurück, denn es that mir leid, daß diese Unterscheidung nicht Stich halten sollte. Ich führte zu ihrer Rechtfertigung die Hauptverschiedenheit in den Anlagen der Menschen an. Es gibt Köpfe, sagte ich, die einen überwiegenden Hang zum Studium der Natur, und andere,

welche einen ſolchen zur Erforſchung des Geiſtes haben. Für beide Klaſſen brauchen wir alſo auch beide geſchiedene Anſtalten.

Eine ſolche Unterſcheidung, ſprach Nolten, macht auch Niethammer, aber ſie iſt unrichtig. Die weſentlichſte Verſchiedenheit der Köpfe beſteht vielmehr darin, daß die einen hiſtoriſche, die andern rationelle Köpfe ſind. Aber hiſtoriſchen Stoff, Thatſachen brauchſt du zu jedem bildenden Unterricht, in deinem Geiſtesgymnaſium ſo gut, wie in deinem Naturgymnaſium; und durch ſolchen Stoff allein kannſt du nirgends bilden. Ob dieſer Stoff ein materieller, körperlicher, oder ein ſogenannter ideeller, geiſtiger iſt, macht keinen bedeutenden Unterſchied. Einen philologiſchen Wortſammler hätteſt Du auch zu einem naturhiſtoriſchen Käferſammler machen können. Wer einen überwiegenden Hang, auswendig zu lernen, hat, und nur mit der Phantaſie thätig ſein kann, hat im Grunde daſſelbe Talent, Geſchichte zu treiben und ſich mit der Naturbeſchreibung zu beſchäftigen, die man wegen dieſer nahen Verwandtſchaft ja auch Naturgeſchichte nennt. Es kommt hier nur auf die erſte Leitung derſelben Anlage und vielleicht bei einzelnen Subjekten auf ſo beſonders ſchattirte Launen des Temperaments an, daß der allgemeine Schulplan gar nicht Rückſicht darauf nehmen kann. Willſt Du eine bloße Stoffſchule errichten für hiſtoriſche Köpfe, für Gedächtniß- und Phantaſiemenſchen? — Nein, Du willſt es nicht. Denn das Thatſächliche, Specielle iſt nur Mittel zur Bildung, dieſe ſelbſt liegt nur im Allgemeinen, alſo im Rationellen. Willſt Du nun dieſes Rationelle trennen, und das Philoſophiſche dem Geiſtes-

gymnaſium, das Mathematiſche dem Naturgymnaſium zutheilen? Nun, ſo ſage ich Dir: Die philoſophiſche Bildung iſt, ohne die mathematiſche, ſchwankend und ungenügend, und weiß ſich ſelbſt nicht zu helfen, und ein Mathematiker, der nichts mehr iſt, mag immer in ſeiner Wiſſenſchaft ausgezeichnet ſein, aber er iſt ein einſeitig und beſchränkter Menſch.

Als ich dagegen einwandte, daß die Bildung jedes Menſchen einſeitig ſei, und daß der Unterricht eigentlich nur bezwecke, die Individualität der Lehrlinge zur möglichſten Vollendung zu entwickeln, beſtritt mir der Freund dieſes auf das beſtimmteſte, während er mir jenes zugab. Die Individualität eines Menſchen, behauptete er, iſt größtentheils nur ein Erzeugniß der Schickſale, des Berufs. Sie iſt das Ende der Entwickelung, nicht ihr Anfang. Liegt auch etwas Individuelles in jedem Menſchenkeim, ſo iſt des Generellen bei weitem mehr. Und wer erkennt es, bevor er entwickelt iſt, ſo lange es noch ganz unbeſtimmt iſt? Nur dadurch, daß ſich die ganze allgemeine Menſchennatur entfaltet, kann das Individuelle derſelben vollſtändig an den Tag treten. Eine allgemeine Bildung bereitet alſo die beſondere am beſten vor. Das Generelle im Menſchen hat der Unterricht zu entwickeln, das Individuelle nur zu ſchonen. Wenn der Unterricht auf dieſes ſein Hauptaugenmerk gerichtet haben wollte, müßte es ſo viel Schulen und Lehrer geben, als es Zöglinge gibt. Wohl iſt die Bildung jedes tüchtigen Menſchen einſeitig: aber ich billige nur eine freie, ſelbſtbewußte, gemäßigte Einſeitigkeit, und eine ſolche ſetzt eine univerſelle Bildung voraus.

Ich wandte ein, daß die mathematische und philosophische Denkthätigkeit doch charakteristisch verschieden seien, und daher verschiedene höhere Unterrichtsanstalten zu begründen schienen, und ich kam wieder auf meine frühere, mir lieb und geläufig gewordene Unterscheidung zurück. Trenne mir die philosophische Bildung nicht von der mathematischen! sagte er. Beide gehen Hand in Hand, und ergänzen sich gegenseitig. Die größten philosophischen Köpfe, z. B. unter den Deutschen, Leibnitz, Wolf, Kant, Fries, Herbart, sind auch gute Mathematiker. Wer über Geistiges zu denken vermag, kann es auch über Körperliches, und umgekehrt; er braucht nur in seiner Jugend in beidem geübt worden zu sein.

Er setzte mir dieses auf meine Fragen und Einwendungen weitläufig auseinander, und als ich ihn darauf aufmerksam machte, welche durchgreifende Reform diese Ansicht in unserm Unterrichtswesen herbeiführen würde, sprach er dieselbe allgemeiner aus:

Die Erziehung und der Unterricht ist eigentlich für alle Menschen ein und derselbe. Alle Menschen sollen zu einer lobenswerthen Thätigkeit erzogen und alle Kräfte der Seele und des Körpers sollen nach ihrer Wichtigkeit gebildet werden: also ist das Ziel dasselbe. Die Erziehung soll bei allen Menschen die Selbstthätigkeit zu erregen suchen: also ist auch die Methode in ihrem Wesen gleich. Schließen wir endlich die fremden Sprachen aus, so sind auch die Mittel im Unterricht in der Hauptsache nicht verschieden. Denn was im Gymnasium der philosophische Unterricht ist, das erscheint in der Elementar-

ſchule als Religionsunterricht und Sittenlehre; die Mathematik erſcheint hier als Rechnen und geometriſche Anſchauungsübungen; das Sprachvermögen wird in beiden Anſtalten durch die Mutterſprache gebildet; die Geſchichte findet ſich in der Elementarſchule als Bibliſche Geſchichte, und auch mit der äußern Natur dürfen die Elementarſchüler nicht ganz unbekannt gelaſſen werden. Und ſelbſt höhere weibliche Bildungsanſtalten würden, wenn mein Vorſchlag durchginge, mit dem Gymnaſium der Hauptſache nach dieſelben Bildungsmittel haben. Aber die unendlich vielen Verſchiedenheiten im Unterricht und in der Erziehung? Ich antwortete: es ſind nur Grad verſchiedenheiten des Mehr oder Weniger, oder untergeordnete Verſchiedenheiten der Methode nach Alter, Geſchlecht, Talent, und — wie jetzt die Welt noch eingerichtet iſt, — nach Stand und ſomit nach Beruf. Denn wenn es vernünftig in der Welt zuginge, müßte allein das Talent und die damit verbundene Neigung den Beruf und Stand beſtimmen. Höhere und niedere allgemeine Bildung, und Bildung des männlichen und weiblichen Geſchlechts können alſo nur in Nebendingen von einander abweichen; im Weſentlichen machen alle verſchiedene allgemeine Bildungsſchulen des Volkes nur die einzelnen Klaſſen einer und derſelben Anſtalt aus. So allein iſt es einfach, natürlich, vernünftig. Die beiden Geſchlechter müſſen im höhern Unterricht getrennt gehalten werden, aber Gymnaſien und höhere Bürgerſchulen darf es nicht neben einander geben. Sie werden ſich auch einſt vereinigen, wenn es dieſen höhern Lehranſtalten einmal wirklich und im Ernſt um reine Menſchenbildung zu thun iſt, und ſie alle willkührliche

oder blos auf den Beruf berechnete Lehrobjecte ausgeschieden haben werden.

Du nimmst also nicht, mit Niethammer, eine nothwendige Bildung (der Elementarschule), und eine freie (der höhern Schulen) neben einander an?

Nein, sagte er. Jede Bildung soll die freie Selbstthätigkeit für das Wahre, Gute und Schöne im Menschen entwickeln. Aber die Ziele, die Methode und die Mittel sind dieser freien Bildung im Wesentlichen mit Nothwendigkeit bestimmt. Die Mittel des Unterrichts ergeben sich ja mit Nothwendigkeit aus unserer menschlichen Natur. Wir finden einen Geist in uns und eine Natur außer uns unter unabänderlichen Gesetzen; der menschliche Geist hat sich in der Geschichte entwickelt und äußert sich durch die Sprache. Hieraus fließen, wie ich Dir schon oft früher sagte, alle Lehrgegenstände: Geisteskunde mit Philosophie, Naturkunde mit Mathematik, die Weltgeschichte und die Muttersprache. In diesen soll jeder junge Weltbürger unterrichtet werden, jeder nach seinem Alter, Talent und Geschlecht. Jeder hat das Recht an eine solche allseitige Ausbildung, und es ist eine wahre Versündigung an seiner ewigen Menschennatur, ihm nur einzelne Stücke derselben zu geben oder an die Stelle mancher nothwendigen Lehrgegenstände willkührliche, erdachte, zufällige treten zu lassen, wie z. B. euere alten Sprachen. So lange diese bei unserm höhern Unterricht noch die Hauptsache sind, ja nur noch vorkommen, liegt unser Schulwesen noch in der Barbarei, ist die Vernunft und die Natur noch durch die Satzungen des Herkommens gefangen.

Aber wo bleibt denn der Religionsunterricht? fragte Sabel, welcher während der letzten Worte Nolten's zu uns getreten war.

Die religiösen Wahrheiten, antwortete Nolten, können dem Menschen nur durch innere Selbstbesinnung — also durch Geisteskunde und Philosophie klar werden.

„Aber die christlichen Religionswahrheiten?" —

Diese gehören, wenn sie nicht zugleich auch innere Geisteswahrheiten sind, der Geschichte an, welche ja auch eine Bildnerin unseres sittlich-religiösen Gefühls sein soll.

Dagegen wandte Sabel manches ein, aber es war das Gewöhnliche, was man allenthalben hören kann, und ich mag es nicht wiederholen. Aber Sabel konnte mit seinen halbverstandenen Sätzen nichts ausrichten. Ich wundere mich nur über Nolten's Geduld, mit welcher er sich immer in Sabel's Zweifel und Angriffe einläßt. Ich fragte endlich, ob er denn alle diese Unterrichtsobjekte für gleich nothwendig halte.

Für gleich nothwendig allerdings, beschied mich Nolten, aber nicht für gleich wichtig. Denn der Werth der Unterrichtsgegenstände bestimmt sich nach ihrer Einwirkung auf unsere Thätigkeit, auf unser Handeln. Thätigkeit ist der Zweck unseres Lebens, was also diese menschliche freie Thätigkeit am meisten belebt, stärkt und läutert, ist das edelste Wissen. Ueberhaupt hat alles unser Erkennen nur als die nothwendige Grundlage unseres Thuns seine wahre Bedeutung. Es geht keine Theorie über die, welche wir in Praxis zu verwandeln wissen. Wir können es in der Welt nicht weiter bringen, als

gute Praktiker zu werden. Es zu ſein, iſt das größte Lob, welches man einem Menſchen geben kann. —

Solche und ähnliche Angriffe auf die Humanitätsſtudien können zwar meine Grundüberzeugung nicht verändern, aber ich ſehe doch jetzt manches mit ganz andern Augen an, als früher. Meine Freundſchaft zu Nolten, und die Trefflichkeit ſeines Charakters machen, daß mir alles, was er ſagt, wichtiger vorkommt, als es mir ſonſt erſcheinen würde. Ich meine oft, der Mann könne nicht irren, in deſſen Thun kein Fehl iſt. Ich fühle mich bei ſeinen klaren Gründen und dem Ernſte ſeiner Ueberzeugung auch oft unvermögend, ihm zu widerſprechen, und bin auch wohl ſeiner Anſicht, wenn ich ihm ſo zuhöre. Bin ich aber wieder für mich allein, ſo ſiegt meine Liebe zu den Alten über alle Zweifel. Was wir in der Liebe beſitzen, erfahre ich auch hier, kann uns nicht entriſſen werden! *)

Den 11. November.

Seit einiger Zeit iſt ein ehemaliger Univerſitätsfreund Nolten's hier, ein geborner Deutſcher, welcher aber nach einem fünfjährigen Aufenthalte in Amerika das Bürgerrecht in dieſem Freiſtaate erlangt hat. Er iſt jetzt nach Deutſchland zurückgereiſ't, um nach dem Tode ſeiner Eltern

*) Anmerk. des Herausgebers. In dieſe ganze Zeit fällt auch der Briefwechſel zwiſchen Romeo und Cäcilie, welcher wohl das eigene, vielleicht nur unter Deutſchen mögliche Verhältniß Romeo's und Cäciliens in ein klares Licht geſtellt haben würde. Dieſe Briefe ſind aber unter dem ſchriftlichen Nachlaſſe Romeo's nicht vorhanden.

seine Familienangelegenheiten zu ordnen. Dornburg, denn so heißt er, hat durch seine Erzählungen und Nachrichten über die westlichen Staaten Amerika's, besonders den Missouristaat, meine hohe Aufmerksamkeit in Anspruch genommen. Meine alte Liebe zu der Erd- und Völkerkunde, und meine neue zu den Naturwissenschaften bekommen eine frische Anregung und einen Zuwachs durch die Unterhaltungen mit ihm. Er hat gut, lebendig und anschaulich zu erzählen: der Glückliche hat alles selbst gesehen, wovon er spricht! Er hat selbst über drei Jahre in einer Pflanzung am Missouri in der Gegend von St. Louis gehauſ't, und ist Willens, wieder eben dahin für immer zurückzukehren.

Der Missouristaat, welchen man vom ungeheuern Missourigebiete unterscheiden muß — so erzählte er uns unter anderm *) — bietet durch Berge und Thäler, durch Ströme und Bäche, durch Wälder und Wieſen die mannigfaltigste Schönheit und die höchsten Reize dar. Die Hügelreihe, welche zu beiden Seiten die Thalebene des Missouri begleitet, gibt unzähligen Strömen, Flüſſen und Bächen ihren Ursprung. Die Rücken dieſer Hügelketten bilden wellenförmige Flächen, — größtentheils natürliche Wieſen, die aber so von Wäldern unterbrochen und umkränzt werden, daß sie wie anmuthige Schöpfungen des Landbaus, wie kunstvolle Parks erscheinen. Dieſe sanft-

*) Anmerk. des Herausgebers. Es wird dem Leser nicht uninteressant sein, mit den Nachrichten und Ansichten Dornburg's zu vergleichen: „Gottfried Duden's Bericht über eine Reise nach den westlichen Staaten Nordamerika's u. s. w. Elberfeld bei Sam. Lucas. 1829."

ansteigenden Ebenen erreichen eine Höhe, welche eine weite Aussicht über das breite Thal und die angrenzenden Berge darbietet. Unversiegbare Quellen ergießen die erquickendste Kühle über sie hinab, und sammeln oft ihr klares Wasser in tiefer liegende Seeen, welche auch in der größten Sonnenhitze kalt bleiben, wie Brunnenwasser. An andern Stellen dieser Abhänge bilden die Flüsse und Bäche tiefe Schluchten und Einschnitte, und werden in ihrem raschen Laufe bis zu dem Ufer des Riesenstromes vom Hochwalde begleitet. Hier erheben sich denn die Hügel zu beträchtlichen Kuppen, und lassen häufig Felsenmassen sehen, die von Ferne wie von Menschenhänden erbaute Wände und Thürme erscheinen. Zwischen Thon und Kalk findet sich hier der schönste Marmor. Unten strömt der Strom, welcher mit dem Missisippi an Länge des schiffbaren Laufes seines Gleichen auf Erden nicht hat. Und dennoch sind die ungeheuern Entfernungen durch die Dampfschifffahrt wie vernichtet, mit deren Entdeckung überhaupt für Amerika eine neue Aera angebrochen ist. Der Weg von St. Louis bis Neu-Orleans, auf welchen früher über ein halbes Jahr verwandt wurde, wird nun in wenigen Tagen zurückgelegt. Einen unbeschreiblichen Eindruck machen die Wanderungen in diesen Thälern, über diese Höhen auf den Ansiedler. Die Natur hat hier ihre unverwüstliche Kraft in einem solchen Grade offenbart, und tritt mit einer solchen Macht auf, daß man in Europa davon keinen Begriff bekommen kann. In den Urwäldern sieht das Auge riesenhafte Eichen, deren es mehr als sechzehn Arten gibt; über acht Arten Wallnußbäume; Ulmen von hundert Fuß Höhe, deren Bast genießbar ist,

zu deren Kronen ſich Weinſtöcke emporwinden, um über ſie ihre dichtbelaubten Ranken auszubreiten. An den Ufern der Flüſſe erhebt ſich der Maulbeer- und Baumwollenbaum, und die Platane gedeiht zu einem ungeheuern Umfange. Heimathliche Eſchen, Linden, Trauerweiden begegnen allenthalben dem Auge zwiſchen Saſſafrasbäumen, Acacien, Perſimonen und dem Zuckerahorn. Der Apfel- Pflaumen- Pfirſichbaum reicht ungepfropft, im Wilden wachſend, die köſtlichſte Frucht. Unter unzähligen Purpurblüthen verbergen ſich die Blätter und Zweige des Judasbaumes, und das dunkele Laubwerk des Cornelbaums ſchimmert durch große weiße Blumen, mit denen er über und über bedeckt iſt. Alle dieſe und andere Holzarten ſtehen in der bunteſten Vermiſchung; nur Fichten ſieht man in beſondern Gruppen. Den Teppich des Bodens ſchmücken überall Lilien, Aſtern, die canadiſche Blutwurzel, das Frauenhaar und andere herrliche Blumen. Auch die vom Miſſouri ſchon entlegenen Savannen entzücken das Auge durch das Farbenſpiel ihrer mannigfaltigen Blumen: Heiden gibt es nigends. Der gute Boden bedarf in dem erſten Jahrhundert, der mittlere in den erſten zwölf bis zwanzig Jahren des Düngers nicht. Die Felder der Pflanzer ſind mit Mais, der bis zu zwanzig Fuß emporwächſ't, allen Getreidearten und mit Baumwolle; die Gärten mit den edelſten europäiſchen Küchengemüſen bepflanzt. Unter den Rieſenbäumen der Urwälder wandert man auf fettem, ſchwarzen Boden zu Fuß oder zu Pferde ungehindert hindurch, da die dicken Baumſtämme weit auseinanderſtehen, und deren üppige Kronen das Geſtrüppe unter ſich zu erſticken pflegen.

Ganz nach Luſt und Laune, mit der Karte in der Hand, kann ſich hier der Anſiedler niederlaſſen, an anmuthigen Hügeln, bei nie verſiegenden Quellen, an den Ufern von Bächen, in der Nähe von Flußmündungen in grpße Ströme, ohne daß der Preis des Landes in Betracht kommt, da der Morgen des unerſchöpflichen Bodens nur einige Dollars koſtet. Er kann ſich jenſeits des Alleghany-Gebirges auf der ganzen Strecke von den canadiſchen Seen bis zum mexikaniſchen Meerbuſen, welches eine Ausdehnung wie vom nördlichen Deutſchland bis nach Afrika iſt, und innerhalb derſelben er überall bereits mehr oder weniger Niederlaſſungen findet, ſogar das Klima auswählen. Die Bäume liefern dem Coloniſten eine Auswahl des beſten Holzes zur Erbauung einer Wohnung und einiger Nebengebäude; eine Hütte um die naheliegende Quelle vertritt den Keller. Dieſes Baugeſchäft, ſo wie die Verwandlung des Hochwaldes in Ackerland, ſetzte uns Dornburg weitläufig auseinander, koſte wenig Zeit, Mühe und Geld. Der Hofraum, Garten und das Ackerfeld wird mit Umzäunungen verſehen. Die Hausthiere ſuchen ſich ihre Nahrung frei in den Wäldern, und werden eben durch dieſe Gehege von den bebauten Aeckern abgehalten. Die frei umherweidenden Kühe werden durch die eingeſperrten Kälber gefeſſelt, zu denen ſie täglich zu beſtimmten Zeiten zur Umzäunung zurückkehren, und welche die Familie ohne die geringſte Wartung mit Milch verſorgen. Die Schweine kehren des Winters, und wären ſie auch noch ſo lange ausgeblieben, fett zur Hofſtelle zurück. Die Mutterſchweine kommen oft nach monatlicher Abweſenheit mit Schaaren von Jungen. Rin-

der und Ochsen folgen der Glocke des Heerdeführers zur Hofstelle; von einem lauten Hundegebell werden sie jeder Zeit hierher gelockt. Die Pferde nähern sich den Umzäunungen an heitern Tagen in gestrecktem Laufe, mit kühnen Sprüngen, nachdem sie der Hufschlag schon lange vorher angekündigt hat. Trifft man sie in Wäldern, so schreiten einige alsbald auf ihren Herrn zu und bleiben gutmüthig vor ihm stehen, andere tanzen in einiger Entfernung um ihn her, als wenn sie seine Absicht, sie zur Arbeit zu holen, verspotten wollten. Diese liebevolle Behandlung und Freiheit macht, daß sie aus einer Entfernung von mehr als hundert Meilen wieder nach der Heimath zurückkehren. In der Ungebundenheit, worin sie leben, werden diese Thiere und das Rindvieh weit zutraulicher gegen den Menschen. Er erscheint ihnen hier nicht als Quäler, sondern als Wohlthäter, indem er ihnen für mäßiges Arbeiten ein reichliches Futter darreicht und sie dann wieder der süßen Freiheit übergibt. Ohngeachtet man von Ferne Abends häufig das Geheul der Wölfe hört, gehen die Schaafe sicher ohne Hirten umher. Denn die reißenden Thiere ziehen sich von den Behausungen der Menschen zurück und bei dem Schutze der Hunde ist das Leben der Hausthiere nur selten gefährdet. Dieselbe Furcht hält das zahme Geflügel ab, sich weit zu entfernen, welches hier trefflich gedeiht. Kein Pflanzer weiß, wie viele Hühner, Enten, Gänse er besitzt. Die Kinder lesen die Eier im benachbarten Gehölze zu hunderten zusammen, und dessenungeachtet wird er häufig von neuen Haufen von Küchlein überrascht.

Eine noch größere Mannigfaltigkeit gewährt das wilde Gefieder dieses Landes. Die Stelle der Nachtigall ver-

tritt die süßflötende Purpurdroſſel; nahe bei den menſchlichen Wohnungen hört man den ſanften Klageton der amerikaniſchen Turteltaube; unzählige Kolibri, beſonders die Juwelen-Kolibri, umſchwärmen die Blumen; wilde Tauben ziehen zu Zeiten in Schaaren, welche dunklen Wetterwolken gleichen, vorüber, und die Aeſte brechen, wo ſie ſich niederlaſſen; unzählige Gruppen von wilden Enten beleben die Gewäſſer; die Wälder erſchallen vom Hämmern der Spechte, vom Gekoller der wilden Truthähne, vom Trommeln der Faſane, vom nächtlichen Getoſe der Uhue.

Dieſes und anderes Geflügel und Wild, beſonders aber die Truthühner und Hirſche, reichen dem Jäger eine ſo reiche Beute dar, daß er ohne alle Anſtrengung den Bedarf einer großen Familie beſtreiten kann. Truthühner findet man in Heerden von fünfzig Stück; der geſchoſſene muß wenigſtens fünfzehn Pfund ſchwer ſein, wenn ihn der Schütze mit nach Hauſe zu nehmen der Mühe werth achten ſoll. Sie erſcheinen aber in Schaaren auch an den menſchlichen Wohnungen und man braucht ihre Eier nur einem Haushuhn unterzulegen, um dieſe Vögel zu zähmen. Von den geſchoſſenen Hirſchen begnügt ſich der Jäger die Haut und die Hinterſchenkel mitzunehmen; dieſe Thiere finden ſich in geringer Entfernung von allen Pflanzungen. Gerne miſchen ſie ſich unter das weidende Rindvieh und unter die Pferde; mit dieſen kommen ſie oft arglos zu den Hofſtellen, um ſich dem Verderben zu überliefern.

Dagegen verurſachen die reißenden Thiere den Bewohnern des Miſſouri-Staates keinen Schaden. Ein einziger Wolf iſt in Deutſchland einer Menge Dörfern ge-

fährlicher, als hier ganze Schaaren von Wölfen einer einzigen Pflanzung, denn dieſe Thiere werden nur durch den Hunger gefährlich und kühn, den ſie in den Hochwäldern Amerika's nicht erleiden. Der Biſon, der amerikaniſche Panther, der graue Bär haben ſich nach Norden oder Weſten zurückgezogen. Auch andere Geſchöpfe, z. B. die Klapperſchlangen und Vipern, welche nur an heißen Tagen zum Vorſchein kommen, erregen am Miſſouri weniger Beſorgniß, als in Europa die tollen Hunde.

Hiervon und von vielem andern erzählte uns Dornburg geſprächsweiſe mit großer Lebendigkeit, und ermüdete nicht, uns auf unſere Fragen immer den genaueſten Beſcheid zu geben. Alles, was er ſagte, veranſchaulichte ſich durch ſeine eigene Perſönlichkeit. Das Klima, belehrte er uns, ſei bei weitem milder und geſunder, als in Deutſchland, falls man ſich auf lichten Höhen und nicht in ſumpfigen Flußthälern anſiedle; die Temperatur der Länder am untern Miſſouri ſei der des mittelern Italiens gleich; der Himmel ſei wunderbar rein, es regne wenig und immer nur auf kurze Zeit; der gelinde Winter dauere nicht über einen Monat und mache nie alles Grüne in der Natur verſchwinden, der Herbſt ſei beſonders ſchön und angenehm, aber die Nächte ſeien meiſtentheils kühl. Die Sterne, ſagte er, ergießen über die herrlichen, belebten Wälder einen unbeſchreiblichen Schimmer, und die Luft voll Myriaden tanzender Leuchtkäfer verleihen ihnen für den Fremden aus Deutſchland den Schein der Bezauberung.

O wie gerne bereiſ'te ich einmal dieſen Welttheil, und ſähe die Natur in ihrer unverwüſteten Jugendkraft! Die Erzählung von allen dieſen Naturwundern hat mich

ſchon ſo ergriffen, wie würde erſt die Gegenwart derſelben auf mich wirken! Doch ich bin ja mein ganzes Leben an mein Amt, an die Scholle gebunden. Aber meine Liebe zu Cäcilie ſchmückt ſich mit den Gebilden des Südens und der neuen Welt! Was gibt es in meiner Umgebung Würdiges, womit ich meine Phantaſie bekleiden könnte?

Den 16. November.

So mußte ein Amerikaner kommen, um unſern langen Streit über die Alterthumsſtudien zu vermitteln! aber ein Amerikaner, der zugleich ein Deutſcher iſt.

Wir machten Dornburg, welcher für philoſophiſche und pädagogiſche Unterhaltungen ſehr viel Intereſſe hat, mit dem Gegenſtand unſeres Streites bekannt, und er entſchied ungefähr auf folgende Weiſe.

Nolten, ſagte er, habe Recht, wenn man den Streit rein vom natürlichen und vernünftigen Geſichtspunkt aus betrachte, mir hingegen könne vom hiſtoriſchen Standpunkt aus beigepflichtet werden. Die Vernunft fordere allein den Unterricht in der Mutterſprache, aber die Geſchichte ſetze dieſen innern Naturgeboten äußere, zufällige Beſtimmungen an, welche oft eben ſo ſehr, wie jene, beachtet werden müßten.

Als Nolten dagegen ſeine alten Einwendungen vorbrachte, erklärte ſich Dornburg weiter und allgemeiner: Du haſt ein gegründetes Recht, zu fordern, daß alles in euerm Leben vernunft- und naturgemäß angeordnet werde. Aber überblicke euer Leben im Großen, ſo mußt Du mir zugeben, daß das meiſte in ihm nicht nach vernünftigen

Naturgesetzen, sondern nach zufälligen geschichtlichen Verhältnissen sich gebildet hat. Amerika ist in dieser Hinsicht weit glücklicher, denn ihm ist eine freie, natürliche und vernünftige Entwicklung möglich, während die europäische Cultur so mit der Geschichte verwachsen ist, daß sie sich, ohne zu verbluten, gar nicht auf einmal von ihr losmachen kann. — Man sagt mit Unrecht: Amerika habe keine Geschichte; es hat auch eine solche — nämlich dieselbe wie Europa — aber es hat in dieser Geschichte keine Gesetzgeberin. Die Geschichte Europa's befördert Amerika's Entwickelung, aber sie beschränkt dieselbe nicht. Es kann, wie es die Griechen einst in Bezug auf Asien thaten, sich alle Bildung Europa's zu eigen machen, ohne an dessen Vorurtheile, Verbildung und Verunstaltungen gebunden zu sein. Nordamerika ist in dieser Hinsicht nichts anderes, als ein vom Zwang der Geschichte befreites Europa. — Wäre es aber rathsam, in Europa, in Deutschland die alten Studien zu verdrängen, auch wenn es möglich wäre? So lange die Religion und die Staatsverfassung, ja der ganze europäische Gesellschaftszustand noch mit einem Wust roher, erkünstelter Bestimmungen beschwert ist, — wäre es besonnen, dem jetzigen Europa die Erinnerung an eine natürliche, edle Menschheit zu entziehen? Mir scheint das Gegentheil. So lange das Schlechte auf eine vernunftwidrige Weise noch beibehalten wird, darf auch das Gute nicht ausgeschieden werden, obgleich ich zugebe, daß diese Beibehaltung für den Jugendunterricht immer naturwidrig ist. Die Alten sind ein Gegengewicht gegen das viele Absurde, was die Geschichte, der Natur und Vernunft zum Hohn, auf die

neuere Zeit herübergebracht hat; sie sind ein künstlicher Hebel der weitern Fortbildung in einem Welttheile, wo jede Entwickelung künstlich ist.

Als Nolten sich nicht damit zufrieden geben wollte, fuhr Dornburg fort, zu seinem Freunde zu sprechen: An und für sich hast Du ganz Recht, und in Bezug auf Amerika würde ich Dir vollkommen beistimmen, aber in Beziehung auf Europa kann ich es nicht. Denn bei den vielfachen Abirrungen und der gänzlichen Verkennung des einfachen Naturgesetzes, wie ich sie hier finde, halte ich es für sehr wichtig, daß wenigstens die Ahnung einer edlen Natürlichkeit erhalten werde. So lange daher die Jugend mit der antiken Welt vertraut gemacht wird, werden die Europäer doch wenigstens nicht in ihrer Gesinnung zu Chinesen werden.

Nolten wandte dagegen ein, daß die Philosophie dasselbe zu leisten vermöge, worauf der Freund erwiederte: Ganz richtig! und ich bin überzeugt, daß der Jugendunterricht in den alten Sprachen und der alten Literatur einzig und allein die Bedeutung haben muß, den philosophischen Unterricht auf Gymnasien zu vertreten.

Sehr wahr! sagte ich hier freudig einfallend. Durch den grammatischen Unterricht wird der Lehrling im abstrakten Denken geübt; und ich habe es meinem Freunde Dahlheim längst nachgewiesen, daß alle antiken Schriftsteller nicht nur der Form, sondern auch dem Gehalte nach philosophisch behandelt werden können. Und die Lectüre der alten Dichter ist die allerbeste Aesthetik, ersetzt also den schwersten Theil der Philosophie. Es käme

nur darauf an, Lehrer zu bilden, welche von ächt philosophischem Interesse bewegt wären, damit sie diesen allein richtigen Gesichtspunkt immer festhielten, wie die meisten aber jetzt sind, berücksichtigen sie in ihrem Unterricht höchstens die philosophische Form der antiken Geisteswerke, dringen aber nicht bis zu deren philosophischem Gehalte durch.

Dornburg hörte meiner auffahrenden Begeisterung ruhig zu, und fuhr dann in seinem obigen Gedankengang gegen Nolten gewandt fort, als hätte ich ihn nicht unterbrochen: Aber wo ist denn die Philosophie, die wir statt der Philologie auf Gymnasien einführen könnten? Jeder deutsche Denker hat ja sein eigenes System. So lange diese lächerliche Systemsucht noch unter den Deutschen herrscht, kann die höchste der Wissenschaften nur mit Gefahr und unsicherm Erfolge in den höhern Unterricht aufgenommen werden. Wo fänden sich die Lehrer, auf welche man sich verlassen könnte?

Ungeachtet ich gegen diese Ansicht Dornburg's streiten mußte, konnte ich ihn von seiner Meinung nicht abbringen. Nolten rief endlich dazwischen: So hätte denn die Philologie nur unserer Verkehrtheit, unserer Abgeschmacktheit, unserer Unnatur ihre Existenz in den Schulen zu danken! Sie ist eine Arznei für Kranke, weil wir jetzt noch nicht kräftig genug sind für die gesunde Nahrung! Wohlan! ich gebe es zu: dann aber arbeitet ihr Philologen an euerm eigenen Untergang! Euer Reich geht um so mehr zu Ende, je weiter wir fortschreiten. Sind wir endlich emancipirt, dann braucht man euch nicht mehr.

Dornburg ſtimmte in mildern Ausdrücken in dieſe Anſicht ein, daß ſich die Bedeutung der alten Sprachen für den Unterricht nothwendig mit zunehmender Cultur vermindern müſſe, wie dieſes ja auch die neueſte Erfahrung lehre. Nun gab er mir endlich auch zu, daß jetzt ſchon mit dieſem Lehrgegenſtande ein philoſophiſcher Curſus verbunden werden könnte. Dieſer, ſagten wir alle drei, würde die alten Sprachen, welche ſein Surrogat ſeien, einmal verdrängen. Dieſe Veränderung würde, müßte bald eintreten, behauptete Nolten; der welterfahrene Amerikaner aber ſchob dieſelbe auf ferne Jahrhunderte hinaus.

Ich ſehe mich jetzt nach allen dieſen Debatten in meinem alten Beſitze wenigſtens vorläufig geſichert; aber er ſcheint mir nicht mehr von ſo großer Wichtigkeit zu ſein, wie früher.

Den 19. November.

Heute erzählte uns unſer Amerikaner wieder von ſeinem Vaterlande, und ich kann nicht müde werden, ihm zuzuhören.

In der erſten Zeit ſeines Aufenthaltes im Miſſouri-Staate, ſagte er, habe ihn oft das Leben der Bewohner dieſer Gegenden in idylliſche Träumerei verſetzt, und auch ſpäter ſei er oft verſucht geweſen, das für Täuſchung zu halten, was hier die Natur dem Menſchen anbiete.

Iſt die Haushaltung des Pflanzers einmal eingerichtet, ſo lebt die Familie ſorglos und vergnügt auch ohne baares Geld; Flachs, Hanf, Baumwolle und Wolle wer-

den gänzlich zu Hause verarbeitet, und wie sich die meisten Männer auf das Schuhmachen verstehen, so verfertigen die Weiber die Kleider für die ganze Familie. Blos für die Steuern, welche der Einnehmer selbst abholen muß, braucht der Pflanzer baares Geld, und diese sind so gering, daß wer einige Dollars bezahlt, schon ein großes Vermögen an Grundstücken und Hausthieren besitzt. Hat der Pflanzer zwei Sclaven, so darf er sich gänzlich auf die Aufsicht beschränken, denn die Bestellung der Arbeit ist höchst einfach und erfordert eine geringe Mühe; europäische Sorgfalt würde eine Verschwendung der menschlichen Kräfte sein. Die Natur arbeitet dem Pflanzer überall in die Hände. Wie die Lebensmittel überall reichlich vorhanden sind, so werden auch Biere aus dem Hopfen der Wälder bereitet, und die Aepfel und Pfirsich-Pflanzungen, so wie auch der Mais, geben Cider und Brantweine. Dieser glücklichen Lage fehlt auch der gesellige Verkehr nicht; nicht nur Männer, sondern auch Frauen und Mädchen, alt und jung, reiten schnell und ausdauernd, und der Hausherr, die Hausfrau besuchen ihre Nachbarn jede Woche. Oft verläßt die ganze Familie ihre Wohnung ohne Besorgniß, denn Diebe gibt es hier so wenig, als Arme und Bettler. Manche Häuser haben nicht einmal Schlösser. Europäische Dürftigkeit ist ganz unbekannt. In einem Tage verdient ein Tagelöhner so viel, als er die ganze Woche zu dem reichlichsten Lebensunterhalte bedarf. Es ist in Europa kaum glaublich, wie leicht und angenehm es sich im Missouri-Staate leben läßt, und die eingebornen Bürger desselben sammt ihren Sclaven bezweifeln es ihrerseits, daß es in Europa viele

weiße Menschen gebe, welche bei der größten Anstrengung kaum im ganzen Jahre so viel Fleisch essen, als man hier in wenigen Tagen den Hunden vorwirft, und daß ganze Familien ohne die milden Spenden anderer verhungern oder erfrieren würden.

Bei weitem interessanter aber als alle diese Nachrichten, war mir, was Dornburg uns über das geistige Leben dieser glücklichen Menschen sagte.

Diese Menschen, setzte er uns auseinander, sind an und für sich nicht besser, als die Europäer — es sind ja Europäer, oder wenn man will: Engländer in Amerika. Eine idyllische Unschuld oder eine hohe stoische Tugend, rein aus Grundsätzen, findet man bei ihnen so wenig verbreitet, als in Deutschland. Aber sie finden sich in einer so glücklichen äußern Lage, daß eine ächtmenschliche Entwickelung ihnen nicht nur möglich ist, sondern auf alle Weise befördert wird. Alle menschliche Bildung ist im Großen von zwei Bedingungen abhängig: von der Natur und der Gesellschaft, und die glückliche äußere Lage des Landmannes am Missouri besteht eben darin, daß diese beiden vereint seiner Bildung in die Hände arbeiten.

Ich habe euch schon früher gesagt, fuhr er fort, daß es jenseits des Alleghany-Gebirges eigentlich keine Armuth gebe. Unter tausend Individuen gibt es kaum einen einzigen Dürftigen, und auf allen meinen Reisen in jenen Gegenden habe ich nirgends einen Bettler gesehen. Daher gehören auch Diebstähle, Räubereien und alle Verbrechen aus Noth zu den größten Seltenheiten. Da jeder durch eine mäßige Anstrengung in Ueberfluß leben und sicher

zum Wohlstande gelangen kann, so wird er von Gewaltthätigkeit und Betrug gar nicht angegangen, und Rechtlichkeit und Ehrlichkeit sind von der Natur selbst gebotene, sich von selbst verstehende Tugenden. Es gibt hier keinen feilen oder tollkühnen Pöbel, denn die reichlichspendende Natur hält die scheußliche Armuth ab, aus der allein diese Denkart und Handlungsweise hervorgehen. Darum ist aber der Reichthum hier sittlich und politisch unschädlich, weil er eben keinen unzufriedenen Pöbel in seinen Sold bringen, und keinem hungrigen Volk imponiren kann. So vernichtet die gütige Natur selbst die Herrschbegierde und eitle Prunksucht, indem sie dem Triebe nach Besitze Genüge leistet und dessen widrige Entartungen kaum aufkommen läßt. Wenn Nordamerika auch einen Tyrannen hervorbrächte, so könnte er seine Gesinnung nicht durchführen, weil er keine Sclaven fände. Der Reichthum kann da nicht, wie gemeinhin in Europa, als der Gipfel der Glückseligkeit und als das höchste Ziel der Bestrebungen erscheinen, wo sich keiner durch ihn über seine Mitbürger zu erheben und jeder leicht und sicher zur Wohlhabenheit zu gelangen vermag. So regelt die Natur selbst die zwei mächtigen Triebfedern im menschlichen Busen, die Hab- und Herrschbegierde, und läßt in dem ganzen großen Gebiete derselben keine Entartungen aufkommen. Es könnten viele Beispiele und viele herrliche Folgen von diesem Einflusse der ländlichen Natur angeführt werden! Eine ängstliche Knickerei ist völlig unbekannt, und die Gastfreundschaft blüht, wie in den patriarchalischen Zeiten der Vorwelt. Keine Nahrungssorgen unterdrücken die edelsten geistigen Keime. Die allgemeine

Sicherheit, welche nicht durch Polizeianſtalten, ſondern aus der allgemeinen Rechtlichkeit entſpringt, erweckt in jedem ein entſprechendes Zutrauen.

Noch eine andere Reihe von Tugenden könnte genannt werden, welche die Natur im weſtlichen Nordamerika dem Bewohner gleichſam anbietet und anbildet. Es iſt den meiſten Europäern, ſogar den Einwohnern der großen Städte an der atlantiſchen Küſte von Nordamerika ſelbſt, ſchwer begreiflich zu machen, wie wohlthätig eine ſchöne, großartige Natur und eine einfache ländliche Beſchäftigung in ihr auf den Menſchen wirkt. Aber ſo viele, die aus Europa, von tauſend Vorurtheilen befangen, durch Armuth niedergedrückt, durch Verfolgung entmuthigt oder durch ſittliche Gebrechen entſtellt, hinüberkamen — ſie genaſen meiſtentheils in dem neuen Lebenskreiſe! Jedes nicht ganz verwahrloſ'te Gemüth vergißt ja gerne die unbefriedigenden Zerſtreuungen mitten unter den unſchuldigen, reinen Genüſſen einer großen Natur. Im weſtlichen Amerika iſt der Ackerbau ſo ſehr in ſeinem Werthe erkannt und ſo hoch geachtet, daß es dem erſten Staatsbeamten nicht zur Schande gereichen würde, wenn er Hand an den Pflug legte; und irgend ein Unterſchied zwiſchen Bauern und Städtern findet gar nicht ſtatt. Die natürlichen Verhältniſſe ſelbſt haben dieſe Unterſchiede ausgeglichen, und die Natur hat auch die ländliche Beſchäftigung geadelt, die ſie gebietet, zu der ſie einladet. Wie kräftigt es die geiſtige, wie die körperliche Geſundheit, wenn der Pflanzer die Aufſicht über die Feldarbeit führt, bisweilen ſelbſt zugreift und ſeinen Muth, ſeine Ausdauer auf der Jagd übt und bildet. Es iſt wohl

nicht zu läugnen, daß das Selbstvertrauen und ie Tapferkeit dem Manne allmählig ohne alle körperliche Thätigkeit verloren gehen — Tugenden, welcher viele in Europa ermangeln, die sich zu den Gebildeten rechnen. Ich aber möchte einen feigen Mann eben so wenig einen gebildeten nennen, als einen unrechtlichen.

So fördert also die Natur die Bildung des Amerikaners, aber die Gesellschaft — die Staatsverfassung und Gesetzgebung — thut auch das ihrige, wenn gleich die günstige natürliche Lage in genannter Hinsicht entscheidender ist, als selbst die mit Recht gepriesene sociale. Amerika genießt eigentlich alle Vortheile der asiatisch-europäischen Geistesentwickelung, ohne deren Nachtheile zu empfinden. Die Tugenden, welche die Natur unbestimmt läßt oder nicht anbildet, befestigt und ergänzt das sociale Leben. Wie Stadt- und Landbewohner nicht geschieden sind, so kennt man auch keinen Adel und keinen an der Person haftenden Rang oder Titel; jeder Beamter ist es nur während seiner Amtsgeschäfte, außerhalb derselben ist er ein einfacher Bürger. Diese Vermischung der Stände, die nur da möglich ist, wo es keinen Pöbel gibt, ist für die Bildung des Amerikaners von der höchsten Bedeutung. Dadurch, daß das Gesinde mit der Herrschaft an demselben Tische ißt und überall liberal behandelt wird, erhebt man es auf einen höhern Standpunkt, und der Handwerker, welcher sich in gute Gesellschaft aufgenommen sieht und auch ein master, gentleman ist, muß bemüht sein, sich derselben würdig zu zeigen und einen gemessenen Anstand walten zu lassen. Und wie hebt der Gedanke einen jeden, durch sein Stimmrecht auch ein lebendiges Glied

des Bundes und des besondern Staates zu sein! Durch alles dieses wird in jedem nicht nur viele intellectuelle Bildung erzeugt, sondern auch ein reges Ehrgefühl und eine thätige Vaterlandsliebe erhalten. Auf der andern Seite aber werden die Begüterten und Beamten zur Bescheidenheit und zum Bürgersinn gezwungen, daß die hohle europäische Prahlerei und jener kriechende Hochmuth in ihnen nicht aufkommen kann. Wo hochgestellte Personen alle Hochachtung der Menschen auf sich ziehen, kann die Achtung vor dem Gesetze sich nicht durchbilden, weil jene ihm im Wege stehen und es verdecken.

So lebt der Landmann im westlichen Amerika, endigte Dornburg seinen durch unsere Zwischenreden unterbrochenen räsonnirenden Bericht, in einer wahrhaft glücklichen Lage der Natur und der Gesellschaft. Wahrhaft glücklich nenne ich sie deßwegen, weil sie ihn veredelt, während er sich in ihr behaglich fühlt. Denn das Wohlbefinden ist zu loben, welches das Wohlverhalten herbeiführt oder befördert.

Als ich dagegen einwandte, daß die geschilderte Tugend doch mehr ein Geschenk der Umstände, als die eigentliche Tugend sei, weil diese ja nur aus Selbstthätigkeit, aus selbstbewußter Kraft hervorgehen könne, gab mir Dornburg vollkommen Recht. Aber die äußern Bedingungen einer selbstständigen, eigenthümlichen freien Entwickelung, fügte er bei, sind den Nordamerikanern so vollkommen gegeben, wie noch keinem andern Volke. Ueberhaupt ist die Cultur größtentheils ein Produkt äußerer Umstände: nur unter großen Begünstigungen wird sie

begonnen und fortgesetzt. Die Selbstthätigkeit ist sich nie genug, und rein aus Grundsätzen wird niemand weder gut noch böse.

Den 20. November.

Wie dieser Mann meinen Geist beschäftigt! Alle meine Gedanken wenden sich nach Amerika hin. Klingt es nicht mährchenhaft, daß es noch ein Land auf der Erde gibt, wo es noch möglich ist, treu der Natur, treu der Vernunft zu leben? wo es einem so leicht, ja nothwendig gemacht ist, edel und gut zu werden? Bei uns entsprießt die Tugend nur der Entsagung, dem Kummer und Elend, und dort sollte sie in den neuen Bund mit dem Glücke getreten sein? — Warum ließ mich die Vorsehung nicht in Amerika geboren werden? — Verzeih', mein Vaterland! Du mußt ja bessere Söhne haben, daß du mich so wenig für dich thun lässest! — Aber Cäcilie! — Du ja beleuchtest mir Amerika, Cäcilie! Du verbreitest einen Rosenschimmer über alle meine Gedanken: von dir borgt in meinem Herzen auch die neue Welt ihr Licht und ihre Wärme.

Den 22. November.

Ich habe mir die Persönlichkeit von Dornburg schärfer ins Auge gefaßt. Er gehört gewiß zu den ausgezeichnetsten Menschen, die ich noch kennen gelernt habe. Nolten hält erstaunlich viel auf ihn, und dessen Urtheil allein könnte mich bestechen. Er hat in den Freiheits-

kriegen mit Auszeichnung mitgefochten, erhielt ſpäter eine bedeutende Stelle im juridiſchen Fache, trat dann aus dem Staatsdienſte, machte lange Reiſen durch verſchiedene Länder Europa's und ſuchte ſich endlich über dem Ocean ein neues Vaterland. Er hat etwas ſehr Gewandtes und Feines in ſeinem Benehmen, und iſt in ſeinen Geſinnungen und Ausdrücken gemäßigt. Er lehrt mich, vieles mit ganz neuen Augen anſehen; ich ſtudire mich ordentlich in ihn hinein, wie in ein Buch.

Den 5. December.

Als Dornburg in unſerm, einmal wieder gehaltenen, Kränzchen, in welches ihn Nolten mitgebracht hatte, geſprächsweiſe den Satz ausſprach, daß in Europa jetzt eine ächt menſchliche Bildung im Allgemeinen unmöglich ſei, ſahen wir ihn mit Verwunderung an; und aufgefordert, ſich hierüber zu erklären und zu rechtfertigen, hielt er uns in ſeiner leichten und doch beſtimmten Weiſe zu ſprechen, welcher man nur mit Vergnügen zuhören kann, ungefähr folgenden Vortrag:

„Wenn ich behaupte, begann er, daß in Europa jetzt die ächt menſchliche Bildung unmöglich ſei, ſo muß ich mich zuerſt darüber ausſprechen, was darunter zu verſtehen iſt. Ich verſtehe aber darunter die ſittliche, oder die praktiſche Bildung im edeln Sinne des Wortes. Ich ſtimme nämlich ganz dem Worte bei, welches unſer Nolten immer im Munde führt, daß das menſchliche Leben ſeinem Weſen nach eine Thätigkeit iſt; die Entwickelung dieſer Thätigkeit aber gibt eben die Bildung, welche ich die ſittliche oder praktiſche genannt habe.

Man kann die Wahrheit hiervon schon daraus ableiten, daß man von einer humanen Bildung bei Einzelnen Individualität, beim Volke Nationalität fordert: Individualität aber hat der Mensch, Nationalität das Volk durch nichts anderes, als durch sein Thun oder Streben. Nur hierdurch gliedert sich die ganze menschliche Eigenthümlichkeit bestimmt und charakteristisch. Alles andere hat der besondere Mensch mit allen andern mehr oder weniger gemein; es ist ihm wie etwas Aeußeres und Fremdes mitgetheilt und aufgetragen; aber in seinem Wollen und Thun spricht er sein eignes Ich aus, findet er seine tiefste Seele und einen Maßstab der sichern Selbstbeurtheilung ohne Täuschung. Wie allein das Handeln den Menschen charakterisirt und individualisirt, sehen wir auch aus der ächten Dichtung, die ja nur ein Bild des Lebens ist. Wenn der schlechte Dichter seinen Helden auch von allgemeinen Sentenzen und den herrlichsten Empfindungen überfließen läßt, so bleibt dieser dessenungeachtet immer ein unbestimmtes, wesenloses Ding; der wahre Dichter aber zeichnet nicht seine Menschen durch das, was er sie sagen, denken und fühlen, sondern was er sie thun läßt. Wie der gute Dichter aber an idealen, so verfährt der gute Erzieher an wirklichen Menschen. Denn auch in diesen ist ja etwas nur Ideales, nur Mögliches, welches die Erziehung real, wirklich zu machen helfen soll. Die Bildung ist eben nichts anderes, als die Verwirklichung dieses Idealen durch Thätigkeit.

Der Erzielung dieser wahren Bildung aber steht in Europa schon das Vorurtheil entgegen, daß die Bildung vorzugsweise oder gar ausschließlich im Intellectuellen

liege, da doch alles Intellectuelle, die Ausbildung des Gedächtnisses, der Phantasie, ja selbst der Denkkraft, nur Vorbereitung, Einfassung, Verzierung oder auch nothwendiges Mittel ist, die eigentliche Menschenbildung aber ihrem Wesen nach nur im Praktischen enthalten sein kann. Ich habe es wohl über den Ocean hinüber gehört, daß sich in der neuesten Zeit auch viele fromme Stimmen mit dem Ausruf erhoben haben, der Kern der Bildung liege im Gemüth, wodurch denn die starre, einseitige Kopfbildung sich mit etwas Sentimentalität verbrämt haben mag. Diesem Vorurtheil gemäß sind alle Schulen eingerichtet, und da alle Bildung in Europa im Großen nur aus den Schulen hervorgeht, so bleibt der eigentliche Mensch, nämlich sein Streben und seine Thätigkeit, ungebildet. Ich aber glaube ein Recht zu haben, diese ganze sogenannte Bildung nicht einmal eine Halbbildung, sondern eine After- und Scheinbildung zu nennen. Und zwar ist sie dieses in doppelter Hinsicht: sie macht den Menschen selbst glauben, er sei wirklich gebildet, und verbreitet den gleichen Schein auch von andern. Käme es darauf an, durch Thaten und Handlungen den Gehalt des eigenen Geistes zu beurkunden, es würde diesen vielwissenden Wortmenschen schwer werden, und sie würden sich mit dem schlichten amerikanischen Landmann schwerlich messen können. Das ist der Fluch, welcher auf dieser europäischen Scheinbildung ruht, daß sie gar keinen Einfluß auf das Handeln hat, sondern demselben ganz entfremdet ist, daß sie den Menschen nicht zur innern Lauterkeit über sein eigenstes Selbst kommen läßt, und daß sie sogar zum Mittel dient, mit eingelerntem Wissen zu prahlen.

Noch in vielem andern finden wir bei näherer Ansicht der Sache, daß die europäische Scheinbildung ihren Zögling verkehrt macht und verdirbt. Sie, welche auf die menschliche Thätigkeit gar keine Rücksicht nimmt, erweitert oft den Gesichtskreis dergestalt, daß ihr Schüler später das, was in seinem kleinen Wirkungskreis liegt, als geringfügig, ganz übersieht und verachtet, oder sie erregt nur allzuhäufig Wünsche und Anforderungen, welche das nachfolgende Leben nicht befriedigen kann, und welche den Menschen unzufrieden mit seinem kleinen Loos und dadurch höchst unglücklich machen. Eben so zu beklagen ist der Sohn dieser modernen Cultur deßwegen, daß das Bessere ihn immer anspricht, er aber bei jedem Versuche, ihm zu folgen, nur die Ohnmacht seines Willens empfindet. In sich immer wiederholenden Aufregungen und guten Vorsätzen fließen die Jahre dahin, und das Leben bleibt gemein. Den größesten sittlichen Schaden aber bringt diese Scheinbildung dadurch hervor, daß sie den Menschen, das Volk, die Zeit in Widerspruch mit sich selbst bringt. Sie läßt nämlich eine besondere abgeschlossene Gedanken- und Empfindungswelt neben dem wirklichen thätigen Leben entstehen. So spukt vielen das Alterthum, wie ein Roman, in dem Kopfe, — und es ist schlimm genug, daß man diesen träumenden oder grübelnden Verirrungen des Geistes in eine fremde Vergangenheit sogar das Wort reden muß, um größere Verirrungen zu verhüten oder unschädlicher zu machen. Wer ganz in der Vergangenheit lebt, wird nicht einmal diese zu fassen vermögen, geschweige, daß er für die Gegenwart taugte. Gar viele edle Kräfte vergräbt die europäische Bildung in die Gelehrsamkeit.

Andere, unentschiedene Gemüther, schwanken zwischen der aufgedrungenen Gedanken- und der wirklichen Welt, und kommen nie zur Ruhe. Das, was sie gelernt haben, widerstreitet dem, was sie erfahren, ihre Grundsätze leben in Krieg mit ihren Gefühlen, Kopf und Herz stehen im Gegensatz und sie sind in der Theorie, wie sie es heißen, ganz andere Menschen, als in der Praxis. Was von dieser Verzerrung der menschlichen Natur allein die Schuld trägt, brauche ich nicht zu sagen! Wie sich aber die gemeinsten Seelen bei dieser Art Bildung noch am behaglichsten befinden, so geht es den edelsten am schlechtesten. Die gemeinen nämlich werden durch ideale Anwandlungen wenig geneckt und in ihrem niedrigen Alltagstreiben durch die Erinnerungen an die Schulweisheit nicht gestört; die edeln hingegen streben ohne geübte Kraft und ohne Kenntniß derselben und der Welt die empfangenen Anregungen zu verwirklichen, und werden dadurch zu Phantasten. Es ist gewiß nicht zu läugnen, daß der Einfluß der europäischen Schul- und Bücherbildung auf die edelsten Gemüther nur Schwärmerei sein kann, und daß sie ihrer Jugendbildung den Einfluß auf ihr Handeln ganz entziehen, wenn sie sich von der Schwärmerei losmachen. In diesem Fall aber werden sie am Ende eben so gemein, als es jene andere Klasse von Anfang an war.

So wirkt die europäische — oder warum sage ich nicht lieber bestimmter: die deutsche? — Bildungsweise, wo sie wirkt, verderblich. Denn sie verwandelt den Menschen entweder in einen dem Leben abgestorbenen Gelehrten, oder sie erkünstelt in ihm einen unseligen Zwiespalt, oder sie macht ihn zum Schwärmer."

Als Dornburg dieſe Worte geſprochen hatte, hielt er ſtill, und ſeine Zuhörer ſchwiegen einige Augenblicke; vielleicht, daß ſie über die neuen, kühnen Angriffe mitten unter einem Kreis von Lehrern betroffen waren. Mich aber beſchäftigte eine ganz andere Vorſtellung: Biſt du nicht im Grunde auch ein Schwärmer? jetzt noch, wie vormals? und biſt du es nicht durch deine einſeitige Bücher- und Schulbildung geworden? — Nolten hatte unterdeſſen bemerkt, daß der Redner ſeinen Satz, daß die ächte Bildung jetzt in Europa unmöglich ſei, noch nicht bewieſen habe; denn er habe bisher blos gezeigt, daß unſer jetziger Unterricht den Menſchen eher ſchlechter, als beſſer mache.

„Ich fahre alſo mit der Behauptung fort, nahm Dornburg die Rede auf, daß dieſes überhaupt kein Unterricht vermag. Denn kein Menſch iſt aus bloßer Erkenntniß, aus Grundſätzen und Ueberlegungen gut. Wie alle ächte Bildung in der menſchlichen Thätigkeit liegt, ſo kann der Menſch auch nur thätig, praktiſch zur Bildung gelangen. Die Erziehung ſoll den Menſchen anleiten, auf die rechte Weiſe thätig zu ſein, ſie ſoll ſeine Wirkſamkeit lenken, regeln und veredeln, und alle Lehre und ſogenannte Erbauung ſoll dieſer Thätigkeit dienen. Nur was der Thätigkeit fruchtet, ſoll gelernt werden. Dieß bezweckt die Schule, die niedrigſte wie die höchſte; aber den Menſchen in ſeiner Thätigkeit und durch ſie fortzubilden, das überſteigt ihre Kraft, ihre Zeit, ihre Mittel. Da treten nun für den Amerikaner die Geſellſchaft und die Natur ſelbſt als ſeine Erzieherinnen auf — dieſelben, die ſich in Europa aller ächten Bildung entgegenſtemmen.

Dieſes will ich nachweiſen, und will mit dem — Geringfügigern, mit der Geſellſchaft anfangen.

Ich bin ein Bürger des amerikaniſchen Freiſtaates, und darf, ja ich muß der Verfaſſung meines neuen Vaterlandes vor denen der europäiſchen Staaten den Vorzug geben. Ich behaupte nur ſo viel, daß ohne ein demokratiſches Element in der Verfaſſung, ohne Volksvertretung, und ohne Freiheit der Rede und Preſſe nirgends ächte Bildung möglich iſt. Man preiſ't das Studium der Geſchichte und des Alterthums, weil es den Blick des Menſchen über ſein kleines Tagewerk erweitere, aber irgend eine Theilnahme an der Geſetzgebung und freie Debatte über alle öffentlichen Angelegenheiten erweitern dieſes Tagewerk ſelbſt und ziehen die Einſicht mit fort. Wo bei unveränderter Thätigkeit ſich nur der Geſichtskreis ausdehnt, entſteht eben die beliebte Scheinbildung. Nur wo der Menſch für das Allgemeine mithandeln, mitſprechen darf, fühlt und erkennt er ſich als lebendiges Glied der Gemeinſchaft, und die Sache wird ihm um ſo lieber, je mehr er für ſie thut. Ohne irgend eine Theilnahme in Wort und That, erſtirbt auch der Antheil des Herzens. Höchſtens bleibt politiſche Schwärmerei und Salbarei übrig, denn das Handeln berichtigt und mäßigt ja bei ſolchen Verhältniſſen die Einſicht und die Worte nicht. Aller wahre, beſonnene Gemeingeiſt verſchwindet, und der Einzelne hängt mit dem Staat, dem er zufällig angehört, nur durch ſeine ungemeſſenen Anſprüche und ideale Träume, und durch äußern Zwang zuſammen. Das ſieht man in Europa nicht ein, daß alle geſunde und dauernde Vaterlandsliebe nur aus dem Handeln für das Vater-

land hervorgeht und nothwendig hiermit verbunden ist. Daß überhaupt die Liebe und Einsicht dem praktischen Leben mehr zu verdanken haben, als dieses durch die Einsicht gewinnt, wird da für ein Paradoxon gehalten, wo das Vorurtheil herrscht, daß der Mensch durch Schule und Erkenntnißbildung praktisch gut werde. Aber darüber könnte man sich doch durch alle Erfahrung belehren lassen, daß die Rückwirkungen des Praktischen auf die Einsicht weit größer sind, als es der Einfluß der Theorie auf das praktische Leben ist.

Wie wohlthätig und mächtig wirkt überhaupt die edle äußere Thätigkeit auf den ganzen innern Menschen! Sie führt den Verirrten zur gesunden Vernunft zurück, sie unterhält und läutert die Liebe, welche durch sie erweckt ist, sie bildet dem Menschen allmählig tugendhafte Fertigkeiten und Gesinnungen an. Kommt hierzu nun noch die intellektuelle Bildung hinzu, so ist die Bildung vollendet. Man weiß es, welchen Gewinn der Geist durch Sprachübungen erhält, aber welche Bildung ihm durch Uebungen im Handeln zu Theil wird, scheint man in Deutschland noch nicht erkannt zu haben.

Sollte daher der Bürger aus seiner jämmerlichen Engherzigkeit, aus Gleichgültigkeit, Aberglauben und Thorheit herausgezogen werden, so müßte man ihn in eine solche politische Lage versetzen, worin er für das Gemeinwesen thätig sein könnte. Die Frucht dieser Thätigkeit würde Gemeinsinn und politische, ethische, religiöse Einsicht sein, welche dann der Unterricht nur auf klare Begriffe zu bringen hätte. Wenn man aber umgekehrt meint, man müßte die Verstandesreife abwarten, ehe man dem Volke eine

freie Verfassung — die man in Europa eine konstitutionelle nennt — geben könnte, so irrt man sich, denn jene entspringt nur aus dieser. Weil die äußere Lage die Griechen so sehr begünstigte, deßwegen blühte ihre Geistesbildung so schnell empor, und bei den europäischen Völkern wird sie eben zum Theil durch den Zwang des historischen Herkommens, zum Theil aber durch andere ungünstige äußere Verhältnisse zurückgehalten, von denen ich nachher sprechen will. Denn vorerst muß ich noch von den Hindernissen reden, die der europäischen Bildung die Gesellschaft in den Weg stellt.

Ich vermißte nämlich bisher die Bethätigung der Bürger an den öffentlichen Angelegenheiten. So lange diese fehlt, wird es blos erbärmliche Philister geben, die kein Vaterland haben, denn man hat blos, was man liebt, und man liebt blos, wofür man etwas thut. Daß aber die Bürger zum Zahlen der Steuern gezwungen werden und sich alles gefallen lassen müssen, was man ihnen vorschreibt, wird man doch kein Thun nennen wollen. In den letzten deutschen Freiheitskriegen erweckte der eröffnete Thätigkeitskreis eine große Begeisterung: sie verwandelte sich nachher in Gleichgültigkeit, als man sie nichts mehr thun ließ. Es ist daher sicher, daß das sittliche und religiöse Leben verfällt, wo man alle Theilnahme des Volks an politischen und kirchlichen Einrichtungen unterdrückt. Aber ich nannte oben noch ein Hinderniß, welches wenigstens in den meisten Staaten Europa's die ächte Bildung erstickt, nämlich den Mangel an freier Rede und Presse über alle allgemeinen und öffentlichen Angelegenheiten. Schmeichelei, Niederträchtigkeit und Falschheit

verpeſten das Leben, und das Urtheil, welches man wirklich hat, iſt von dem, welches man öffentlich ausſpricht, da geſchieden, wo dieſe Freiheit fehlt. Wenn zum Beiſpiel ein Fürſt oder ein Miniſter durch eine Provinz reiſt, gebärden ſich die Beamten und öffentlichen Blätter, als ſei ein Gott leibhaft unter den Sterblichen erſchienen; aber in Privatzirkeln ſpricht man hierüber, wie von einem albernen Schauſpiel. So iſt es überall, wenigſtens iſt die Gefahr vorhanden. Die einfache, redliche Geſinnung verſtummt, wo ſolche überſchwengliche Redensarten und nur Lobeserhebungen an der Tagesordnung ſind, und der Tadel ſogar verboten iſt. Dieſer Tadel aber niſtet ſich in den Privatmeinungen nur um ſo feſter ein, je weniger er ſich äußern darf, und artet ſehr leicht in eine unbedingte Tadelſucht aus. Wie die Schlechten durch die öffentliche Meinung nicht gezügelt werden, ſo ruht das Mißtrauen des Volkes auch auf den Gutgeſinnten, welche Macht und Einfluß haben; denn wo Alle ohne Unterſchied gelobt werden, macht das Lob ſchon verdächtig. Die Privatgeſinnung der Bürger nimmt auf dieſe Weiſe eine argwöhniſche, abgeneigte, feindſelige Stellung gegen alle öffentliche Perſonen und Handlungen an, und die Einzelnen können nicht gebeſſert und belehrt werden, weil ſie ſich nicht öffentlich ausſprechen dürfen. Mancher würde ſein Mißbehagen und Mißfallen ſchon los werden, wenn er es nur ausſprechen dürfte; weil er es aber in ſich verſchlucken muß, vergrößert es ſich leicht in eine Unzufriedenheit mit allem Beſtehenden. Die Kluft zwiſchen den Privatmeinungen und dem öffentlichen Leben wird um ſo größer, je mehr ſich jene verhüllen müſſen; die geheimen

Anforderungen, einmal erregt, ſind um ſo ungemeſſener, je weniger ſie beachtet werden. Auf dieſe Weiſe lähmt und verdirbt das öffentliche Leben, welches eine Schule der Tugend ſein ſollte, die ächte Bildung. Die niederträchtige Schmeichelei der Selbſtſüchtigen ruft bei den Beherrſchern leicht Hochmuth und Menſchenverachtung, bei den Beherrſchten ſicher Argwohn und Haß hervor. Nationalität, dieſe Stütze und Ergänzung jeder Privattugend, kann ſich nicht bilden, weil man ſich die Geſinnungen und Anſichten nicht in freier Rede und freiem Mitwirken ausgleichen können, und es iſt kein Wunder, wenn man dann den Staat als eine Zwangsanſtalt betrachtet. Wo das freimüthige Wort unterſagt iſt, muß der Schein nothwendig herrſchend werden, bis zu dem Grade, daß der Bürger ſelbſt da Verſtellung argwöhnt, wo keine iſt, und es kann unter ſolchen Verhältniſſen nur die europäiſche Scheinbildung gedeihen, welche mit eitelem Wiſſen oder überirdiſchen Gefühlen prunkt, während das eigentlich Menſchliche — die edele Thätigkeit und die hieraus erwachſende Kraft des Gemüthes und Klarheit der Einſicht — gebunden bleibt und verkommt.

Iſt nun hiernach die Bildung in Europa durch die geſellſchaftlichen Verhältniſſe erſchwert, ſo iſt ſie es noch mehr durch die Natur, und ich muß nun von dieſem zweiten Mißgeſchick ſprechen, welches über Europa, wenigſtens den meiſten Ländern Europa's und namentlich über Deutſchland ſchwebt.

In Nordamerika wohnt eine mäßige oder geringe Bevölkerung auf einem ungeheuern, unerſchöpflich fruchtbaren Ländergebiet; in Deutſchland hauſen ſehr viele

Menschen auf einem verhältnißmäßig kleinen und zum Theil nicht ergiebigen Boden. Da nun in Deutschland thatsächlich im Durchschnitte von vier Menschen einer in Dürftigkeit und von den drei übrigen zwei in steter Besorgniß vor Dürftigkeit leben, so behaupte ich, daß Deutschland an der Uebervölkerung leidet. Denn wo die Masse und Güte des Bodens zu gering ist, als daß er alle seine Bewohner ernähren könnte, da sind unstreitig der Menschen zu viel auf einem zu engen Raume zusammengedrängt. Diese Uebervölkerung aber läßt die ächte Bildung, die sittliche, politische und religiöse Cultur gar nicht gedeihen, und hierdurch eben ist die Natur der ächtmenschlichen Entwickelung bei weitem ungünstiger, als die vielen stereotyp gewordenen Formen der Gesellschaft, unter deren Zwang die freie Thätigkeit erliegt. Dieß zu beweisen wird eben so leicht sein, als in Deutschland bisher wenig beachtet ist.

Da die wahre Bildung in der Thätigkeit liegt, so hängt diese Bildung nothwendig von der Beschäftigung, dem Gewerbe ab. Wo nun die Ausdehnung des guten Bodens mit der Bevölkerung in dem richtigen Verhältniß steht, da treiben die meisten Bewohner den Ackerbau, wie auch in Amerika zwei Drittheile der Bevölkerung Ackerwirthe sind. Im umgekehrten Falle drängen sich die Nahrungslosen in große Städte zu vielen Tausenden zusammen und die Manufakturen, das Grab aller edlen Civilisation, werden mehr und mehr die vorzüglichste Nahrungsquelle. Soll ich auseinandersetzen, wie das verruchte Fabrikleben Geist und Körper verdirbt, alle Keime des Guten erstickt schon in den Kinderherzen? — Ich kann es kaum: denn

die Seele füllt ſich mir mit unbeſchreiblicher Wehmuth, wenn ich an die Kinder denke, die ohne der Kindheit goldene Tage genoſſen zu haben, ehe ſie zum Bewußtſein des Lebens gekommen ſind, einem immerwährenden Elende preisgegeben werden! — — — Ich brauche nur an den veredelnden Einfluß der ländlichen Natur und einer reinen, einfachen Beſchäftigung in ihr zu erinnern, um zu der Behauptung überzugehen, daß in großen Städten wohl die Vielwiſſerei, die Abgeſchliffenheit, die Mundfertigkeit, die äſthetiſche und religiöſe Sentimentalität, kurz die ganze Scheinbildung bis zu ihrer Vollendung, aber im Allgemeinen nimmermehr die ächtmenſchliche Bildung gedeihen kann. Ueberall, wo der Menſch den Einwirkungen der Natur entzogen iſt und nur noch von Menſchen und ganz künſtlichen Umgebungen berührt wird, muß er verkommen. Die Beſſern leben auch in dem Gefühl ihrer Armuth, in einer nicht zu heilenden Sehnſucht, welches Bewußtſein ſich bei dem großen Haufen in dem Jagen nach immer neuen Genüſſen und Zerſtreuungen ausſpricht. Man fühlt es insgemein, daß dieſes geſchraubte, beunruhigte, taumelnde Daſein nicht das rein menſchliche iſt, und die Verachtung des eignen Zuſtandes dehnt ſich bald zu einer allgemeinen Menſchenverachtung aus. Die Gelehrten tröſten dann ſich und die Menge, daß dieß die nothwendigen Uebel der Cultur ſeien, indem ſie ihre Scheinbildung Cultur nennen. Wo freilich die Natur ganz verbannt iſt und die Beſchäftigungen durchaus unnatürlich und gekünſtelt ſind, da muß endlich die Cultur bis zu dem Grade erlöſchen, daß man nicht mehr weiß, wozu ſie beſteht. Dieſe Großſtädter mit ihren Stubengelehrten beſtimmen

fordert wird, möchte der Mensch wenige reine Anforderungen an sich selbst machen. Das was er braucht, was ihm zum Fortkommen unentbehrlich oder nützlich ist, trägt, aller Declamationen ungeachtet, den Sieg davon, und die freie, uneigennützige Bemühung um edle, humane Geistesentwickelung verschwindet. Wo es so schwer wird, die natürlichen und erkünstelten Bedürfnisse zu befriedigen, bleibt keine Zeit und Kraft für das Edle übrig, und selbst der Beschäftigung mit Wissenschaft und Kunst ist etwas Banausisches aufgedrückt. Man würde es wohl bleiben lassen, sich mit ihnen zu beschäftigen, wenn man nicht von ihnen leben müßte; man treibt sie handwerksmäßig auf Speculation. — Man bezweckt in manchen Staaten Deutschlands eine sogenannte höhere Bildung des Bürgerstandes, und legt dazu höhere Bürgerschulen an; aber so lange man die Jugend des Mittelstandes nicht zwingen wird, diese Anstalten bis zu einer gewissen Reife zu besuchen, wird man nichts erreichen. Denn weil die drängende Noth des Lebens so groß ist, besuchen diese jungen Leute diese Anstalten gar nicht oder verlassen sie unreif. Ueberall muß das, was man Bildung nennt, erzwungen werden, denn der Noth kann man nur durch Zwang etwas abgewinnen: und das Erzeugniß desselben nennt man freie Bildung?? — Eine einseitige Erkenntnißbildung aus Zwang, in einem Leben voll Noth oder Angst — kann sie eine edle Frucht sein oder tragen?

Doch ich wende mich von dem, was man durch Schulen zu erreichen glaubt, und der äußern Noth wegen nicht erreicht zur traurigen Betrachtung, wie diese auf den sittlichen Menschen einwirke. Man glaube doch nicht,

ſtehenden Verhältniſſen nicht zufrieden ſein; wer kein Beſitzthum hat und von der Willkühr oder Barmherzigkeit Anderer leben muß, kann zu keiner innern Selbſtſtändigkeit gelangen. Man hat unrecht, dem Pöbel harte Vorwürfe zu machen; man ſollte nur ſeine Lage tadeln, er ſelbſt iſt ſo gut, als er als Pöbel ſein kann, und verdient unſer tiefſtes Mitgefühl. Wenn wir es ihm verſagen, ſo legen wir nur unſere Inhumanität an den Tag, daß wir uns in ſeine Lage nicht verſetzen können oder wollen. Man macht ihm Wankelmuth, Unbeſtändigkeit zum Verbrechen: aber kann ſich der Seele deſſen etwas Beſtändiges und Conſequentes anbilden, deſſen Beſtrebungen immer an die Befriedigung ſeiner augenblicklichen Bedürfniſſe gebunden ſind und deſſen äußere Lage ſo veränderlich und unſicher iſt? Wie kann denn Der zu einem feſten Charakter gelangen, deſſen Thätigkeit immer vom Augenblick und Zufall beherrſcht wird? Die Unbeſtimmtheit, Unſicherheit, die beſchränkte Befangenheit ihrer Thätigkeit muß ſich ja ſolchen Menſchen ſelbſt mittheilen und ihnen zur Gewohnheit werden. So gewiß iſt es, daß die innere Geſtalt des Menſchen größtentheils ein Erzeugniß ſeiner äußern Thätigkeit und Lage iſt.

Es bildet einen großen Contraſt, wenn man die öffentlichen Berichte der deutſchen Regierungen mit den geheimen Klagen der Bürgermeiſter der einzelnen Gemeinen zuſammenhält. Jene rühmen: unſere Bevölkerung hat in unſerm Kreiſe dieſes Jahr wieder tauſend Seelen gewonnen; dieſe aber jammern: wir haben jetzt wieder etwa fünfhundert Bettler mehr zu ernähren. Der Menſchen- und Vaterlandsfreund aber muß den Klagen der

Vorsteher der Gemeinen beistimmen, weil Bettler schwerlich zum Bewußtsein ihrer Menschenwürde kommen und schwerlich gute Bürger sein können.

Ist es Thatsache, daß in Deutschland ein Viertheil der Bevölkerung Dürftige sind, so wären also eben so viele von aller Bildung, sogar von der europäischen Afterbildung ausgeschlossen. Griffe die aus der Uebervölkerung hervorgehende Armuth in ihren entsittlichenden Folgen nicht weiter um sich, so könnte man sich allenfalls trösten. Aber die wirkliche Dürftigkeit geht in vielen Stufen zu dem eigentlichen Mittelstand über, der oft nur durch schwere Arbeit sein kärgliches Brod verdient, vielfach unter dem Druck von Nahrungssorgen und in banger Aussicht für sich und seine Kinder lebt, und im Fall der Noth noch übler daran ist, als der Bettler, weil er auf die öffentliche Wohlthätigkeit keine Ansprüche hat, oder sie zu machen, durch sein Ehrgefühl verhindert wird. In einer solchen Lage leben in Deutschland mehr oder weniger alle andere, außer einer kleinen Anzahl Reicher. Keiner von denen, die zu dieser Klasse gehören, kann vorherwissen, ob er nicht ohne seine Schuld in Dürftigkeit versinken, ob er nicht seine Kinder oder Enkel am Bettelstab sehen werde. Um das Schreckliche einer solchen Lage recht einzusehen — denn die Deutschen hat die Gewohnheit des allgemeinen Leidens schon abgestumpft und sie sehen als ein Verhängniß des Himmels an, was eine natürliche Folge der Uebervölkerung ist — muß man das gescherte Leben des nordamerikanischen Landmannes gesehen haben. Wenn dieser ein Vermögen von sechstausend Thalern besitzt, ist er so reich, als der, dessen Vermögen

ſich in Deutſchland auf vierzig tauſend Thaler beläuft, und er hat für ſeine eigene Zukunft und ſeine Nachkommen keine Beſorgniß zu hegen.

Nahrungsſorgen ſind oft drückender, als die wirkliche Noth, und daher verhindern ſie die Bildung eben ſo ſehr, als dieſe. Dem wird wohl keiner widerſprechen, welcher ihre Wirkungen an ſich oder andern kennen gelernt hat. Auch ſchon die Furcht vor Verarmung lähmt den Geiſt in ſeiner ſittlichen Entwickelung. Man ſagt mit Unrecht, daß ſolche Mißverhältniſſe die Bruſt ſtählen: die meiſten ſind der nagenden Sorge nicht gewachſen, und wer ſich auch den männlichen Muth erhält, verliert doch die Heiterkeit, in der allein das Leben ſchön gedeiht. Eine finſtere Strenge im freudeleeren Buſen iſt wahrlich nicht das rechte Leben! Ob aber der Leichtſinn, welcher nur allzu begründete Beſorgniſſe gar nicht aufkommen läßt, mehr zu loben ſei, ſteht ſehr in Frage. — Man ruft wohl der Jugend in Deutſchland zu: ſie ſolle Kunſt, Wiſſenſchaft und edle Bildung aus freier Liebe, rein um ihrer ſelbſt willen erſtreben; aber die Noth, der Druck der Verhältniſſe ſpottet dieſes wohlgemeinten Rathes. Beſonnene Väter rathen hier auch ganz anders, als die wohldenkenden Lehrer. Die Jugend hat vor allem ſo viel zu lernen, als ſie braucht, um den Eltern nicht mehr zur Laſt zu fallen und ſo ſchnell als möglich in die erſchwerte Lebensbahn einzurücken; denn bei dem Drängen der jungen Leute zu Gewerben und zu Aemtern ſind die Forderungen unmäßig geſteigert. Wo aber ſo viel geleiſtet werden muß, um z. B. ein Examen zu beſtehen, hat die eigene freie Liebe wenig Spielraum, und wo von außen ſo viel ge-

auch in Deutschland erstanden ist. Juden und Kaufleute sind unsere Neuadelichen, — auch wenn sie nicht geadelt werden. Das Gold ist ihr Patent.

Aber ich will nur noch ein Verhältniß anführen, welches in Deutschland die Thätigkeit und dadurch die Menschen verdirbt — nämlich die unendliche Vertheilung der Arbeit. Was muß nothwendig entstehen, wenn jeder nur Ein Geschäft, den Theil, ja den Theil des Theiles eines Geschäftes, einer Kunst und Wissenschaft versteht und treibt? Die Arbeit, welche auf den Markt gebracht wird, ist allerdings besser, aber der Mensch wird doch offenbar zur Maschine. Daher wird es z. B. den europäischen Gelehrten so schwer, ordentliche Menschen zu werden. Bei der großen Concurrenz in den gesteigerten Forderungen sind sie genöthigt, sich auf das kleinste Fach zu beschränken und sich im engsten Raume herumzutreiben. Das Werk, welches sie in dieser Beschränkung zu Tage fördern, mag von denen gepriesen werden, die an dergleichen Sachen Geschmack finden und sie zu beurtheilen verstehen: aber das Werk, welches ihre Thätigkeit an ihnen selbst hervorbringt, ist meistens schlechter Art. Ich beklage hier keineswegs, daß ihr Gesichtskreis enge sei — denn dagegen wirkt schon genugsam die europäische Afterbildung. Aber indem sie ihre Größe nur im Kleinlichen zeigen und bethätigen, werden sie selbst kleinlich, penible und häkelich; und wie sie alles in ihrem winzigen Fache haarscharf nehmen müssen, so engherzig beurtheilen sie auch alles im Leben, und eine freiere, großartige Denkungsweise ist ihnen sehr erschwert. Wie kann in einem so kleinen Kreise eine freiere Geistesbewegung statt

daß die äußern Leiden der Armuth blos äußerlich blieben, ſie werden, wenn der Menſch ſich nicht mehr im Zuſtande der thieriſchen Wildheit befindet, ſogleich zu noch größern innern Leiden. Kummer, Trübſinn, Hoffnungsloſigkeit bemächtigen ſich der Seele, und die äußere Plage ſpielt in den Gedanken und im Gemüthe vervielfacht, vergrößert, dauernd fort, und richtet den Geiſt zu Grunde, während ſie dem Leib nur beſchwerlich fällt. Ach! in Deutſchland ſind nur die Kinder glücklich, und auch dieſen verkürzt man ihre einzig glücklichen Tage durch den Zwang der Vielwiſſerei oder durch Fabrikarbeit. Und die Kinder ſind eben daher auch beſſer, als die Alten: die äußere Lage hat ſie noch nicht ſchlecht gemacht. Das iſt ein Fluch, welcher auf einem Geſchlechte ruht, wenn die Menſchen in der Regel um ſo eigennütziger, engherziger, gefühlloſer, mißtrauiſcher, liebloſer, kurz um ſo ſchlechter werden, je länger ſie leben, ſo daß ſie zuletzt in ihrer Pfiffigkeit und Verſchmitztheit jede beſſere Anregung der menſchlichen Natur, jedes edele jugendliche Streben als Thorheit verlachen. Iſt es in Europa nicht ſo: Je älter, je erfahrner, deſto ſchlechter? Woher aber dieſe Erſcheinung? warum hält die Jugend ſpäter ſo ſelten, was ſie von ſich hoffen ließ? warum verfällt jedes aufblühende Geſchlecht, welches eben noch für alles Edele glühte, bald nachher in dieſelbe alte Gemeinheit? Wahrlich! nur die äußere Lage trägt die Schuld, und das erfahrene Alter hat von ſeinem Standpunkte aus Recht, über alle Begeiſterung Hohn zu ſprechen: denn ſie läßt ſich nicht realiſiren, das äußere Leben iſt mit ihr unverträglich. Wie in Zeiten, wo der Religionscultus ganz

darniederliegt, Unglauben; so reißt in Zeiten, welche von der Nothdurft und dem Bedürfnisse ganz beherrscht werden, Verläugnung der Tugend ein. Wo das Edle allzusehr erschwert ist, übt man es nicht mehr, und wo man es nicht übt, hält man es bald für eine Art von verrückter Ueberspannung. Ich erinnere mich im Tacitus von den infesta virtutibus tempora gelesen zu haben: gilt dieser Ausdruck nicht auch für die meisten Länder des jetzigen Europa, wenn auch aus einer ganz verschiedenen Ursache?

Auf die Beschaffenheit der menschlichen Thätigkeit kommt zuletzt alles an: der Mensch wird gut und schlecht durch sie, denn in ihr lebt und athmet er, sie ist gleichsam der im Flusse begriffene Mensch selbst. Kann nun die Thätigkeit in einer solchen Lage edel sein? In beengten und gedrückten Verhältnissen gehen alle Bemühungen auf die Befriedigung der Bedürfnisse, auf die Sicherstellung der äußern Existenz, und für ein höheres, gemeinnütziges Streben bleibt keine Zeit, keine Kraft, keine Lust, und zuletzt keine Fähigkeit mehr übrig. Derselbe, dessen Wissen in allen Gebieten umherflattert, ist in seiner Thätigkeit, also in seiner eigentlichen Menschheit, auf die engste Sphäre seiner und der Seinigen Bedürfnisse beschränkt. Durch ihre Arbeit werden die Meisten so sehr in Anspruch genommen, daß ihnen keine Muße zur Erheiterung, zur geistigen Sammlung übrig bleibt. Wo die Arbeit dem Menschen so aufgedrungen und im Einzelnen geregelt ist, daß sie ihn wie eine Maschine beherrscht und ihm alle freie Beweglichkeit nimmt, da muß der Mensch schon durch seine Arbeit zum Sclaven werden. Diese aufge-

zwungene Arbeit unterdrückt denn auch jede freie, ächt menschliche Thätigkeit. Wer nur aus Noth arbeitet, ist träge, wenn die Noth vorüber ist oder nicht mehr zu befürchten steht.

Die so gestaltete Arbeitsamkeit nimmt häufig noch eine häßlichere Form an. Durch die Uebervölkerung und die damit verknüpfte Armuth gewinnt das Geld einen unnatürlichen Werth und es wird das höchste Ziel des Strebens, der Maßstab, wornach über Verdienst entschieden wird, das zuverlässigste und oft einzige Mittel, Ansehen, Einfluß, Macht — ja alles zu erlangen. So entstehen dann die schnödesten Laster der Habsucht und des Geizes — Laster, welche im gesunden Naturzustande z. B. dem amerikanischen Landmanne, unbekannt sind; denn hier schätzt man den Reichthum nicht so hoch, weil es viel leichter ist, reich zu werden, weil man durch den Reichthum nicht so viel ausrichten kann und weil die Armuth ganz unbekannt ist. Nun tritt also die menschliche Thätigkeit in den Dienst dieser Habsucht, und die Arbeitsamkeit wird, wenn sie Glück hat, zur Arbeitswuth. Die habsüchtige Arbeitswuth durchwebt dann die Seele mit Härte, mit Tücke und Grausamkeit, und allem Schlechten. Wahrlich, es steht schlecht mit der Lage eines Volkes, wo das Geld der fast allgemeine Strebepunkt ist — ja wo es sogar als die nothwendige Bedingung der Bildung angesehen werden muß und es doch vom Zufall so ungleich und launenhaft ausgetheilt ist. In Rom kam nach der Verschmelzung der Patricier und Plebejer in Einen Stand ein neuer Geldadel der Nobiles auf, welcher nun nach ziemlicher Vernichtung des Geburtsadels

auch in Deutschland erstanden ist. Juden und Kaufleute sind unsere Neuadelichen, — auch wenn sie nicht geadelt werden. Das Gold ist ihr Patent.

Aber ich will nur noch ein Verhältniß anführen, welches in Deutschland die Thätigkeit und dadurch die Menschen verdirbt — nämlich die unendliche Vertheilung der Arbeit. Was muß nothwendig entstehen, wenn jeder nur Ein Geschäft, den Theil, ja den Theil des Theiles eines Geschäftes, einer Kunst und Wissenschaft versteht und treibt? Die Arbeit, welche auf den Markt gebracht wird, ist allerdings besser, aber der Mensch wird doch offenbar zur Maschine. Daher wird es z. B. den europäischen Gelehrten so schwer, ordentliche Menschen zu werden. Bei der großen Concurrenz in den gesteigerten Forderungen sind sie genöthigt, sich auf das kleinste Fach zu beschränken und sich im engsten Raume herumzutreiben. Das Werk, welches sie in dieser Beschränkung zu Tage fördern, mag von denen gepriesen werden, die an dergleichen Sachen Geschmack finden und sie zu beurtheilen verstehen: aber das Werk, welches ihre Thätigkeit an ihnen selbst hervorbringt, ist meistens schlechter Art. Ich beklage hier keineswegs, daß ihr Gesichtskreis enge sei — denn dagegen wirkt schon genugsam die europäische Afterbildung. Aber indem sie ihre Größe nur im Kleinlichen zeigen und bethätigen, werden sie selbst kleinlich, penible und häkelich; und wie sie alles in ihrem winzigen Fache haarscharf nehmen müssen, so engherzig beurtheilen sie auch alles im Leben, und eine freiere, großartige Denkungsweise ist ihnen sehr erschwert. Wie kann in einem so kleinen Kreise eine freiere Geistesbewegung statt

finden? Daher wird ihr sogenanntes Studium bald ein gewohnheitsmäßiges Handwerk. Allmählig aber erweitert sich ihnen ihr Kreis mehr und mehr zu einer kleinen Welt: und das erfüllt sie mit einem lächerlichen Dünkel und Kastengeist. Sie nisten sich in ihr Fach leicht so ein, und müssen sich mit ihm so viel zu schaffen machen, daß sie an nichts außer ihm thätigen Antheil nehmen und nehmen können; daher werden sie nothwendig inhuman, wenn anders die wahre Humanität nicht in einem engen Kreislauf und nicht ohne weitere Thätigkeit gedeihen kann. So habe ich viele Philologen kennen gelernt, welche, trotz ihrer Humanitätsstudien, ganz jämmerliche und erbärmliche Menschen waren: eitel sind sie fast alle. Wenn nun das am grünen Holze geschieht, was ist vom dürren zu erwarten? — Ich sage, an allem diesem ist großentheils die unendliche Zersplitterung der Arbeit Schuld, und eine fördernde Thätigkeit gedeiht blos da, wo die äußere Lage eine gewisse Mannigfaltigkeit und Abwechslung der Beschäftigung zuläßt, wie z. B. beim nordamerikanischen Landmanne. Aber in Europa verlangt man nur vollendete Luxus- und Kunstartikel; daß dabei der Mensch zu Grunde geht, kommt nicht in Frage. Nur die Produkte gelten, die Menschen sinken an Werth, wo ihrer zu viele sind. Es ist nichts seltenes, daß Hausleute ihre kranken Thiere besser pflegen, als ihre kranken Kinder, ja daß sie den Tod dieser wünschen, weil sie in dem Tod ihrer Kinder eine Erleichterung ihrer eigenen Noth sehen, oder weil dem Menschen nichts Besseres geschehen könne, als von der Welt genommen zu werden, ehe er deren Elend erfahren habe. So unterdrückt die Armuth die heiligsten

Gefühle! so verwandelt sie die tiefste Sprache der ewigen Natur! — Andere befreien sich durch Selbstmord von diesem trostlosen, zwischen Furcht und Hoffnung hingespannten Leben, weil sie die Bürde ihres Schicksals nicht ertragen können, oder die Demüthigung fremder Wohlthätigkeit nicht ertragen wollen. Es sind wahrlich! nicht die schlechtesten Opfer des Scheusals der Armuth.

Gegen diese zahllosen Uebel gebraucht man zwei, sehr verschiedenartige Trostgründe. Man sagt: in Deutschland ist doch noch kein Mensch Hungers gestorben. Ganz recht: die Leiber werden nothdürftig erhalten, aber daß die Seelen zu Grunde gehen, das berücksichtigt man nicht. Wenn die Armuth das Leben sogar verlängerte, so vernichtete sie es dennoch innerlich, während sie es äußerlich erhielte! Was liegt am Leben, wenn nur das Thier fortlebt, und der eigentliche Mensch im Thiere todt ist? Davon spreche ich ja eben, daß in einer so ungünstigen Lage das eigentlich Menschliche nicht gedeihen kann. Der andere Trost verweis't auf die Fügungen Gottes und die jenseitige Seligkeit. Aber Gott hat es ja anders gefügt: er hat jenseits des Oceans ungeheure, unverwüstlich fruchtbare Länder geschaffen, und es ist bloßer Unverstand der Menschen, daß sie aus überfüllten Ländern nicht dahin gehen, wo sie Ueberfluß und Glück erwartet. An dem Gedanken der himmlischen Seligkeit könnte man sich allenfalls ergötzen, wenn uns das irdische Elend nur nicht so schlecht machte, daß wir der himmlischen Seligkeit unwürdig würden. Der erste Trost wäre richtig, wenn wir Thiere, der zweite, wenn wir Engel wären. Als Menschen aber haben wir für die Entwickelung unserer ächt-

menschlichen Natur zu sorgen: das allein heißt den Willen Gottes erfüllen und sich für den Himmel vorbereiten. Das können wir aber einzig und allein in einer günstigen äußern Lage, welche wir herbeiführen müssen. Der ideale Trost soll erst da anfangen, wo die menschliche Thätigkeit aufhört.

Ich sprach bisher von den Deutschen, die in wirklicher Dürftigkeit, und von denen, die in der Besorgniß einer möglichen Armuth für sich und ihre Kinder leben. Aber wirkt denn der seltene Reichthum in solchen Umgebungen wohlthätiger auf den Menschen? Die Armuth verdirbt mittelbar auch die Reichen. Wo die Concurrenz der Betriebsamkeit so groß ist, werden sich die Reichen bei den sich entgegenstellenden Schwierigkeiten und Gefahren auf weitere Unternehmungen gar nicht mehr einlassen, sondern, sich auf das Verwahren ihrer Besitzthümer beschränkend, in einen schlaffen Müßiggang versinken. Dieser wird sich von ihnen aus, so viel als möglich über das ganze Volk um so mehr ausbreiten, da die Arbeit und Thätigkeit für es keinen Reiz in sich hat, sondern nur ein Effekt ist, den die Noth hervorbringt. Denn überall wo die freie Thätigkeit so wenig Spielraum hat, und die Arbeit so unerbittlich strenge geboten ist, muß dem Menschen diese verhaßt werden und Müßiggang als der beneidenswertheste Zustand erscheinen. Nur wo die Arbeit mäßig, mannichfach, nicht zu sehr erschwert und durch den Erfolg reizend ist, wie in Nordamerika, gewinnt das Volk die Thätigkeit selbst lieb, und der Reiche schämt sich seines Müßiggangs, statt daß er in Europa damit prunkt. In dieser Unthätigkeit der Reichen ent-

hüllen sich nun nothwendig die sinnlichen Begierden und Triebe, welche durch das Stadtleben genährt, zu einer furchtbaren Leidenschaftlichkeit anwachsen, bis nach Kurzem das in Genüssen aller Art, in Zerstreuungen und im Taumel hingebrachte Leben in abgespannte Gleichgültigkeit und Erschlaffung übergeht. Leben auch nicht alle Reiche in einer solchen Nichtswürdigkeit, so werden sie in übervölkerten Ländern auf eine andere Probe gestellt, die wenige bestehen. Sie sind da, wo der Reichthum das allgemeine Idol ist, die glücklich Gepriesenen, die hoch Emporragenden, die Mächtigen. Schon diese Meinung erzeugt in ihnen Eitelkeit, Dünkel und Hochmuth. Dann drängen sich aber Schaaren aus dem Pöbel zu ihnen heran, dienstfertige Sclaven, die sich ihren Winken zu Gebote stellen. So wäre es ein wahres Wunder, wenn sie nicht zum Ehrgeize, zur Herrschsucht, zu Gewaltthätigkeiten, zur Menschenverachtung verleitet würden — wogegen dem Reichen da, wo er keine Armuth neben sich findet, für seine sittliche Natur keine Gefahr droht. Diese letzte Classe von Laster nun können freilich die Armen nicht nachahmen, aber wie die Liebe zum Müßiggange, so wird sich auch jene erste Gattung: Luxus, Ueppigkeit, Schwelgerei über das ganze Volk ergießen, und sich in den niedern Sphären nur nicht mit so viel Anstand zeigen können. Denn die angestaunten Reichen, welche die Höhe der Gesellschaft einnehmen, sind ja die Gebieter der öffentlichen Meinung und der Volksbestrebungen: überall wird ihnen nachgeeifert! Diesem Verderbniß ist aber auch schon durch die herrschende Arbeitsscheu der Weg gebahnt. Denn überall, wo die freie Thätigkeit nicht um ihrer

ſelbſt willen geliebt wird, iſt ja der Menſch beſeitigt, und es ſtellt ſich das Thier ein mit ſeinen Trieben und Lüſten.

Daher iſt es in übervölkerten Ländern beinahe ſchwerer, den Reichthum, als die Armuth zu ertragen, und in manchen Europa's, namentlich in England, ſtehen die Reichen nach ihrem ſittlichen d. h. menſchlichen Werthe unter dem Pöbel.

Aus allem, was ich bisher geſagt habe, ergibt ſich denn die Wahrheit eines Satzes, daß jetzt in Europa und namentlich in Deutſchland die ächte Bildung im Allgemeinen unmöglich ſei — ſo weit man nämlich überhaupt im Gebiete des Geſchichtlichen von etwas Unmöglichen ſprechen darf. Und ſomit hätte ich mich meines Wortes, den Beweis eines ſo kühnen Ausſpruches zu liefern, entledigt."

Den 6. December.

Wie mich dieſer Vortrag Dornburg's ergriff — ich kann es nicht ausſprechen. Ich ſtürzte, als das Kränzchen zu Ende war, nach Haus, und brachte den übrigen Theil der Nacht mit dem Niederſchreiben zu. Der Vortrag war häufig durch unſere Fragen, Einwendungen oder Beiſtimmungen unterbrochen. Hätte ich ihn doch ganz ſo ſchriftlich auffaſſen können, wie er gehalten worden war! Dornburg ſtimmt in ſo erſtaunlich vielem mit Nolten und mir zuſammen, daß mir es beinahe wie ein Wunder vorkommt, und doch betrachtet er alles von einem ſo freien Standpunkt, ſo im Großen, ſo natürlich! Wie weicht das alles ab! — O daß der Menſch und ſeines

Lebens Entfaltung ein so natürliches Erdengewächs ist! Ich ahnete bisher wohl diese Abhängigkeit, aber ich verfolgte sie nie so. Wie demüthigend ist sie! Aber es ist nicht anders. Es folgt eigentlich schon aus dem Begriffe der Abhängigkeit, daß die Geistesentwickelung an die eigene Naturanlage des Menschen, an die Geschichte und an die äußere Natur gebunden ist. Aber daß die Einflüsse der beiden letztern so weit gehen — das ahnete ich nicht einmal. Nun schließt sich meine Pädagogik; meine Träume senken sich auf sichern Boden nieder, und — o Himmel! ich komme zur Vernunft.

Den 7. December.

Wollen wir mit nach Amerika gehen? fragte mich heute Nolten, so leicht hin, ich weiß nicht, ob im Ernst oder Scherz. Gott! er weiß nicht, welche Saite er in mir berührt hat. Ich halte den Gedanken von mir ab, ich unterdrücke ihn mit Gewalt; aber er kehrt immer wieder „Wollen wir nach Amerika gehen?“ Es klingt mir den ganzen Tag wie Sirenengesang im Ohre.

Den 8. December.

Sollte es aber auch wirklich wahr sein, was der Amerikaner spricht? Muß ich mich denn durch jede ununtersuchte Ansicht so beunruhigen lassen? — Ununtersucht? Ich denke ja unwillkührlich den ganzen Tag darüber nach. Ueberall knüpfen sich die Worte Dornburg's an meine eigenen Erfahrungen und Ansichten an. Es ist ordentlich,

als ob ich seine Meinung über unser deutsches Leben in ihren Resultaten schon in meinem Gefühle gehabt hätte: sie kam mir in meinem nie gestillten Schmerze zum Bewußtsein. Zeitlebens fühlte ich mich in meiner sittlichen Entwickelung gehemmt, und wie viele Hindernisse beengten mich in allem meinem Wirken für das Bessere. O Himmel! welch freudeleeres, schmerzerfülltes, unbelohnendes Leben führte ich bisher; nur wußte ich es nicht so genau, woher dieses alles kam. Ich schrieb die Schwierigkeiten zufälligen, besondern Umständen zu. Nun sehe ich es anders!

Daß Dornburg die sittliche Bildung schlechthin und nur sie Bildung nennt, mag einseitig genannt werden, aber es ist eine erhabene Ansicht! Nur auf die sittliche Bildung kommt es an, und jede andere ist nur in sofern Bildung, als sie dieser dient. Das hängt mit allem zusammen, geht aus allem hervor, was ich je bei mir über Erziehung ausmachte, besonders mit meinem Grundsatz, über den ich mich mit Nolten verständigte. So hätte denn ein Amerikaner mir diese Ansichten bestätigt; freilich er ist zugleich ein Deutscher. Wunderbare Macht des Zeitgeistes, der du in ganz getrennt Lebenden ähnliche Gedanken erweckest, der du Welttheile mit einander verbindest!

Den 10. Dezember.

Je mehr ich Dornburg's Begründung unseres Elends überdenke, desto mehr wundere ich mich nur darüber, daß noch so viel Gutes unter uns ist. Das Gute ist

mir ein Räthsel, nicht das Schlechte mehr. — Die eigenthümliche germanische Naturanlage! Wahrlich diese ist so edel, daß sie alle äußere Ungunst noch nicht hat zerstören können. Aber daß unter den obwaltenden Umständen sich diese herrliche Natur der Deutschen nicht edel und voll entwickeln kann, daran zweifle ich nicht mehr.

Den 11. Dezember.

Wie kann es aber besser unter uns werden? fragte ich heute Dornburg, mit dem ich jetzt häufiger zusammenkomme. Wir hofften bisher alles vom Gemeingeist; aber es scheint, daß noch andere Kräfte mitwirken müssen.

Allerdings, beschied mich Dornburg, ist ein edler Gemeingeist gleichsam die national ausgeprägte Gesammttugend eines Volkes, welche auch jede Privattugend belebt, erhebt, ergänzt und großzieht. Ohne Gemeingeist kann weder das Allgemeine, noch das Besondere auch nur erträglich gedeihen, verkümmert und zerfällt das Leben im Großen und Kleinen. Um aber einen solchen Gemeingeist durch das ganze Volk hervorzurufen, müssen die äußern Hindernisse beseitigt, muß eine günstige äußere Lage herbeigeführt werden, von welcher ja auch der Gemeingeist, wie jede Tugend, in seiner Entwickelung abhängig ist. Hier streben nun die europäischen Völker instinktmäßig und die Edlen unter ihnen mit Bewußtsein nach constitutionellen Verfassungen und Freiheit der Presse, ohne deren Besitz freilich von einer ächtmenschlichen und zugleich nationalen Bildung kaum die Rede sein kann. Aber man irrt sich, wenn man hiervon alles Gute erwar-

tet. Der Menschengeist muß ja nothwendig nicht allein gegen die Gesellschaft, sondern auch gegen die äußere Natur günstig gestellt werden. Die unglückliche äußere Lage in der Natur hat namentlich den Deutschen Uebervölkerung, und hiermit Armuth und die allzugroße Vertheilung der Arbeit gebracht, und dadurch die meisten der unzähligen Uebel erzeugt, an denen das deutsche Leben darniederliegt. — Als ich über Frankreich hierher reis'te, lernte ich in Paris mehrere Mitglieder einer Gesellschaft kennen, welche sich unter dem politischen und religiösen Druck der Bourbonen jetzt noch geheim hält. Sie nennen sich selbst St. Simonisten. Diese haben die Hauptkrankheit der europäischen Gesellschaft unstreitig richtig erkannt: sie finden sie in der allgemeinen Noth, in der jährlich zunehmenden Verarmung. Sie wollen dem Uebel abhelfen, und einen vernunftgemäßen und dem Geiste des Christenthums wirklich entsprechenden Zustand der Gesellschaft durch eine Gütervertheilung — aber allmählig, ohne gewaltsame Umwälzung — herbeiführen. Es ist die erweiterte lex agraria, die sie im Namen der Vernunft und des Christenthums auf friedlichem Wege geltend machen wollen. Und allerdings widerstreitet beiden ein Zustand, in dem Tausende darben, damit wenige schwelgen oder prunken können. Können die in einer solchen Lage neben einander Lebenden sich als Menschen achten? sich als Brüder lieben? Lieben sie sich wirklich als Brüder? Was würden sie thun, wenn sie sich als solche liebten, wenn sie wirklich Christen wären? Aber man hat in Europa auch das Christenthum zu einem Theile der beliebten Scheinbildung gemacht: es ist zu einem Erkennt-

nißgegenstand, zu einer Kirchen- und Schulsache, zu einem gelehrten Wortgezänk, zu einem sentimentalen Geschwätz geworden, was einem jeden leicht ist. Sobald man das Christenthum einmal lebte und übte, würden schnell alle Kirchen zu einer allgemeinen werden.

Ich schlage für Deutschland ein anderes Mittel vor, um dem allgemeinen Uebel abzuhelfen — es ist: Auswanderung. Es käme nur auf eine besonnene Leitung der Auswanderungen an, um jenseits des Alleghany-Gebirges in Nordamerika vielen Millionen Europäern eine glückliche Existenz zu bereiten, und in die europäischen Länder selbst würde dann eine längst entschwundene kräftige Lebensfrische und Gesundheit zurückkehren. Eigentlich wäre die Anlegung von großen Colonien heilige Pflicht der Regierungen: aber diese sehen ja bis jetzt die Uebervölkerung für ein Glück an, und die Staaten haben für ihr Maschinenwerk so viel zu sorgen, daß sie für Menschenwohlfahrt nur dann etwas thun können, wenn diese jenem dient. Daher müßten kleinere Privatunternehmungen vorangehen.

Nolten sah mich hierbei an und fragte mich: Romeo, was meinst du? — — Dornburg, welcher den Sinn der Frage verstand, sagte: Wenn ihr Lust und Muth habt, und sich etwa zwanzig bis dreißig Familien fänden, könnten wir am Missouri eine deutsche Stadt gründen, und an dem glücklichsten Erfolge der Colonie wäre nicht zu zweifeln.

Wie denkst du dir etwa die Ausführung? fragte Nolten.

Die unternehmende Gesellschaft, versetzte Dornburg, würde sich ein Landgebiet von etwa zehn bis zwanzigtausend Morgen ankaufen, und Ackerleute und Handwerker mit sich hinübernehmen, von welchen jede Familie einige hundert Thaler Vermögen besitzen müßte. An Ort und Stelle würden den Ackerleuten gegen eine gehörige Sicherstellung zu einem sehr billigen Preis Wohnungen und Ackerland angewiesen mit der Verpflichtung, zugleich die Grundstücke der unternehmenden Familien etwa acht Jahre lang zu bestellen. In dieser Zeit würde sich die Bevölkerung, gewiß auch durch neue Ansiedler von Deutschland aus, so vermehrt haben, daß die Unternehmer vielleicht nicht genöthigt wären, sich Sclaven zu halten, wie es im Missouri-Staate erlaubt und gebräulich ist. Auch würde schon durch die Gründung einer Stadt der Werth des Bodens um das vierfache, bald sogar um das zwanzigfache sich steigern.

Hier entspann sich nun ein weitläufiger Disput über die Zulässigkeit der Sclaverei. Dornburg behauptete, daß die Neger in Nordamerika sich in einer ungleich günstigern, mehr gesicherten Lage befänden, als die Armen in Deutschland. Es ginge ihnen leiblich und geistig besser, als unserm Gesinde und den Tagelöhnern, denn sie würden schon aus Eigennutz der Herrschaft schonender behandelt. Wir konnten uns aber dennoch mit dem Gedanken der Sclaverei nicht befreunden, und Nolten erklärte, daß er, wenn diese unvermeidlich nothwendig sei, der Idee einer solchen Ansiedelung von vorne herein entsage. Dornburg aber setzte uns auseinander, wie wir uns ja immer Arbeiter und Gesinde aus Deutschland her-

überkommen lassen könnten unter der Bedingung, nach etwa fünf Jahren ihnen eine ganz unabhängige, selbstständige Existenz zu verschaffen. Nur könne es der Privatgesellschaft nicht zugemuthet werden, dieß mit Bettlern zu versuchen, weil diese keine sichere Gewähr leisteten.

Auf die Frage Nolten's, wie viel Vermögen ein Unternehmer der Gesellschaft mit seiner Familie besitzen müßte, nannte unser Amerikaner die Summe von etwa sechstausend Thalern. Hierbei berechnete er es ganz genau, wie hoch sich alles Einzelne belaufen würde. Wir könnten, setzte er uns auseinander, in einem eigens gemieteten Schiffe entweder nach der atlantischen Küste von Nordamerika, dann zu Land bis an den Ohio und auf diesem Strome auf Dampfschiffen bis zum Missouri reisen; oder wir könnten den Weg auch nach Neuorleans und den Mississippi hinauf nehmen. Er bewies uns dann, daß diese weitere Seereise bei weitem nicht so kostspielig für die Gesellschaft sein würde, als etwa eine Auswanderung nach den benachbarten Provinzen Rußlands. Auch seien mit einer solchen Wasserreise viel weniger Beschwerden verbunden.

So viel brächten wir allenfalls zusammen, versetzte Nolten. Das hätte keine Schwierigkeit. Nicht wahr, Romeo? — Ich konnte diese Frage mit Ja beantworten.

Dornburg setzte hinzu, daß er bereit sei, sein ganzes väterliches Vermögen, welches in Geld zu verwandeln der Zweck seiner Anwesenheit in Deutschland sei, der Gesellschaft vorzuschießen; seine Braut in Newyork bringe ihm so viel, daß er schon dadurch sich im westlichen Nordamerika noch immer einen reichen Mann nennen könne.

Wir lehnten dieſen Antrag, wenigſtens für uns, ab; denn ich war verſichert, daß ich die erforderliche Summe von meinen Eltern erhalten könnte. Nolten fragte ſo vielerlei, ſo genau und angelegentlich, daß ich ſehen konnte, mit welcher Vorliebe er dieſe Idee erfaßt hat. Nachher ſagte er mir auch, daß er ſich ſchon Jahrelang mit dem Plane, auf ſeine eigene Fauſt nach Amerika zu gehen, herumtrage; nur ſeine leidlichen äußern Verhältniſſe hätten ihn bisher zurückgehalten. Er begreife es aber nicht, wie ſo viele geſchickte Aerzte in Deutſchland in der geplagteſten Lage aushalten könnten, da ſie in Nordamerika überall Ueberfluß und Anſehen erwarte. Solch' ein Gewohnheitsthier ſei der Menſch.

Den 14. December.

Merkwürdig iſt mir Sabel. Kaum hört er von der herrlichen Natur und dem glücklichen Leben am Miſſouri, als er in den Ausruf ausbricht: Da laſſet uns hinziehen ſammt Weib und Kind! An dem Abhange eines Hügels, von dem aus man den majeſtätiſchen Strom überblickt, will ich mir eine Wohnung erbauen laſſen an einer klaren Quelle, unter dem ſchützenden Schatten herrlicher Bäume. Sie muß aber aus Ziegelſteinen erbaut ſein mit europäiſcher Nettigkeit und Bequemlichkeit, und die Zimmer müſſen mir auf dem Erdgeſchoß gut gedielt werden, daß mich die oft aufſteigenden Dünſte nicht beläſtigen, von denen ihr ſprecht.

Nolten unterbrach ihn hier in dem Stkome ſeiner Beredſamſeit: Auch riethe ich dir, den Saft aus dem

Zuckerahorn durch lange Röhre in deinen Hof zu leiten, dann brauchteſt du zum Zuckerſieden nicht in den Wald zu gehen.

Aber Sabel ließ ſich in ſeinen Träumen nicht ſtören. Und unſere Häuſer, ſagte er, wenigſtens das meinige, hätte ich gerne nach Oſten gekehrt, damit ich von den Weſtwinden, die häufig ziemlich ſtark ſind, nicht beläſtigt werde.

Auch kannſt du leicht, fiel Nolten wieder ein, die Eichhörnchen von deinen Maisfeldern abhalten. Du brauchſt nur Abends und Morgens, bei Sonnenuntergang und Sonnenaufgang, in der Jahreszeit, wo die ungeladenen Gäſte ſich einſtellen, mit deiner Flöte um die Zäune zu ſpazieren. Das iſt beſſer, als ſie wegzuſchießen. Die Eichhörnchen in Amerika können das Flötenſpiel nicht vertragen; wie ſie nur einen Flötenton hören, machen ſie ſich gleich davon.

Sabel verbreitete ſich nun über das Glück des Landlebens und die Freude, ſeinen eigenen Acker zu beſtellen.

Wohlgemerkt! mit fremden Händen, fügte Nolten bei; aber Sabel ließ ſich nicht abbringen. Ich habe es auch ſchon früher an ihm erfahren, daß ſein Wortreichthum unerſchöpflich iſt, wenn er auf die Landwirthſchaft kommt.

Aber die Klapperſchlangen, die Wölfe, die Waſchbären! rief Nolten. Wenn ſich dieſe nur auch durch Flötentöne verſcheuchen ließen! — Dieß machte Sabel doch etwas beſorgt, und er meinte endlich, es wäre doch beſſer, wenn wir in einer Stadt mit einander zuſammen lebten; aber er müßte durchaus ein nahegelegenes Landhaus haben,

und die Stadt müßte regelmäßig erbaut werden. Er machte auch sogleich den Plan dazu.

So vermischen sich diese Phantasien in alle unsere Gespräche, in unsere ernstlichen und scherzhaften. Bei Jedem von uns sprechen sie sich nach seiner Weise aus.

Den 16. December.

Immer komme ich wieder, wenn ich allein bin, auf die Meditation zurück: ob denn wirklich die doppelte äußere Lage — die gesellschaftliche und natürliche — so erstaunlich wichtig für die Entwickelung des Menschen sei. Aber ich überzeuge mich immer mehr von der Wahrheit der Ansicht unseres Amerikaners. Die äußere Lage bestimmt nothwendig die Thätigkeit, und die Thätigkeit bestimmt großentheils den ganzen innern Menschen. Ich sage großentheils; denn der Mensch hat ja eine freie Denk- und Willenskraft, durch die er sich aus sich selbst, von Innen heraus bestimmen soll, welche eben der Kern aller menschlichen Thätigkeit ist. Aber ist diese Selbstkraft, wie man sie nennen kann, diese Selbstthätigkeit oder dieser Verstand, wie ich sie früher hieß, nicht selbst an äußere Erregungen gebunden? Diese sind aber eben die äußere, die abgenöthigte Thätigkeit, denn diese wirkt auf jene verwandte Selbstkraft unmittelbar, am tiefsten und umfassendsten ein. In einer sittlich fördernden, günstigen Lage wirkt nun nothwendig die äußere Thätigkeit so, daß jene Selbstkraft erstarkt, in einer ungünstigen so, daß sie unterdrückt wird.

Ueberlege ich dieſes näher, ſo finde ich, daß man wirklich bei aller Erziehung den Menſchen auch ſo beſchaffen *vorausſetzt*, daß ſein Inneres durch ſein Aeußeres beſtimmbar ſei. Denn wie könnte man ihn ſonſt erziehen wollen? wie könnte ſich die Erziehung nur irgend einen Werth zuſchreiben? Wenn die (abſichtliche) Erziehung daher oft nichts ausrichtet, ſo geſchieht dieſes nicht deßwegen, weil die innere Selbſtthätigkeit ihr überlegen wäre, und der Menſch ſich *ſelbſt* anders beſtimmte, als man ihn von außen beſtimmen will, ſondern weil der Menſch noch von *andern* Einflüſſen, äußern und innern ſeines Temperaments und Naturells, abhängig iſt, und von dieſen überwiegend beſtimmt wird. Es läßt ſich daher beſtimmt ſagen: Wäre der Zögling von nichts anderm — weder äußerlich noch innerlich — abhängig, als von ſeinem Erzieher, ſo könnte dieſer ihn ganz ſo entwickeln, wie er wollte. Da aber die anderweitige äußere Abhängigkeit ſchon wegen ihrer Dauer bei weitem entſcheidender iſt, als die Jugenderziehung, ſo beſtimmt ſie den Menſchen im Großnn durchgängig.

Will alſo die Jugenderziehung ſich zu einer Volks- und Menſchenerziehung erheben, ſo muß ſie die äußere Lage der Geſellſchaft ſo machen, daß dieſe Lage immer fördernd, veredelnd auf den Menſchen einwirkt.

Wahrlich! Dornburg hat Recht nicht nur in dem, was er in dieſer Hinſicht über Europa und Amerika ſagt, ſondern auch in den allgemeinen Anſichten, welche dieſen beſondern Ausſprüchen zu Grunde liegen. Jeder Erzieher iſt eigentlich mit ihm hierin einverſtanden: es weiß es nur nicht jeder, daß er es iſt.

Dieſe Anſicht des Menſchenlebens könnte entwürdigend, troſtlos erſcheinen, denn ſie hebt eigentlich die menſchliche Freiheit auf, indem ſie dieſelbe als eine in allen ihren Aeußerungen endliche, gebundene Kraft darſtellt, die wenn ſie ſich wirklich einmal rein aus ſich ſelbſt beſtimmte, nur von Glück ſagen kann, keinen hinlänglich ſtarken auswärtigen Einfluß erfahren zu haben, dem ſie ganz ſicher unterlegen wäre. Aber es iſt eine ganz entgegengeſetzte Weltanſicht, ob wir uns ſelbſt dem Sittengeſetz gegenüber beurtheilen, oder Andere und demnächſt auch uns ſelbſt als Objecte der Erziehung betrachten. Nach jener idealen Anſicht beurtheilen wir uns als freie, ewig ſelbſtſtändige Geiſter, nach dieſer natürlichen Auffaſſungsweiſe nehmen wir den Menſchen als ein Naturprodukt, welche zwar eine innere Selbſtthätigkeit hat, die aber von außen her ganz und gar beſtimmt werden kann. Ohne dieſe Vorausſetzung wäre ſchon der Gedanke der Erziehung ein Unſinn. Dieſe beiden, ſcheinbar ſich widerſprechenden Betrachtungsweiſen mit einander zu vereinigen — hat mich die Philoſophie meines A. gelehrt. Ich bin beruhigt. Andere mögen zuſehen, wie auch ſie ſich zurecht finden. Nur das muß mir Jeder zugeben, daß dieſe beiden Betrachtungsweiſen wirklich vorhanden und der menſchlichen Natur nothwendig ſind.

So ſchließt es ſich mir im Kopfe ab: ich habe mir wahrlich dieſer Jahre unwillkührlich eine ganze Pädagogik zuſammengedacht. Hiermit geht ſie, wie Ariſtoteles es will, in die Politik über. Mein Verfahren war unſyſtematiſch, aber ich meine doch ſicherer zur Wahrheit gekommen zu ſein, als wenn ich mit einem Syſtem begonnen

hätte. Ich bin froh, daß ich mir alles niedergeschrieben habe; wenn ich einmal nichts besseres zu thun weiß, will ich ein System daraus machen — — Zu thun weiß? In Amerika! in Amerika!

Stille, mein Herz! Zuerst will ich mich nach meiner Weise — denn ich bin ja ein Deutscher — theoretisch, später werde ich mich dann auch praktisch orientiren. — Welch' ein Umschwung gäbe das meinem Leben! Es wäre eine Radikalcur!

Den 18. December.

Vater und Mutter verlassen? — Aber bin ich denn in Deutschland bei ihnen? Ich gehe nur ein wenig weiter von ihnen weg! Denn der Ocean ist in der neuern Zeit ein williger Diener des Menschen geworden; er trennt die Menschen nicht mehr, sondern verbindet sie. Er ist ein Flügel für die Schritte der Menschen, er hat beinahe aufgehört, ein Raum zu sein. Eine Colonie am Missouri läge jetzt nicht weiter von Deutschland, als ehemals die griechischen Pflanzstädte in Sicilien von Hellas. — Aber die Freunde? — O du guter Himmel! würde ich mit diesen nicht enger vereinigt zu dem thätigsten Freundschaftsbund? Was sind mir Freunde, die ferne von mir in einer andern Beschäftigung, in andern Interessen leben? was sind mir selbst die, welche Eine Stadt mit mir verbindet? Was können wir uns sein? Wie oft kommen wir zusammen, und wenn wir zusammenkommen, was sprechen wir oft mit einander? Da wir nun in unsern pädagogischen Ansichten mit einander einverstan-

den sind, was werden wir in Zukunft mit einander zu verhandeln haben? Was bringt uns das Leben? wie regt es uns an? Wahrlich die Freundschaft scheint mir, je mehr ich es überlege, je schärfer ich beobachte, nur der Erfolg des Zusammenwirkens auf gleichgestimmte Gemüther zu sein! Sie kann in unserm zersplitterten Leben, wo jeder sein eignes winziges Geschäft hat, und es nichts allgemeines mehr zu thun gibt, nicht mehr bestehen. Sie entsteht wohl immer von neuem in jedem jungen Herzen, denn die Natur ist unerschöpflich in ihren Erzeugnissen, aber sie besteht nicht lange; die ungünstige äußere Lage zerknickt sie. Man sollte eigentlich im Alter mehr Freunde haben, als in der Jugend, denn man kennt ja mehr Menschen: aber man hat weniger, oder gar keine Freunde mehr! Unsere Freundschaften werden im jugendlichen Alter in der Hoffnung auf das Leben geschlossen: mit der Hoffnung gehen sie vorüber! — Aber wenn ich mich in einer freien Pflanzstadt mit meinen Freunden vereinigt denke — — ich mag mir das Bild gar nicht weiter ausmalen. Dann würden sie mir erst Freunde werden! — Gustav! gingst du mit? Mein Herz sagt Ja, mein Kopf sagt Nein. Ich weiß es nicht. O wenn Du mitgingst, mein Jugendfreund, und auch der Freund meines Alters würdest!

Mein Vaterland verlassen? — Ich trage deine Worte in der Seele, mein Bruder, das Vermächtniß, welches du mir hinterließest, als du nach Waterloo in den Tod gingst. Sie waren die Leitsterne meines bisherigen Lebens, so oft sie sich mir auch hinter dicke Wolken verbargen. Wenn ich meine Phantasie wahr machte, Geist

meines hohen Bruders, ich würde nicht vor dir erröthen. Lasse ich mein Vaterland im Stich? Verließen jene Griechen ihr Vaterland, welche nach Süditalien griechische Bildung verpflanzten und ein zweites Hellas gründeten? erweiterten sie ihr altes Vaterland nicht durch das neue? Soll, muß denn Deutschland auf Europa, auf die alte Welt beschränkt sein? kann es nicht auch in der neuen erstehen? Soll es denn allein den Engländern und Franzosen vergönnt sein, ihren Geist, ihre Sprache, ihren Namen in allen Erdtheilen anzusiedeln, und überall allein ihrem Ruhme und ihrer Macht Trophäen zu errichten? und sollen allein aus Deutschland nur Bettler und Gesindel auswandern, sich niedrig, roh und feig unter die Ausländer verlieren, und den Namen des herrlichsten Volkes auf dem ganzen Erdenrund in die schnödeste Verachtung bringen? Oder ist dem nicht so, buchstäblich so? — Und wenn ich aus Deutschland gehe, welches Werk verlasse ich dann? Ein solches, zu dem sich viele Hungrige drängen, welches viele zu größerer Zufriedenheit d. h. besser, als ich, verwalten werden. Das Selbstgefühl, irgendwo unentbehrlich zu sein, vergeht jetzt auch dem Tüchtigen, denn es bleibt nur Alltägliches zu leisten übrig. Die Forderungen und Ansprüche sind der Art, daß sie der gewöhnlichste Kopf am besten zu leisten vermag, der bessere Mensch sie oft gar nicht erfüllen kann. Ich werde bei Mehrern Freude erregen, wenn ich ginge, als wenn bleibe.

Cäcilie! Cäcilie! Warum ich sie nicht zuerst nannte, vor Eltern, Freunden, Vaterland? — — Ich nenne ja dich, Cäcilie, mit allem, was schön und gut, was mir

lieb und theuer iſt. — Doch nein! das iſt es nicht. Ich wehrte dein Gedächtniß ab, um mir den ſchönen neuen Traum nicht zu zerſtören. Ach! wenn ich an dich denke, dünkt mir der Miſſouri auf einem andern Weltkörper, und die geflügelten Schiffe gehen mir dann mit deinen Briefen träge und unſicher zwiſchen Klippen und Untiefen. Und dich ſoll ich verlaſſen? dich? — Ach! ich bin jetzt auch nicht bei dir — aber die Blume, die ich in den Fluß werfe, trägt die Welle vielleicht zu dir! Ich kann die Hoffnung hegen, daß der Zufall uns vielleicht wieder zuſammenführt. Ach! ich fühle mich, hier auch getrennt, bei dir, wenn ich an die ewige Scheidung durch das bodenloſe Weltmeer denke! — —

Romeo! iſt dieſe ſehnſüchtige Stimmung jene deine heroiſche, entſagende Liebe? Und ſo durchwühlt dich der Schmerz um ein Mädchen, während du alles andere kalt und thränenlos verlaſſen kannſt? —

Den 19. December.

Leiſteten wir aber unſerm Vaterlande nicht vielleicht einen großen Dienſt? Wir gäben einen Anſtoß, welcher unüberſehbare Folgen haben könnte. Die vielen einzelnen Auswanderer, welche ſich jetzt rath- und hülflos einem unſichern Schickſale, oft einem namenloſen Elende überliefern, fänden am Miſſouri eine zweite, ſie willig empfangende Heimath. Die jährlichen Auswanderungen könnten im Großen regelmäßig, menſchenfreundlich geleitet werden, und die Unerfahrenheit unſerer braven Landsleute wäre in ihrer Vereinzelung und Schutzloſigkeit nicht mehr

der verruchten Habsucht preis gegeben, wovon uns Dornburg so viele schaudererregende Beispiele erzählt hat. Ach! es gibt viele Edle, die unter ihrem Schicksal seufzen, die mit Thränen ihr spärliches Brod essen, und auch viele, deren Eigenthümlichkeit nicht zu dem jetzigen Zustande der Dinge paßt, bei welchen das äußere Elend zu geistigen Leiden geworden ist. Sie alle könnten bei uns ein sicheres Asyl finden.

Und sollten die Regierungen denn immer ihre Bürger nur nach den Zahlen schätzen? Sollten sie nicht endlich, wie die Alten, aus Menschenliebe, oder auch nur aus bloßer Klugheit, die Auswanderungen der Unglücklichen oder Unzufriedenen begünstigen und regeln helfen? Würden sie nicht unser Unternehmen gut heißen und befördern?

Dornburg hat Recht: Europa wird entweder ein zweites China, oder seine nächste Zukunft wird furchtbar sein. Und wer kann es berechnen, ob in diesem Falle das verderbliche Verhängniß oder der europäische Völkergeist siegen werde? — Wenn England dahinsinkt, kann es sich trösten: es lebt verjüngt und kräftig in dem östlichen Nordamerika. Dahin hat Britannia sein besseres Selbst gerettet. Aber wenn Deutschlands Genius seinem Schicksale erläge, wo fände dann der Deutsche noch ein Vaterland?

Könnte nicht westlich vom Missisippi, und im Laufe der Jahrhunderte bis zu den Gestaden des stillen Ozeans, sich der germanische Geist geltend machen, wie der britannische im Osten herrscht? O es ist ein göttlich-schöner Gedanke.

Und das Mutterland, weit entfernt, ein Opfer zu bringen, gewänne durch das, was es gäbe. Es ist ja krank durch seinen Ueberfluß. Der Volksgeist würde in freierem Spielraum seiner Thätigkeit zu fröhlicher Gesundheit erstarken, und der Tag des Verhängnisses würde vielleicht abgewendet, sicherlich weit hinausgeschoben. Wir haben es an der „ewigen Roma" gelernt, wovor sich Deutschland zu hüten hat, wenn es darnach trachten will, eine ewige Germania zu sein.

Den 20. December.

Es geht mir immer durch Herz und Kopf, was mich zu dem entscheidenden Schritt bestimmen könnte. Ich bin leider! von dem beseligenden Wahne gründlich geheilt, durch Unterricht und Erziehung den Gemeingeist erwecken zu können. Ich lebe hier in einer kläglichen Lage: das Wohlwollen der Mitbürger ist zum Theil von mir abgewendet durch den weit greifenden Einfluß der Familie des Banquier; dazu ganz uncollegialische Amtsverhältnisse, und ein Wirken nach den Befehlen und dem Zuschnitte des L.. Wo soll ich aber hin? Jener gute Schulrath hat mir ja den „Trost" gegeben, es sei überall nicht besser.

Ja wohl! ich bin ein Träumer, ich bin ein Schwärmer, — weil die äußern Verhältnisse so schlecht sind. Soll ich mich nach ihnen richten? Ich kann es nicht; ich muß — fortträumen. Aber ich träume seit langer Zeit hoffnungslos, ich habe nicht einmal das Glück der Unglücklichen mehr, welches doch sonst die gütige Natur als Ersatz den Leidenden gibt. Selbst dieses Phantasienspiel,

in welches ſich ſonſt jeder Gequälte rettet, iſt mir längſt zur neuen Qual geworden. Ach! das Edelſte, Beſte macht das äußere Leben willkührlich zur Wahrheit oder — zum Wahne!

Wenn ein Menſch ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit nach in ſeine äußere Lage gar nicht paßt, er dieſe aber nach ſich durchaus nicht verändern kann, und ſich nach ihr nicht verändern darf — iſt es ihm zu verdenken, wenn er, wo möglich, aus ihr tritt? Manche haben ſich durch eigene Hand in das beſſere Leben gerettet, weil ſie ſich mit der Welt nicht vertragen konnten oder wollten, und ſie ſind zum Theil von ihren Zeitgenoſſen und der Nachwelt geprieſen worden: warum ſollte ich nicht befugt ſein, eine Erdſcholle mit der andern zu vertauſchen? Welche Pflicht bindet mich an die erſtere? — Ich diene meinem Vaterlande mehr, wenn ich gehe, als wenn ich bleibe.

Dazu kommt noch ſo vieles andere. Ich bin endlich von meiner philologiſchen Wuth — Dank ſei es Nolten! — geheilt. Ich ſehe, daß in unſerm philologiſch-antiquariſchen Treiben das Meiſte Maſchinerie, geiſtloſe Sylbenſtecherei und eiteler Gelehrtenprunk iſt; ich ſehe, daß es, mit Dornburg zu reden, einem Philologen ſchwer wird, ein ordentlicher Menſch zu werden; ich ſehe endlich, daß die antike Philologie uns als Unterrichtsgegenſtand der Jugend nur durch unſere ſchlechten oder mangelhaften äußern Verhältniſſe aufgedrungen, daß ſie — an und für ſich herrlich, aber der allgemeinen Menſchennatur urſprünglich und nothwendig fremd — als Bildungsmittel, durch dieſe entgegengeſetzten Eigenſchaften, gleichſam ein gutes Uebel iſt. Im Angeſichte der neuen Welt wird mir

es klarer, was die alte Gutes und Verkehrtes hat. Ich will mich nicht länger zurückhalten, das unumwunden auszusprechen, was wahr ist. Ein Mensch will ich werden, und alles andere freudig daran geben! Wahrlich! es wird die Zeit kommen, in der nicht die am meisten vollgepfropften Köpfe, sondern die am höchsten stehenden Menschen die Bildner der Jugend, die Führer des Volkes sein werden. Indem jeder sich, von dem gesellschaftlichen Vorurtheil oder der Noth gedrungen, in eine äußere Geschäftslage und in die beliebte allgemeine Unterhaltungsbildung hineinarbeitet — wie viele gibt es, welche die sittliche Veredelung zum Mittelpunkte ihres fortgesetzten Strebens machen? —

Und meine Liebe zur Natur, meine Liebe zur Naturwissenschaft! — In dieser unendlich reichen und prachtvollen Umgebung, voll reiner, ungebundener Liebe, diese Neigung zu befriedigen, in einem Lande, welches der Wissenschaft eigentlich noch ganz unbekannt, und wo die größte Ausbeute zu machen ist! Die jungfräuliche herrlichste Natur aus und in ihr selbst bei einer einfachen ländlichen Beschäftigung in voller Muße liebend zu ergründen! — o Himmel! ich beneide dich um deine Seligkeit nicht, wenn du mir diese gibst! Und diesem verbände sich noch Ein Studium: die Erforschung des menschlichen Geistes, nicht nach seinen Verzerrungen, in dem unerfreulichen Drama der sogenannten Weltgeschichte, sondern nach seiner innern, nothwendigen Gestalt und seinen natürlichen, reinen Aeußerungen in einer glücklichen Umgebung, — also eine zweite Naturwissenschaft: die des menschlichen Geistes, die man gewöhnlich Philosophie nennt.

Was habe ich allem dieſem, was mich zur Auswanderung bewegen könnte, entgegenzuſtellen? — Cäcilie? — Cäcilie! — — Warum würde ich mein Gefühl ſo mißtrauiſch und ungläubig zerſetzen, wenn nicht doch etwas Hinderndes in ihm läge? Warum wäre ich ſo ſchwankend bei allen ſonſtigen Beſtimmungsgründen? — Du kannſt, du willſt dich nicht von Cäcilie trennen? Alſo iſt denn doch die ganz reine, entſagende Liebe, mit der du prahlteſt — ſie iſt eine Lüge oder eine Täuſchung! Sie hat die Probe nicht beſtanden! Sonſt gingſt du ja getroſt in alle Welt, denn ſo lange du ein Bewußtſein, in dir trägſt, ſagteſt du dir ja immer, bleibt die Herrliche ewig deinem Geiſte verbunden. Wie kann ſie, ſie ſelbſt durch Meere von dir geſchieden werden? Aber du willſt im Vaterlande bleiben, nicht in der Hoffnung, ſie wiederzuſehen, — ſondern in der Hoffnung der Möglichkeit ihres Beſitzes! — Dieſer Eine, ſchwache, verhüllte Strahl hält allem andern das Gegengewicht und läßt mein Gefühl nicht zum Entſchluß reifen. So hätte denn mein Freund Guſtav Recht in dem, was er mir ſchon vor geraumer Zeit ſchrieb, als ich mir eine himmliſche Liebe zu Cäcilie zum Stern meines Lebens erkor. Seit ich ſie näher kenne und weiß, daß auch ſie mein Gefühl theilt, iſt dieſem eine Sehnſucht nach Vereinigung beigemiſcht — und wie mächtig iſt ſchon dieſe verdeckte, leiſeſte Sehnſucht, da ſie eine ganze Welt voller Geſtalten, voll Feuer und Licht verdunkelt, die mich nach Amerika einladet!

So ſtehe ich zwiſchen meinen Phantaſien und meiner Liebe, und ob ich auch weiß, was ich ſoll, ich weiß nicht, was ich will.

Den 22. December.

Wir waren wieder mit Dornburg zusammen, und unsere Gespräche waren die alten. Außer constitutionellen Verfassungen und der Preßfreiheit durch alle deutschen Staaten, und ihrer Vereinigung zu einem wirklichen Bundesstaate, was ein Riesenwerk sei, hält er nichts für so wichtig für die sittliche Wiedergeburt Deutschlands, als Abhülfe der allgemeinen, stets wachsenden Noth durch die Verarmung, ja er meint sogar, diese Fürsorge sei die nothwendigere. Verdünnung der Bevölkerung durch geregelte Auswanderungen halten wir mit ihm für das sicherste Mittel gegen dieses letztere Uebel. Schon durch die Auswanderung selbst vermindert sich der Druck und das Drängen der Menschen gegeneinander, und die Thätigkeit und der Unternehmungsgeist bekommen einen freien Spielraum. Aber auch noch auf andere Weise, behauptete Dornburg, müßte für die Zurückgebliebenen gesorgt werden. Anderer Mittel nicht zu gedenken, wolle er nur eins erwähnen, welches ja auch die Athenienser gekannt hätten: alle Bürger im Staate ganz ohne Unterschied müßten gezwungen sein, zu arbeiten, und zwar am besten durch gesetzmäßig gebildete Vereine aus den angesehensten, freigewählten Bürgern durch alle Städte und Dörfer, welche Vereine auch die Sittenaufsicht zu führen hätten; dieselben müßten das Recht haben, Subjecte, welche nicht arbeiten wollten, seien sie reich oder arm, dem Gerichte und der Bestrafung zu übergeben. Dagegen müßte der Staat durchaus die Pflicht übernehmen, die unverschuldet arm Gewordenen und zu arbeiten Unfähigen von Rechtswegen, standesgemäß, zu ernähren

und zu unterhalten, so daß den Empfangenden durch diese Gaben auch nicht der geringste Schimpf treffen könnte. Für das Vorhandensein der Arbeit aber für die Armen müßten die Vereine sorgen, welches bei einer verdünnten Bevölkerung leicht sein würde.

Darauf kam aber Dornburg immer wieder zurück: alle Sorge für die Veredlung der Einzelnen und des Volkes müßten damit beginnen, deren äußere Lage zu verbessern. Erst wenn diese gut sei, könne man auch anderweitig wirken, zu der äußern Lage gehörten aber freilich auch die socialen Verhältnisse. Eine liberale Verfassung dürfte daher nicht auf die Volksbildung warten, sondern diese komme erst nach jener. Ueberall sei der Mensch so gut oder so schlecht, als seine äußere Lage.

Bei dieser Gelegenheit unterwarf Dornburg die Mittel, wodurch man in Europa gewöhnlich die Hauptsache herbeizuführen, oder doch so Erstaunliches zu wirken denke: Kirche, Schule, die Masse der Gesetze und Verordnungen, Polizeianstalten, die Gesellschaften für Verbesserung der Gefängnisse und Anderes, einer strengen Kritik in Bezug auf ihren sittlichen Einfluß. Das Resultat derselben war, daß alle diese Veranstaltungen und Bemühnngen unzulänglich seien, wo die äußere Lage ganz ungünstig sei, und theils überflüssig, theils erst da wirksam seien, wo die äußere Lage günstig wäre. Besonders sprach er sich gegen alle Wohlthätigkeits-Institute und Vereine aus, welche das Uebel geradezu beförderten, denn an den Orten, wo die besten Armenfonds wären, gäbe es auch immer die meiste Armuth und Faulheit. Wenn man sich dazu entschließen könnte, die Bürger zur Arbeit zu zwingen,

würde die Wohlthätigkeit durch die Gerechtigkeit verdrängt werden, welches ja allein die im öffentlichen Leben herrschende Tugend sein kann und soll.

Nolten sagte in seiner kräftigen, lakonischen Weise: Das sind die schlechtesten Staaten, wo es am meisten Wohlthätigkeit gibt. Es ist eine erbärmliche, eine jämmerliche Tugend. Ich schäme mich immer, wenn ich einem Bettler ein Almosen gebe.

Ich aber konnte es nicht unterlassen, bei dieser Gelegenheit eine allgemeine Abstraktion anzubringen: Es gibt Tugenden und Vorzüge, welche an einen gewissen Kreis, oder ein Alter, ein Geschlecht, einen Stand gebunden sind. So ist die Wohlthätigkeit lediglich eine Privattugend, und scheint sogleich prunkend, anmaßend und verderblich zu werden, wenn sie im Großen wirken und in das Oeffentliche eingreifen will. Ich möchte sie auch mehr eine weibliche, als eine männliche Tugend nennen.

Dieß gefiel Dornburg nicht übel, welcher überhaupt an mir Interesse zu nehmen scheint. Er besucht mich öfters und läßt sich gern mit mir ins Gespräch ein. Im Anfange fühlte ich mich in seiner Nähe beengt, ich fand aber bald das gerade deutsche Herz in der mir ungewohnten Leichtigkeit und Gleichgültigkeit seines Benehmens. Er hat, glaube ich, in seiner äußern Erscheinung ganz das Gepräge eben der großen, vornehmen Welt, welcher er so herzlich gram ist. Er verachtet eigentlich den Haufen der Menschen, sagt aber, die äußere Lage habe ihn so schlecht gemacht. Er, Nolten und ich ritten schon mehrere Mal spazieren, dann erzählt er uns häufig von

— Amerika. Oft ſprechen wir engliſch oder franzöſiſch zuſammen, und Nolten hat den engliſchen Lehrmeiſter verabſchiedet, da Dornburg ſich anbot, ſein Subſtitut zu werden. Er ſagte uns: wir müßten es ihm zu gute halten, daß er dieſe fremden Sprachen lieber ſpreche, als die deutſche. Seine Braut ſei eine Engländerin, und dieſe ſpreche das Deutſche lieber. Sie habe nämlich von ihm das Deutſche, und er von ihr das Engliſche gelernt.

Den 25. December.

Wir waren auch ſchon bei dem Bauer Bernhardt, welcher unternehmende Kopf ebenfalls Luſt hat, mit nach Amerika zu gehen. Er zeigte uns, als wir von unſerm Plan ſprachen, eine Anzahl Schriften über Auswanderung, welche ihn mit Nordamerika ziemlich gut bekannt gemacht hatten. Bernhard hatte nur das große Bedenken, wo die Colonie ihre Producte würde abſetzen können; Dornburg ſprach weitläufig von deren Verſendung nach dem merikaniſchen Meerbuſen und nach Cincinnati und andern Städten, und hob dieſe Bedenklichkeiten. Es würde der Geſellſchaft möglich ſein, ſich ein eigenes Dampfſchiff anzukaufen, und er ſelbſt wolle den Kaufmann machen. Das lange Geſpräch behagte mir nicht ſehr: es war von grundaus pecuniär-ökonomiſch. Ich habe es auch ſchon früher an Bernhardt bemerkt, daß die Begierde nach Erwerb eine hervorſtehende Eigenſchaft dieſes geſcheidten Mannes iſt.

Die Art und Weiſe, ſagte ich mir bei dieſer Unterredung, während der ich Zeit hatte, meinen eigenen Gedanken nachzuhängen, wie ſich Dornburg in dieſer Bauernfamilie benimmt, kann man doch nur in Amerika gelernt haben. Von einer Herablaſſung iſt keine Spur, ja es iſt kein Unterſchied zwiſchen ihm und dieſen Leuten zu ſehen, als die Aeußerlichkeiten. So iſt es bürgerlich, ſo iſt es menſchlich!

Ich machte mir mit Marianen zu thun, mit der ich den Sommer und Herbſt über durch meine ziemlich häufigen Beſuche im Hauſe näher bekannt geworden war. Sie aber ſchien von Ferne doch lieber dem Geſpräche der Andern über den Abſatz der Landerzeugniſſe zuhören, als ſich mit mir in eine Unterredung einlaſſen zu wollen. Sie hat an der Landwirthſchaft die größte Freude, und führt nicht nur die ganze große Haushaltung ſelbſt — denn ihre Mutter iſt ziemlich langſam und beſchränkt, und ihre beiden Schweſtern ſind noch ſehr jung — ſondern weiß auch über alles, was da hineinſchlägt, genügende Rechenſchaft zu geben.

Als ich ſo bei dem Mädchen ſitzend, meine Worte nicht anbringen konnte und meine Aufmerkſamkeit doch auch nicht durch das Geſpräch der Andern gefeſſelt wurde, reflektirte ich wieder. An dieſem Bauer, ſagte ich mir, geht doch unſere Theorie zu Grunde: denn woher hat dieſer ſeine Bildung anders erhalten, als durch Unterricht oder durch Bücher. Nachher fand ich eine günſtige Gelegenheit, Bernhardt darüber zu fragen; da ergab es ſich dann, daß er unter den Franzoſen gedient und einige

Feldzüge mitgemacht hatte. Die französische Revolution hatte ihm die Anregungen zu seiner Bildung gebracht: also auch er war durch die Gunst der äußern Lage in seiner Weise erzogen worden.

Dornburg kam zu uns, während Nolten noch bei dem Hausherrn blieb, und sprach sehr freundlich mit dem naiven Landmädchen. Er fragte sie, ob sie auch Lust hätte, mit nach Amerika auszuwandern, was sie ungesäumt mit einem zuversichtlichen Ja beantwortete; Nolten, sagte sie, habe ihr schon so viel von diesem Lande erzählt, daß sie recht gerne da wohnen möchte. Er bestärkte sie in diesem Vorsatze durch allerliebste Erzählungen von den dortigen Frauen und Jungfrauen, vom dortigen Familienleben, drohte ihr aber: in Amerika müßte sie sich kleiden und putzen, wie eine Städterin, und das Haus eben so elegant einrichten, wie in der Stadt; das sei bei den vermögenden Landfamilien allgemeine Sitte, denn Putz, Schmuck und schönes Hausgeräthe seien da auch auf dem Lande einheimisch; auch müßte sie sich da ein eigenes schönes Pferd halten mit einem englischen Sattel. Das schien ihr doch nicht übel zu gefallen, so sehr sie dessen Hehl hatte. Ihr Gesicht sah so freundlich aus, und ihr Auge glänzte so hell, wie das eines Kindes, wenn man ihm eine große Freude zu machen verspricht. Sie ließ sich noch manches erzählen; und that selbst viele Fragen über das weitentlegene, unbekannte Land. Sie hatte ihr Verwundern, als ihr Dornburg von dem am Missouri noch häufigen Tauschhandel erzählte, und freute sich, in ein milderes Klima zu kommen, denn der Winter bei uns sei doch gar zu kalt und dauere so lang, und das

Wetter ſei oft ſo trübe und unfreundlich, und ſie könne unſere garſtigen heftigen Weſtwinde nicht leiden. Was ihr Dornburg von der ganzen dort eingeführten Ackerwirthſchaft ſagte, erregte ihr größtes Erſtaunen, und auch ihr Vater hörte vom Tiſche her bald aufmerkſam zu. Nolten war zu uns getreten, und ſah wohlgefällig, ſchweigend auf die fleißige Spinnerin herab. Sie ſchien mir ordentlich raſcher zu ſpinnen, und lebendiger zu ſprechen, ſeit ſie ihn in ihrer Nähe wußte.

Endlich ſagte Dornburg im Spiel des Scherzes: und er wüßte ihr in dieſem Lande, welches alles habe, auch einen Bräutigam, nur müßte ſie mit einem Engländer vorlieb nehmen. Da fuhr ſie etwas auf: Wiſſen Sie denn, ob ich nicht ſchon einen Liebſten habe? und ihr Auge ſtreifte von Dornburg an Nolten vorbei, ihre bräunliche Wange überzog ſich mit einer höhern Röthe, und ſie beugte ſich tiefer zum Spinnrade nieder, um den abgeriſſenen Faden auf der Spule wieder zu ſuchen. Nolten ſagte: Sehen Sie, Mariane, er verſteht unter dieſem Engländer ſich ſelbſt! Blicken Sie doch auf, und ſehen Sie ihn an: es iſt in der That ein großer, ſchöner Mann! — Nein! nein! erwiederte das Mädchen. Ich mag keinen Engländer, wenn er auch noch ſo ſchön wäre. Mein Liebſter muß ein Deutſcher ſein! Er hat Ihnen alſo ſchon verſprochen, lächelte Dornburg, mit zu gehen, ſonſt hätten Sie vorhin nicht ſo freudig zuſagen können, auch auswandern zu wollen. Sie wollen ihn doch nicht in Deutſchland zurücklaſſen? — O gehen Sie! antwortete Mariane lieblich, noch immer mit dem Aufſuchen und Durchſtoßen des Fadens beſchäftigt. Sie nehmen einem

die Worte gar zu genau, und behalten auch alles, was man gesagt hat! —

Als wir endlich aufbrachen, ladete uns Bernhardt auf einen der nächsten Tage zur Jagd ein, und ich sollte durchaus auch mitkommen, ungeachtet ich erklärte, ich hätte in meinem Leben kaum noch einen Schuß gethan. Um desto nothwendiger, sagten die Freunde, müßten sie mich mitbringen, denn ich müßte mich für Amerika vorüben. Ich würde noch ein rechter Schütze werden, denn ich hätte ja ein Falkenauge und wäre stark und gewandt.

Den 24. December.

Zu einer vollen, schönen Entwickelung des sittlichen Menschen ist Heiterkeit, Fröhlichkeit erforderlich. Durch welche unbefriedigte Stimmung schleppte ich bisher mein banausisches Leben!

Gewiß ist es wahr, was jener Weise sagt, daß die Heiterkeit nur das angenehme Gefühl einer ungestörten und freien Thätigkeit sei. Aber wo die Ursache fehlt, stellt sich auch der Erfolg nicht ein. Ja, wenn ich von allem andern ganz und gar absehen, und mich einzig auf mein Schulmeistergeschäft als ein Handwerker beschränken könnte! Freilich, wenn ein vertriebener König seines frühern Zustandes vergessen könnte, möchte er vielleicht auch als Bettler glücklich sein.

Wurde ich bisher meines Strebens froh? So wenig, als ich dessen in Zukunft froh sein werde. Ich hatte mich ja schon auf Entsagung des schönsten menschlichen Glückes gestellt. Ich sah ein, daß mir nicht einmal das

Familienleben Befriedigung — daß es mir vielleicht neues Elend zu dem alten bringen würde. Aber wirkt ein so freudeleeres Leben nicht nachtheilig, zerstörend zurück, auf die sittliche Entwickelung? Macht es nicht nothwendig auf die Dauer ungesellig und menschenscheu, trübe und mürrisch? Ach ja! diese abgeschlossene Vereinzelung und stoische Unempfindlichkeit zerstört so viele kleine geistigen Blüthen der Liebe und Freundschaft, und da nun für das Höhere bei der Ungunst der Verhältnisse auch nichts gethan werden kann, verarmt endlich das ganze sittliche Leben.

Ist es nicht so? — Mein Entschluß wäre gefaßt, wenn ich nicht auch in Amerika des häuslichen Glückes entbehren müßte. Werde ich diesen Mangel in der glücklichsten Lage nicht am stärksten fühlen? Wird mir nicht vielleicht jedes andere Glück verleiden, wenn mir die wachsende Sehnsucht nach diesem ungestillt bleibt? Jetzt hingegen vergesse ich über den vielen Mängeln den einen, und mein trauriges Loos wird mir vielleicht, wie es ja den Meisten ergeht, durch die abstumpfende Macht der Gewohnheit erträglich und natürlich. Das beunruhigt uns mehr und macht uns weit unzufriedener, wenn uns bei vielem äußern Wohlergehen das höchste Glück fehlt, als wenn die äußere Lage so ungünstig ist, daß wir, gedrängt von ihr, die Sehnsucht nach diesem gar nicht nähren können.

Wie also? Weil nur im äußern Glücke eine heitere Geistesentwickelung statt finden kann, gehe ich nach Amerika. Werde ich aber dort glücklich sein, — so lange mir Cäcilie fehlt?

Soll ſie mir fehlen, ſo fehle ſie mir lieber in meiner jetzigen Lage, die ſo troſtlos iſt, daß ſie mich Cäciliens Beſitz kaum vermiſſen läßt, in der ich mich glücklich ſchätzen muß, allein zu leiden!

Den 26. December.

Oder verſteckte ſich hinter dieſes Räſonnement doch die Sehnſucht und Hoffnung einer Verbindung mit Cäcilie? — Du guter Himmel! iſt es denn den Menſchen ſo ſchwer, ſich ſelbſt zu erforſchen bis in die tiefſten Labyrinthe ſeiner Neigungen? ſo unmöglich, ſich ſelbſt in reiner Geſtalt hinzuſtellen vor den ſichern Blick? Machen denn die Triebe unſeres Herzens unſer Denken über uns ſelbſt immer unlauter? Wiſſen denn immer unſere geheimen Abſichten ſich in Gedanken zu kleiden, mit denen ſie unſere redlichſte Selbſterforſchung necken und irre führen?

Ja wohl! nicht die feinſte Zergliederung unſeres Innern — nur die entſchloſſene Thätigkeit des Handelns kann uns über uns ſelbſt ins Reine bringen; und ich handele am gerathenſten, wenn ich, um all' dieſe Sophismen der Selbſtſucht unbekümmert, in einen großen, freien Kreis der edelſten Thätigkeit trete, hinaus aus meiner jetzigen unerquicklichen Scheinwirkſamkeit.

Den 28. December.

Die verabredete Jagdpartie mit Bernhardt hat ſtattgefunden; aber ich habe keinen Haſen geſchoſſen, ungeachtet mich Dornburg vorher im Scheibenſchießen geübt hatte!

Nolten hatte für Mariane einen Halsschmuck aus Granaten mitgenommen mit einer goldenen, schöngearbeiteten Schnalle. Ich weiß nicht, wie sich Dornburg diesen Schmuck zu verschaffen gewußt hatte. Sobald wir angekommen waren, überreichte er dieses Geschenk Marianen, als ob er es für sie gekauft hätte. Da hätte man das Mädchen sehen sollen, wie sie den Putz so entschieden ablehnte, wie sie mehr und mehr erröthete und recht ärgerlich und sogar heftig wurde, als Dornburg nicht aufhörte, in sie zu dringen, das für sie gekaufte Geschenk doch anzunehmen. Nolten schien seine innige Freude an dem Schauspiel zu haben; als aber auch dieser ihr endlich zuredete, das schöne Geschenk anzunehmen, und sich nicht so dagegen zu sträuben, da wurde sie über diese Zumuthung wirklich böse und wollte das Zimmer verlassen. Aber Nolten ergriff lachend ihre Hand, ließ sich den Halsschmuck geben, und indem er ihr ernstlich versicherte, daß er ihn für sie gekauft habe, was auch ich und Dornburg selbst betheuerten, legte er die Schnüre um ihren Nacken und fügte sie über der Brust in einander. Keine Spur von Verweigerung mehr! Sie sagte Nolten ihren schönsten Dank und war erfreut über das kostbare Geschenk.

Als wir von der Jagd zurückkamen, fanden wir ein gutes Abendbrod bereitet, welches zugleich zum Theil das Mittagsmahl vertrat. Sie trug es selbst auf, und besorgte beinahe alles für den Tisch; der Schmuck zierte noch ihren Hals. Sie hatte ihren Platz, welchen sie aber häufig auf kurze Zeit aufwartend verließ, wieder neben Nolten, mit dem sie sich augenscheinlich lieber unterhielt,

als mit Dornburg, ungeachtet ihr dieſer jede Aufmerkſamkeit bewies. Als aber Dornburg wieder von den Miſſouri-Ländern, von Bernhardt über eins und das andere befragt, erzählte, da erregte er freilich wieder die allgemeine Aufmerkſamkeit der ganzen Tiſchgeſellſchaft, und Mariane nahm ſich nur ſo viele Zeit, ihrem Nachbarn einzelne Worte zuzuflüſtern oder die ihr leiſe geſagten ſchnell anzuhören; dann wandte ſie ſogleich ihr Köpfchen wieder zu dem Amerikaner hin, um von deſſen Worten ja keines zu verlieren.

Nach dem Eſſen überredete mich Dornburg, ihm zur Geſellſchaft eine Cigarre zu rauchen. Es war ſchon Dämmerung, und wir ergötzten uns, beim guten Bier, eines behaglichen Geſpräches, welchem man ſich nach nicht zu großer körperlicher Anſtrengung und Ermüdung ſo bereitwillig hingibt. Da wurde einmal die in die Hausflur führende Thüre unſeres Zimmers aufgemacht, und in demſelben Augenblicke öffnete zufällig das Töchterchen des Hauſes die Thüre grade gegenüber, welche in eine kleinere Stube führte — und wir erblickten darin Nolten und Mariane, Hand in Hand, von einer Kerze hell beleuchtet. Dornburg rief ihnen hinüber: Da ſehen wir ja das öffentliche Geheimniß in dem ſchönſten Lichte! und zugleich ſtieß Mariane einen Schrei aus und wollte ſich zur Seite hin zurückziehen. Aber Nolten, welcher ihre beiden Hände gefaßt hatte, hielt ſie an der Stelle feſt, umfaßte die ſich Sträubende mit ſeinem Arme, und führte ſie in unſer Zimmer herüber, indem er uns zurief: Hier ſtelle ich euch meine Braut vor. Das Kind trug die brennende Kerze vor dem Paare her.

Wir sprangen auf, und ich flog dem Freund an das Herz. Alles was er mir seit so langer Zeit gewesen war — ich fühlte das alles zusammen in diesem Augenblick. Die Braut hatte, von meiner Rührung ergriffen, meine Hand erfaßt, und hielt sie fest. Ich sagte ihr, was mich meine sonderbare Aufregung sagen ließ. Es war eine eigene Scene: die ganze Familie hatte sich in dem großen Zimmer in einem Kreis um uns herum gestellt, und das Kind hielt immer noch die Kerze in der Hand und beleuchtete gleichsam das Schauspiel in dem sonst dunkeln Raume. Die Mutter hatte die Hände gefaltet und weinte, und auch manches andere Auge war nicht thränenleer. In den Mienen und auf der hohen Stirne Bernhard's glänzte die heiterste Zufriedenheit.

Die Eltern hießen uns Platz nehmen, und Bernhardt holte jetzt, wie er sich ausdrückte, nicht sein eigenes Gewächs und Machwerk, sondern guten Rheinwein. Das Paar hatte, nachdem es von allen Anwesenden geherzt und gedrückt worden war, seine alte Stelle am Tisch wieder eingenommen. Die Mutter klagte nur, daß die jungen Leute das Geheimniß schon nach ein paar Tagen, und so ganz unvermuthet verrathen hätten, sie habe sich jetzt auf gar nichts gestellt. Dennoch war der Tisch bald mit Kuchen, Backwerk, Obst beladen: die Mutter und Marianens zweite Schwester vertraten nun die Braut und schafften alles Mögliche herbei. Des heitern Gespräches, des Scherzes war kein Ende im Kreise dieser natürlichen Menschen. Freilich wurden alle andern durch den Humor und die Geistesüberlegenheit Noltens und Dornburgs, und Marianens Liebenswürdigkeit und Selbstgefühl, solch'

einem Manne anzugehören, verdunkelt: doch Bernhard ſtand wahrlich auch nicht nach; von ſeinen vier Söhnen aber wüßte ich wenig zu ſagen. Ich fühlte mich nach der ungewöhnlichen Erſchütterung abgeſpannt und empfand ſogar ein gewiſſes Mißbehagen, deſſen ich durch den Wein los zu werden ſuchte. Mir konnte das Verhältniß Noltens zu Marianen eigentlich nicht ganz unbekannt ſein: aber die unerwartete Beſtätigung meiner Ahnung hatte mich dennoch ſehr überraſcht.

Nun meine Freunde, ſagte Nolten, laßt uns in der Freude auch ein Wort des Ernſtes ſprechen. Wir ſind alſo alle entſchloſſen, mit einander nach Amerika zu gehen? Was mich betrifft, ich werde mit meiner Mariane im Frühjahr auf jeden Fall mit Dornburg hinüberſchiffen. Aber ich bin überzeugt, daß wir die Sache im Größern mit ungefähr zwanzig bis dreißig unternehmenden Familien, wie wir es vorläufig verabredet haben, werden durchführen können.

Bernhardt verſprach, mit auszuwandern. Seinem älteſten Sohne Conrad wolle er den Hof übergeben, und ſeine übrige Familie mitnehmen. Außerdem könne er der Geſellſchaft ſo viele Bauernfamilien, von etwa vierhundert Thalern Vermögens, zur Beſtellung der Aecker verſchaffen, als ſie verlange. Sein Anſehen und ſeine Bekanntſchaft bei den Bauern in der Umgegend kämen ihm hierbei zu ſtatten.

Die Sorge für die Gewinnung von Handwerkern verſprach Nolten einſtweilen zu übernehmen. Das alles wurde weitläufig beſprochen, und der gemeinſchaftliche Plan gab der Unterhaltung den lebhafteſten Schwung, und ſchloß

Alle näher aneinander. Die Gesellschaft fühlte sich schon jetzt in Amerika, und zweifelte nicht an der Erfüllung ihrer Hoffnungen. Mariane saß entzückt neben ihrem Bräutigam, so oft er so kräftig und entschieden sprach: ach! eine doppelte Aussicht, eine doppelte Hoffnung eröffnete sich ja vor der Glücklichen.

Nolten wandte sich zu mir, und indem er mein Schweigen schalt, fragte er mich um meinen Entschluß. Als ich zu antworten zauderte, sprach er: Nun, Leute deines Schlages müssen Bedenkzeit haben. Sie müssen alles haarscharf auf Begriffe bringen. Und am Ende wissen sie weniger, was sie machen sollen, als Anfangs. Ich will dich nicht drängen. Sieh, Mariane, dieser Mensch ist sonst ganz gut. Aber er leidet an einer besonderen Krankheit. Er ist mit der Denksucht behaftet. Du ziehst mit deinen Armen und Händen den Eimer aus dem Brunnen, er aber meint, er könne ihn heraus denken. So will er alles durch Denken zu Wege bringen. Ich versichere dir, das ist eine böse Krankheit. Ich hab' ihn zwar schon ziemlich curirt, ich muß ihn aber jetzt nach Amerika bringen, daß er ganz gesund wird.

Mariane konnte nicht aufhören zu lachen, wie überhaupt die meisten meiner Eigenheiten bei ihr Lachen erregen. Ja, fuhr Nolten fort, nimm dich vor ihm in Acht! er denkt über alles, was er an dir sieht, aber Einen Trost kann ich dir geben — das Meiste sieht er nicht. Er kann nicht viel Nahrung zu sich nehmen, er braucht zu viel Zeit zum Verkauen.

In dieser Weise ging's noch eine Weile fort, dann fügte er hinzu: Ich will dir morgen alle deine Bedenk-

lichkeiten heben. Ich komme morgen Abend zu dir. Jetzt geht es nicht: man muß dir alles etwas breit auseinandersetzen. Aber ich sage euch allen zum voraus: Romeo geht nach Amerika. Er hat am meisten Grund dazu. Ich meine, wenn wir andern alle blieben, müßte er allein gehen. Also Glück auf!

Alle ergriffen die Gläser und Dornburg brachte dem Brautpaar, Nolten der neuen Welt ein Lebehoch. In der neuen Welt, sagte er, werden wir auch neue Menschen werden. Es ist abgeschmackt, von einer Wiedergeburt zu reden, so lange die äußere Lage dieselbe bleibt. Die alte Lage macht den „Wiedergebornen" auf der Stelle wieder zum alten Menschen. Aber am Missouri werden wir uns verjüngen. Nicht wahr, Romeo? Da werden wir mehr zu thun, als zu grübeln und zu studiren haben. Wir werden zu einem gemeinschaftlichen Wirken verbunden sein! O es ist der schönste Gedanke: mit euch allen und mit andern ausgewählten Freunden zu einer gemeinschaftlichen Thätigkeit verbunden zu sein! — ein Gedanke, in welchem ich dich erst recht lieb habe, Mariane! Jeder wird in unserer Colonie sein eigenes Geschäft haben, aber außerdem werden wir dort noch ein gemeinschaftliches Geschäft haben, was uns hier fehlt und womit uns alles andere fehlt.

So vergnügt hatte ich den Freund noch nicht gesehen: über sein ganzes Gesicht war der Glanz der Freude gegossen. Wie herrlich, sagte er, daß ich mich heute nicht nur dem schönsten Glücke, sondern auch einem wackern Unternehmen verlobe! daß mir Amerika durch die Braut, und die Braut durch Amerika theuerer wird! Auch euere

Bräute ſollen leben mit der meinigen, rief er, die Freundſchaft der Männer wird in Amerika auch ſie befreunden!

Nun war die Loſung zum Verwundern, zum Fragen gegeben, daß, ob auch ich verlobt ſei. Beſonders machte ſich Mariane ein Geſchäft daraus, Nolten und mich auszukundſchaften, und gab ihm viele gute Worte, ihr doch recht viel von dieſer Cäcilie zu ſagen. Auf meine ablehnende Antwort nahm ſie gar keine Rückſicht; ich ſollte nur ſchweigen, und mich nicht ſo verſtellen, rief ſie mir zu, ſie hätte mir ſchon lange etwas angemerkt, aber ſie ſei bisher ſo leichtgläubig geweſen, meinen Betheuerungen des Gegentheils Glauben beizumeſſen.

Und ſo gehen wir denn nach Amerika, vereinte Nolten nach manchen Scherzen und Neckereien und zerſtreuten Geſprächen unſere Gedanken wieder, zu einem gemeinſamen öffentlichen Leben, in dem auch das deutſche Familienleben erſt ſeine geſundeſten, vollſten Blüthen treiben wird, in dem wir allein werth ſein werden, von unſern Frauen geliebt zu werden. Wir wollen zeigen, wie ſchön ſich beſonnene, thätige und wohlgeſinnte Menſchen das Gemeinweſen in einer glücklichen Lage zu ordnen vermögen, wenn ſie durch keine Vorurtheile, kein Herkommen und keine äußere Gewalt gebunden ſind. Ich laſſe dem, der Luſt daran hat, gerne ſeine chemiſchen und anderen Verſuche: ich hab's mir mein ganzes Leben gewünſcht, einen ſolchen Verſuch zu machen — der nicht ein elendes Leben nothdürftig fortſetzt, ſondern ein neues edles herbeiführt. Und der Verſuch wird uns gelingen. Es fehlt uns nicht an äußern Mitteln und ich ſollte denken, auch nicht an Erfahrenheit und Umſicht. Und die Haupt-

bedingung, deren Mangel unſer jämmerliches Geſchlecht nur Jämmerliches hervorbringen läßt, eine große Denkart, Begeiſterung und Aufopferungsfähigkeit, fehlt uns auch nicht. Chriſtlich-germaniſcher Sinn wird ſich mit attiſcher Freiheit vermählen, und du, mein Romeo, wirſt die antiken Tugenden nicht mehr commentiren, ſondern wir werden ſie leben. Darauf gebt mir die Hände, Freunde!

Er gab mir ſeine linke Hand, und indem er ſeine rechte über dem Nacken ſeiner Mariane, Dornburg, der zu ihrer andern Seite ſaß, hinreichte, und unſere beiden Hände feſthielt, bog er ſich zu ſeiner Braut hin, und bedeckte ihre erröthende Wange mit feurigen Küſſen. Sie mußte es ſich in ihrer eingeſchloſſenen Lage, mädchenhaft über Noltens Ungeſtüm ſcheltend, gefallen laſſen, und drückte ſich, vielleicht um nicht etwa auch noch von dem „Engländer" geküßt zu werden, nur um ſo feſter an ihren Geliebten.

Nach dieſer Unterbrechung nahm Dornburg das Wort, während die Lebhaftigkeit Noltens ſich zum Theil mit Marianen zu thun machte, zum Theil zuhörte, wie er denn überhaupt die Gabe einer außerordentlich ſchnellen Auffaſſung hat, ſo daß es ihm ſehr leicht iſt, mehreres zugleich zu thun. Wenn irgend ein erfahrner Weltmann, ſprach Dornburg, unſern Reden zuhörte, würde er uns gewiß für Schwärmer halten. Aber dieſe ſchlimme Meinung des Erfahrenen wäre eben — durch die Erfahrung zu berichtigen, die ich wirklich gemacht habe, und die ihm zufällig abgeht. Denn ich kenne die Verhältniſſe am Miſſouri ganz genau, und habe auch euch genugſam in ſie

eingeführt. Aber ich habe es an dieſen erfahrenen Weltleuten ſelbſt oft erfahren, daß ſie unfähig ſind, etwas zu begreifen, was außerhalb ihres im Grunde doch ſehr beſchränkten Geſichtskreiſes liegt.

Nolten hatte während dieſer Worte mit ſeiner Braut geſcherzt und ein leiſes Zwiegeſpräch gehalten, jetzt aber ſetzte er Dornburgs Gedanken in ſeiner Weiſe fort. Welch' erfahrene Weltleute! Ihre Erfahrungen beſchränken ſich alle auf die Höhe der Geſellſchaft; und wiederholt ſich dieſe nicht in allen Ländern Europa's in der traurigſten Einförmigkeit? Haben ſie aber auch durch eigene Erfahrung die reiche Lebensmannigfaltigkeit der Mitte und Tiefe der Geſellſchaft kennen gelernt? Und haben ſie ein von den vornehmen geſellſchaftlichen Verzerrungen reines Naturleben kennen gelernt? Haben ſie etwa auch ſchon das Tiefſte, Herrlichſte, Heiligſte in der menſchlichen Natur erfahren? Nicht wahr: du, Mariane, haſt beſſere Erfahrungen gemacht, als dieſe kaltlächelnden Weltleute? — Wie ſie mir verhaßt ſind, dieſe Carricaturen der Menſchheit! Ich haſſe ſie ſo innig, als ich dich liebe, ewige Natur. Ueberall wollen ſie nur das Alte, das Hergebrachte, und alles Neue heißt ihnen Schwärmerei. Das ſind dieſelben Menſchen, welche auch die Lehre Chriſtus beſpöttelten, verhöhnten und verfolgten, als ſie neu war; nun bekennen ſie ſich zu derſelben, weil ſie alt geworden iſt.

Bernhardt hatte bisher weniger geſprochen, als gewöhnlich: ſeine Eitelkeit hatte ſich an ſeinem zükünftigen Schwiegerſohn geweidet, und war auch ohne Worte befriedigt. Bald nahm auch er einen lebhafteren Antheil an

der Unterhaltung, welche aber bald in der immer zunehmenden Lustigkeit in einzelne Gespräche zerfiel. Immer kam man wieder auf Amerika zurück, und alle gingen Dornburg mit ihren verschiedenartigen Fragen an. Endlich erhob sich Nolten wieder: Also gehen wir alle zusammen nach Amerika! Aber bedenkt es auch, wie wir gehen! Denn ich meine, wir gehen auf die rechte Weise. Wir sind in unserm Vaterlande nicht verfolgt, der Hunger treibt uns nicht fort. Im Gegentheil wir sind geachtete, auch wohl vermögende Leute, deren Loos Tausenden unserer Mitbürger beneidenswerth vorkommt. Was heißt uns also Auswandern? Ein geistiges, ein sittliches Interesse! Wir wollen eine rein menschliche Gestaltung des Lebens herbeiführen, welche hier unerreichbar ist. Wir sind nicht gedrängt durch die Noth, sondern gehorchen einer höhern Ueberzeugung.

Unter solchen und ähnlichen Gesprächen verstrich dieses zufälliger Weise unerwartet schnell herbeigeführte Verlobungsfest. Es war ganz und gar nicht ausgezeichnet durch irgend eine äußere Ausstattung, aber es schien mir geziert durch die Gesinnungen und Reden trefflicher Menschen, und selbst daß es Alle überrascht hatte, gab ihm einen eigenen Reiz. Nur die Mutter konnte es nicht verschmerzen, daß keine Veranstaltungen hatten getroffen werden können; und dieß schien selbst Marianen nicht ganz recht zu sein. Wir fuhren erst nach Mitternacht zur Stadt zurück, und Nolten sprach viel von seiner Hoffnung, daß es uns bei etwas angewachsener Volksmenge in unserer Colonie möglich werden würde, andere Feste, als dieses: religiös-politische Volksfeste, zu feiern. Das war

nun freilich ein Gegenſtand, der mir die ganze Nacht hindurch den Schlaf vertrieben haben würde. Dornburg ſagte uns bei dieſer Gelegenheit, daß wir, wenn die deutſche Bevölkerung auf ſechzigtauſend gewachſen wäre, das Recht hätten, einen eigenen Staat im Bunde zu gründen, und einen Abgeordneten nach dem Congreß zu ſchicken, wie z. B. die Franzoſen in Louiſiana.

Denſelben Tag.

So wäre es alſo möglich? — Ich bin, als Nolten von mir gegangen war, draußen herum gelaufen, um mich zu beruhigen. Aber ich bin jetzt noch eben ſo ergriffen, als vorher. Ich hätte Hoffnung, daß mir Cäcilie nach Amerika folgte? — —

Ich will zur Feder greifen, um mir, wie ich es ſchon ſo oft gethan habe, Ruhe zu erſchreiben. Nolten kam zu mir, um mir meine Bedenklichkeiten zu heben. Was erwarten wir noch von der Zukunft? fing er an. Wenn du noch hoffeſt — ich habe wenig Hoffnung. Welche beſſere Geſtaltung der Dinge wird ſich entwickeln? Die Hinderniſſe ſcheinen mir zu groß. Ich zweifle ſehr, ob aus all' den kleinen Erbärmlichkeiten je etwas Geſcheidtes wird. Durch unſere Auswanderung verliert die gute Sache auf keinen Fall — ja ſie kann entſcheidend wirken, wenn es uns gelingt, durch unſer Beiſpiel für unſern Plan eine allgemeine Theilnahme in Deutſchland zu erregen. Weißt du, daß wir ihm durch Abwehr ſeiner Uebervölkerung eine eben ſo große Wohlthat erweiſen würden,

als ihm durch die Vertreibung der Fremden in den Befreiungskriegen geworden ist? —

Er wollte nun auf meine einzelne etwaigen Bedenklichkeiten eingehen, aber so oft er eine namhaft machte, unterbrach ich ihn mit dem Bemerken, daß ich diesen bestimmten Zweifel bei mir schon beseitigt hätte.

— Aber Cäcilie? sprach er endlich, und mein stärker schlagendes Herz ließ mich die Worte beinahe nicht aussprechen, daß dieses eigentlich das Hinderniß sei, welches mich nicht zum Entschluß kommen ließe.

Und ich meine, fiel der Freund ein, daß Cäcilie eben deinen Entschluß für die Auswanderung bestimmen müßte. Ihr beiden habt euch euere Liebe einander bekannt. Du hast die Erklärung beigefügt, daß du dich in Deutschland nicht verehelichen könntest. In welche peinliche, ja unnatürliche Lage hast du hierdurch dich und Cäcilie gestellt! In dir wird gewiß bald eine Sehnsucht nach der Vereinigung mit der Geliebten rege werden, und dich höchst unglücklich machen, wenn du bei deinem phantastischen Vorsatze beharrest. Wo aber wird dich eine Verbindung mit Cäcilie dauernd glücklich machen, hier oder am Missouri? Hierauf brauche ich nicht zu antworten. Du passest vermöge deiner ganzen Eigenthümlichkeit gar nicht in die hiesigen Verhältnisse, und wirst in ihnen weder glücklich sein, noch beglücken können. Denke aber auch an Cäciliens Lage! Kann sie eines Andern werden, da sie dich liebt? Dein verwirklichter Vorsatz wird sie also zu einer Nonne machen.

Dagegen suchte ich mein Ideal einer Liebe ohne allen Wunsch des Besitzes geltend zu machen, welches Nol-

ten aber eine Schwärmerei, eine Verzerrung der Natur, eine Selbsttäuschung nannte. Die sich Liebenden wünschten immer vereinigt zu sein zu einem Werke des Lebens. Wenn äußere Verhältnisse diese Vereinigung auch verhinderten, so lebe doch die Sehnsucht nach ihr in ihren Herzen fort.

Ich konnte nicht lange widersprechen! Ich sah ein, wie mich meine unglückliche Stimmung vermocht hatte, mir vorzuspiegeln, die Reinheit der Liebe werde durch die Vereinigung der sich Liebenden getrübt. Ich war mir der wehen Empfindungen, der leisen Klagen bewußt, die sich in den Jubel meiner Liebe mischten, so oft ich meines aufgedrungenen Vorsatzes gedachte. Ich fühlte mein heiligstes Gefühl auf einmal von einer lästigen Fessel befreit; meine äußere Lage hatte mir Gewalt angethan. Ich sah ein, daß mein Freund Gustav in einem frühern Briefe hierüber Recht gehabt hatte: seine Worte vergegenwärtigten sich mir lebhaft. Aber zugleich erwachte die Unruhe, der Zweifel: Wird sie dir folgen wollen? — — Wie, Nolten, darfst du das so sicher voraussetzen, was ich bisher nicht einmal zu denken wagte?

Frage sie! lächelte dieser. —

Den 15. Januar.

Lieber, theurer Gustav! Ich schicke Dir hierbei alle Verhandlungen mit mir selbst, mit meinen Freunden. Mein Entschluß steht fest. Bringe Du doch selbst inliegenden Brief zu meinen Eltern hinüber. Ueberzeuge, beruhige, tröste sie — weine mit ihnen, mein Gustav.

Gustav, überlege, ob Du nicht auch mit willst! Wenn Du und Cäcilie, ihr beide mitgingt — die Seligkeit wäre zu groß! So viel wird mir das Glück nicht geben, um so viel wage ich kaum zu bitten. Ach! entschieden für ein Unternehmen, welches mir edel zu sein scheint, fühle ich nur tiefer, was des Menschen irdisches Loos ist. Sobald ich von Cäcilie Antwort habe, melde ich es Dir. Ich kann dir nicht weiter schreiben: meine Augen schwimmen in Thränen.

Aus einem Briefe an Cäcilie.

— Sie wissen nun, was mich bestimmt, ein neues Deutschland in Amerika zu suchen. Soll ich Ihnen nun ein ewiges Lebewohl zurufen, und die Feder niederlegen?

Ich habe mich als ein bedrängter Mensch an Sie geschlossen, Cäcilie! Sie sollten mir der himmlische Stern in meinem Elende sein, und ich wagte und hatte keinen andern Wunsch, als Geistesvereinigung. Ich durfte nicht einmal diese hoffen, aber der Himmel überflügelte meine Erwartung und schenkte mir Ihre — ich darf sagen Gegenliebe, da ja auch höhere Wesen wieder lieben, wenn sie sich rein geliebt wissen.

Ich wünschte nur, Sie voll zu erfassen mit allen Kräften meiner Seele, wie man sich ja auch in eine Schöpfung menschlicher Kunst liebevoll und ganz vertieft, und sie zum Eigenthum seines Geistes macht. Der Himmel überraschte mich mit Ihrer Theilnahme an mir, welche

ich nicht zu hoffen wagte. Ich ſprach im Gefühle dieſer Seligkeit und im Bewußtſein meiner Leiden, das Wort der ewigen Entſagung und Entbehrung aus: wem entſagte ich, was entbehrte ich, da Sie ſo mein waren?

In dieſem Gefühle athmete meine Liebe bisher. Sie war mir die reiche Quelle alles Guten und Schönen; Sie, Cäcilie, waren mir mein begeiſternder, tröſtender Engel. Sie wiſſen es, Cäcilie! Stieg bisweilen ein leiſer Wunſch einer nähern Vereinigung in mir auf, ſo wurde er durch den Gedanken erſtickt: Cäcilie ſoll an allem Guten in mir Theil haben, aber nie an meine Leiden, an meinen Unfrieden gefeſſelt ſein. Sie ſollten nie in das dunkle Gedränge meines äußern Lebens gezogen und verflochten werden, ſondern wie ein mildes Geſtirn ewig, heilig über ihm leuchten.

Amerika hat meine Liebe mit einer neuen, unendlichen Sehnſucht durchdrungen, in einen neuen, reizenden Zauber gehüllt! Dort werd' ich glücklich ſein: aber werde ich dort glücklich ſein ohne Sie, Cäcilie? Dort würde ich auch Sie beglücken können, Cäcilie!

So ſtehe ich vor Ihnen, in einer neuen — ach nein! in der alten Geſtalt, aber mit bangbewegtem Herzen, während ſonſt Ihr Anblick mich nur beruhigte; ja dürftig und darbend, während ich ſonſt vor Ihnen alle meine Armuth vergaß. Eine unbekannte Sehnſucht iſt in mir wach geworden, und meine heilige Liebe läßt mich nur die Mangelhaftigkeit meines Weſens tiefer empfinden.

Ich möchte mich ſchämen, daß das Herrlichſte, was ich auf Erden je erfahren habe und erfahren werde, meine Bedürftigkeit nur vermehrt.

In jenen seligen Tagen auf Ihrem Landgute bewegte ich mich frei, ruhig, unbefangen vor Ihren Augen; jetzt beunruhigt und beklemmt mich schon der Gedanke an Sie! und wann denke ich nicht an Sie, Cäcilie? Ja, das ist der Unterschied: bisher dachte ich nur Sie, jetzt denke ich Sie und mich. Aber es ist ja dieselbe ewige Liebe, die damals die Beruhigung in sich trug und ihrer jetzt bedarf.

Cäcilie! darf ich in Ihnen auch die Jungfrau lieben? Wollten Sie mir — ich frage Sie im Namen unserer ewigen Geistesverbundenheit — wollten Sie mir an den Missouri folgen, Cäcilie? — —

Das lange zurückgehaltene Wort ist meiner Feder entfallen, und ich schrecke selbst über dasselbe zusammen. Ich thue mir Gewalt an, und schließe, um Sie nicht durch Träume und Betheuerungen zu ermüden, die sich zur ruhigen Hoheit der heißgeliebten Freundin nicht passen würden.

So lebe denn wohl, Cäcilie! Ich will mich anschicken, Dein Ja oder Nein Deiner würdig, meiner würdig zu ertragen. Was ist mir bange, da Du mir Dein Edelstes gegeben hast? Wirst Du mir Deine Hand verweigern, da ich Deinen Geist, Dein Herz besitze? Bei Ja oder Nein, in der neuen wie in der alten Welt, bist Du ja meine Cäcilie, wie ich

Dein

Romeo.

Den 15. Januar.

Hätt' ich ſie doch um ſchleunige Antwort gebeten! Aber der Brief iſt fort. Wie lange werde ich vielleicht harren muſſen! —

Den 19. Januar.

Sabel hat ſich nun beſtimmt für die Auswanderung erklärt; er wird uns durch ſeine muſikaliſche Bildung im Jugendunterricht und in der Verſchönerung des Cultus gute Dienſte leiſten. Auch Horſter iſt unſerm Bunde beigetreten; er iſt noch jung und will ſein Glück verſuchen. Nolten rieth ihm, ſich vorher zu verheirathen, denn am Miſſouri gäbe es alles Herrliche, nur keine deutſche Jungfrauen. Aber ſein Herz blutet noch von einer friſchen Wunde, und dieſe unglückliche Liebe eben ſoll ihn zu ſeinem Entſchluß beſtimmt haben.

Wir drei werden in der Colonie die Lehrer ſein. Eigentliche, beſondere Geiſtliche werden wir keine haben. Jeder ehrenwerthe Bürger von einem gewiſſen Alter ſoll das Recht haben, ſittlich-religiöſe Vorträge zu halten; und es kann höchſtens einmal bei uns beſondere Lehrer der Erwachſenen geben. Die Wahl, Veränderung und Abſchaffung der religiöſen Symbole und Gebräuche hängt von den Bürgern und ihren freigewählten Vorſtehern ab.

Wir meinen nämlich, daß es zum Götzendienſt führe, die religiöſen Symbole und Gebräuche unveränderlich beizubehalten. Alle äußern Zeichen und Handlungen ſind nur ſo lange heilig, als ſie das Gemüth religiös ergreifen. Zeigen ſie ſich in dieſer Hinſicht auf den größern

und beſſern Theil der Gemeinſchaft unwirkſam, ſo ſind ſie veraltet und müſſen entweder ſchöner und edler geſtaltet oder durch neue zeit- und ortgemäß ergänzt und erſetzt werden. Eine geſunde Entwickelung des öffentlichen religiöſen Lebens bedarf daher einer Mannigfaltigkeit der Symbole, welche nie ſtabil werden dürfen und aus der Gemeine ſelbſt hervorgehen müſſen. Wir ſind nämlich überzeugt, daß das öffentliche religiöſe Leben deßwegen ſo ſehr in Unglauben oder Myſticismus darniederliegt, weil man der Gemeinſchaft Formen aufdringen will, welche ihr zuwider ſind; weil man ehemals wirkſame und daher damals zweckmäßige Symbole und Gebräuche auch dann noch feſthält, wenn ſie ihre religiöſe Wirkſamkeit längſt verloren haben; und weil man die einzelnen Gemeinen für alle ihre kirchlichen Einrichtungen und die edlere und ſchönere Geſtaltung ihres Cultus nicht ſelbſtthätig mitwirken läßt. Denn nach einem ewigen Geſetze der menſchlichen Natur, verliert der Menſch für das alles Intereſſe, wofür er nichts thun darf.

Die freigewählten Vorſteher der Colonie werden daher unſer öffentliches religiöſes Leben ordnen und einrichten, wie auch jede andere öffentliche Angelegenheit, und ſie werden die ganze Bürgerſchaft in möglichſt thätiger Theilnahme an der Verſchönerung des kirchlichen Lebens erhellen, welches von unſerm übrigen öffentlichen nicht geſchieden ſein ſoll. Wir werden darnach trachten, daß alle unſere öffentlichen Handlungen und Anſtalten, z. B. Schule und Gericht, ſo wie alle unſere Volksfeſte, ja ſogar unſere geſellige Muße in Ernſt und Scherz, durch den religiöſen Geiſt eine höhere Haltung bekomme und

dieſer, wie ein ätheriſches Licht, unſer ganzes Leben durchdringe. Dadurch werden wir auch ganz gewiß von dem religiöſen Sektengeiſt und Zwieſpalt der Confeſſionen verſchont bleiben, die nur da entſtehen, wo das religiöſe Leben in ſeiner freien Entwickelung durch Staats- und Prieſtergewalt oder die Feſſeln des Herkommens gebunden iſt. — Bei uns hingegen wird die Veredlung des öffentlichen religiöſen Lebens durch bedeutſame Symbole und heilige Gebräuche, und die Verſchönerung deſſelben durch die Kunſt ein Gegenſtand der gemeinſchaftlichen Berathung und Fürſorge ſein. Von dem, was der Menſch ſelbſt mit hervorbringen half und was er mit zu veredeln hoffen darf, ſagt er ſich nicht zum Particularismus los; und bei dieſem Wechſel der äußern Formen nach den Bedürfniſſen des innern religiöſen Lebens fällt er auch nie in den Wahn, gewiſſe Bilder und Zeichen als etwas Weſentliches, an ſich Heiliges, zu verehren.

Wir werden daher nicht mehr Katholiken, Proteſtanten u. ſ. w., ſondern wir werden Chriſten ſein, Chriſten, nicht in der Kirche, in Dogmen allein, ſondern im Leben. Denn das Chriſtenthum iſt beinahe noch gar nicht in das europäiſche Leben, am wenigſten in das öffentliche der verſchiedenen Völker eingedrungen. Wo Hungernde und Ueberreiche, wo Unterdrückte und Unterdrücker neben einander wohnen, da iſt, ſo viel man auch frömmelt und prunkt, da iſt kein Chriſtenthum, deſſen erſtes Gebot ja thätige Bruderliebe iſt. Und wo die Muße in Volksfeſten und geſelligen Zuſammenkünften nur Eſſen und Trinken, rohen oder feinen Sinnengenuß, gemeine Unterhaltung und frivole Kunſt kennt und ſucht, und gar

keine religiöse Weihe hat, da ist das Christenthum nur eine Last, mit dem man sich so bald als möglich abfindet, ein Lohndienst um himmlische Seligkeit. Wahrlich, unsere öffentlichen Anstalten, unsere Thätigkeit und besonders unsere Muße ist von dem ästhetisch-religiösen Geiste ganz verlassen, und wenn man besonders von der Art und Weise, sich zu freuen und zu genießen, auf den Menschen selbst zurückschließen darf, so waren die Griechen in ihrer bessern Zeit viel frömmere Menschen, als die modernen Wort-, Kopf- und Kirchchristen. Wenn man dagegen unser Volk bei seinen Sonntagsbelustigungen oder Schützenfesten, die Vornehmen bei ihren Gelagen, Concerten und Assembleen sieht, zweifelt man mit Recht, ob beide Classen das Höhere und Bedeutsame lieb gewonnen haben.

Meinen wir wirklich Christen zu sein, da unser ganzes öffentliches Leben vom religiösen Sinn so verlassen ist? — Wir wollen am Missouri den Versuch machen, das Christenthum in Wahrheit in das Leben einzuführen!

Den 25. Januar.

Fortwährend beunruhigt mich die ängstliche Erwartung auf einen Brief von Cäcilie, und dämpft meine sonstigen Hoffnungen! Wird sie mir folgen wollen? Sie ist ja mit mir verbunden in Geist und Herz! Sie ist mir ja die einzig Geliebte, und wird ihren Geliebten nicht allein ziehen lassen! Wird sie aber ihr bequemliches Leben verlassen, und mit mir von ihren Verwandten und Freunden weg in eine ferne Einsamkeit gehen wollen? Kennt sie, die Zufriedene, was mich drängt? Kann sie sich

ein Weib, von meinen Ideen bewegt fühlen? — Ich erinnere mich aller ihrer Worte wieder, ich leſe ihre Briefe durch: aber die Beſorgniß vermehrt ſich nur in mir. Sie ſtand bisher in einem ganz andern Verhältniß zu mir, in einem innigern Bunde als Schweſter und Bruder. Aber ſie liebt mich nicht in der Weiſe, wie ich ſie ſeit Kurzem liebe! Ich kenne jetzt die Schmerzen der Liebe, die Liebe mit ihrer Hoffnung und Furcht! Die entſagende Liebe iſt ſtolz, ſelbſtgenugſam und heroiſch; aber die volle, die menſchliche Liebe macht kleinmüthig und verzagt.

Den 24. Januar.

In dieſer Angſt des Zweifels ſuche ich mich in der Beſchäftigung zu vergeſſen. Wir haben dieſer Tage die Ideen unſeres Unterrichtsweſens in der Colonie feſtgeſetzt. Die alten Sprachen ſollen ausgeſchloſſen bleiben; Dornburg hat gegen Nolten ſogar auf die Aufnahme der engliſchen Sprache in den höhern Unterricht vorläufig verzichten müſſen. Der ſittlich-religiöſe Unterricht ſoll durchaus chriſtlich und bibliſch ſein. Denn das Chriſtenthum enthüllt uns ja die höchſten ſittlich-religiöſen Wahrheiten und gibt uns Muſter und Beiſpiele. Die Begründung und Nachweiſung dieſer Wahrheiten aber kann nicht anders ſein, als pſychologiſch oder, wenn man will, philoſophiſch. Denn der Menſchengeiſt iſt der urſprüngliche Verkündiger des ſittlich und religiös Wahren, und ein bildender Unterricht kann hier nichts thun, als den Zögling zum Bewußtſein über ſeinen eigenen Geiſt bringen,

und die Uebereinstimmung dieser innern Verkündigungen mit der äußern Gottesoffenbarung in der Geschichte und Natur nachweisen. Wir sind überzeugt, daß die äußere göttliche Offenbarung nicht auf das winzige, tief stehende Hebräervolk, ja nicht einmal auf die ganze Menschheit beschränkt sei. Ich bin dessen gewiß, daß sich die sittlich-religiösen Ueberzeugungen dem Zögling auf diese und nur auf diese Weise vollkommen klar machen lassen, und ich bin mit der Ausarbeitung eines neuen Catechismus nach dieser ächten Lehrmethode beauftragt worden.

Uebrigens soll unsere Schule bildend lehren: Die Erziehung ist die Wirkung der Gymnastik und des sittlich-religiösen Gemeingeistes aller Bürger auf die Jugend. Die Erziehung ist also eine ähnliche gemeinschaftliche Angelegenheit, wie der Cultus, und wir wollen dahin wirken, daß die ganze Stadt ein Erziehungshaus und jeder Erwachsene ein Erzieher werde. Aus dem Gemeingeist müssen durch Wort und Beispiel die Tugenden der Gerechtigkeit, der Bruderliebe, der Herzensreinheit und der Frömmigkeit — also das wahre Christenthum in jedem jungen Geschlechte entwickelt und ausgebildet werden. Nur die höhere Besinnung und Verständigung hierüber ist, der Hauptsache nach, das Geschäft der Schule und Lehre.

Uebrigens soll jeder Knabe ohne Berücksichtigung des Standes und Vermögens seiner Eltern nur für den Lebenskreis gebildet werden, wozu er Lust und Talent hat. Diese Eigenschaften müssen durch die sorgfältigste, gewissenhafteste und Jahre lang fortgesetzte Erforschung der Zöglinge durch die Lehrer und Mitbürger ermittelt werden, was keine Schwierigkeiten haben kann.

Den 26. Januar.

Ich gefalle mir ſchlecht in dieſem gepeinigten Zuſtande! ich reibe mich auf in ihm! O wie ſchwer iſt es, den Wechſel von Furcht und Hoffnung zu ertragen! und ich meine, noch leicht in allem Uebrigen, nur dieſe, dieſe nicht. — O in welche entſetzliche Unruhe habt ihr mich geriſſen, Nolten und Guſtav! welche überwältigende Gefühle habt ihr in mir wach gemacht!

Den 27. Januar.

Ich komme durch die Auszeichnung, welche mir Dornburg erweiſ't, bei den hieſigen Leuten wieder ganz in Aufnahme. Er zieht mich in manche Geſellſchaften, was mir jetzt ganz recht iſt, da es mich zerſtreut. Denn welchen glücklichen Erfolg kann ich hieraus denken? und dennoch hängt meine Seele immer an Cäcilie; „ein Brief von ihr" — iſt mein ganzer Gedankenkreis. Uebrigens werden von Nolten, Dornburg und anderen die zweckmäßigſten, umſichtigſten Veranſtaltungen zur Auswanderung getroffen. Ich laſſe die Freunde ſorgen und machen: es ſind lauter äußerliche Dinge, auf die ich mich gar nicht verſtehe. An einer regelmäßigen Theilnahme iſt auch nicht zu denken, bevor ſich mein Schickſal entſchieden hat. Ich ſehe, was ich noch an mir zu erziehen habe, daß ich der Furcht und Hoffnung gewachſen ſei! Ich bin jetzt in einer neuen Schule, aber ich beſtehe ſchlecht. Ich ringe, wie ein Zwerg mit zwei Rieſen, von denen er wechſelsweiſe in Beſitz genommen wird.

Den 28. Januar.

Ich hatte mir Dahlheim ausgebeten, um ihn für unsern Bund bestimmen zu dürfen. Ich war heute bei ihm, und während ich ihm das ganze Unternehmen erzählte, welches noch ein Geheimniß ist, sah er mich wie ein Mensch an, welchem man ein Märchen als Wahrheit aufbinden will. Er sei nicht dazu gelaunt, sagte er, solches tolle Zeug anzuhören, es paßte sich auch wenig in meinen Mund; und hiermit wollte er davon abbrechen, indem er mich etwas über seinen Tacitus fragte. Ich hatte die größte Mühe und mußte alle Belege herzuziehen, um mir Glauben zu verschaffen. Er war sehr erstaunt und ergriffen. So gehst du nun auch weg, rief er schmerzlich aus, der einzige Mensch in diesem ganzen Nest! Ich habe es schon längst gefürchtet; aber daß du nach — Amerika gehen würdest, das hätte ich mir freilich nicht träumen lassen! O ich habe es nicht so schmerzhaft empfunden, als jene Treulose den Schwur brach: denn wer kann von Weibern Treue erwarten? Aber daß du mich nun auch verlassen willst, das thut weh!

Nach solchen Ergießungen rückte ich mit meiner Aufforderung heraus, daß er mitgehen möchte. Er brach in ein Lachen aus, welches mir die Seele zusammen preßte. Auf mein eindringliches Bitten und Flehen, sagte er endlich: Ich meinte in der That, du wolltest mit mir deinen Spaß haben; aber wenn es dir doch Ernst ist — du sprichst wohl, du könntest die äußeren Hindernisse beseitigen und es ständen euch hinlängliche Mittel zu Gebote. Aber kannst du denn auch die innern Hindernisse, die innere Unmöglichkeit wegräumen? Meinst du denn, ich

entlaufe mir selbst, wenn ich nach Amerika gehe? Trage ich denn diesen gequälten Geist nicht überall mit mir herum? Ja wenn man die Menschenverachtung und die ganze innere Pein so los werden könnte, wie man eine Waare wegwirft: aber nur wenn ich mich selbst in den Ocean stürzte, werde ich das alles in ihm begraben können! — Nein, Freund! ich habe nur noch eine Reise vor mir, aber eine ganz andere — auf die ich mich auch nicht sonderlich freue; denn wenn des Menschen Loos nicht Jammer in alle Ewigkeit wäre, wie könnte ihn die Vorsehung hier so elend machen?

Ich war von Wehmuth und Schauder ergriffen: das edelste Gemüth und der herrlichste Geist des treuen Freundes in Trümmern vor meinen Augen. In dieser Aufregung vermochte ihn meine innige Theilnahme, mir etwas von seinem Leben, von seinen Schicksalen zu erzählen, was er mir schon so lange versprochen hatte.

Ich möchte dieses alles niederschreiben, wenn ich nicht selbst so beunruhigt und nicht mit mir selbst so beschäftigt wäre. Dahlheim's Vater, ein reicher Kaufmann in einem kleinen Städtchen, fallirte durch den Betrug seines Geschäftsgenossen, nahm sich in einem Anfalle von Verzweiflung selbst das Leben, und hinterließ eine Gattin mit zwei Kindern in der äußersten Dürftigkeit. Der junge Dahlheim konnte aber durch die milden Stiftungen die lateinische Stadtschule einige Zeit besuchen und wurde dann in eine große Eisenwaarenfabrik eingeschoben. Von Natur ernst und tief, hatte Noth und Druck seinen Geist verdüstert und sittlich entwickelt. Durch Fleiß, Ehrlichkeit und Geschick arbeitete er sich zu einem der ersten Ge-

schäftsführer hinauf, und machte als solcher große Reisen durch beinahe alle Länder des Continets. Aber er verlor die Lust an dem Handelsstande in dem Maße, als man mit seinen Leistungen zufrieden war, und die Geschäftsreisen machten ihn alles Reisen, ja alles Lustwandeln im Freien für immer verhaßt. Sein Widerwille gegen seinen Stand verwandelte sich bei seiner Gleichgültigkeit gegen allen Erwerb um so mehr in einen tiefen Abscheu, da er sich durch seine Mittellosigkeit gebunden fühlte und unterdessen durch fortgesetzte Studien eine andere, höhere Neigung in sich genährt hatte. So bezog er dann, als er sich etwas erspart hatte, die Universität, um, schon in Jahren und in kärglichen Umständen, gegen den Willen seiner Mutter Theologie zu studiren. Neue Ungunst traf ihn nach dieser Zeit, bis er endlich Vikarius bei einem alten Pfarrer wurde. Er verlobte sich mit dessen Tochter, und hatte nach seiner Abdankung Hoffnung, seine Pfarrei zu erhalten, als sein bester Freund sich eindrängte, und ihm die Braut untreu machte und die Pfarrei wegnahm. So sah sich der Unglückliche hülflos und die Armuth der Seinigen machte ihn noch elender, bis er endlich nach abermaligen widerwärtigen Zufällen die untergeordnete, spärlich ausgestattete Stelle an unserm Gymnasium erhielt, um von neuem zu leiden. Doch freute er sich, der Theologie los zu sein, in welcher, wie er sagte, er auch nicht gefunden hatte, was er sich versprochen, und in der ein ehrlicher und lauterer Mensch zu bleiben beinahe unmöglich sei. Ach! wie tief empfand ich die Wahrheit von Dornburg's Satz, daß das Menschenleben größtentheils ein Gewächs der äußern Lage ist! Und dennoch leuchtete

mir des ewigen Menschengeistes sittliche Selbstständigkeit so klar und groß auch aus der verwüsteten Seele des Freundes hervor. Ich drang nun um so mehr in ihn, einen Welttheil zu verlassen, wo er vom Schicksal und von Menschen nur Hartes erfahren habe. Er war nicht zu bewegen: „Es ist zu spät. Ich bin schon zu alt, und bin neuer Erfahrungen müde, denn auch in den besten werde ich nur mein eigenes Elend neu erfahren."

Als ich ihm versicherte, er würde, wie ich es von mir hoffe, in einer rein ländlichen, freien Beschäftigung genesen, sagte er endlich: Ich werde die Menschen nimmer lieben und achten lernen. Und sollte denn dieser L. die große Freude haben, daß wir beide gingen? Ich könnte schon hier bleiben, nur um ihn zu ärgern.

Ich ließ mich durch diese Uebertreibungen nicht irre machen. Endlich aber sagte er in weicherm Tone: Ach, Romeo, du kennst mich noch nicht. Der Gram ist mir so lieb geworden, daß ich nicht mehr von ihm lassen kann: er allein regt noch mein Leben auf. Wenn ich das Gefühl meines Unglückes nicht mehr hätte, was hätt' ich noch? Das größte Glück des Himmels für mich wären Thränen; in ihnen komme ich doch zum Bewußtsein meiner selbst.

Ich verließ ihn endlich, ohne meine Absicht erreicht zu haben, — in welcher Stimmung!

Den 30. Januar.

Cäcilie! Wie lange willst du mich noch warten lassen? Dadurch ist der Mensch unglücklich vor andern

Geschöpfen, daß ihm auch noch ein ganz eigenes Unglück aus der bloßen Vorstellung entspringt, und daß sich ihm das Unglück sogar auf die Zukunft ausdehnt!

Du bist gar zu langsam, Cäcilie! Du bist ruhig, gelassen; zu ruhig, zu gelassen! Ich würde dich kalt und gleichgültig nennen — wenn du nicht meine Cäcilie wärst! Du kennst keine bedürftige Sehnsucht, kein schwebendes Verlangen; — du verstehst dich auf die Liebe nicht! Ach! und doch hast du mich die Liebe gelehrt, und solltest sie selbst nicht kennen? O! wenn du die Liebe kenntest, du beflügeltest deine Worte. Warum läßt du mich so langsam hinsterben, und sprichst mir nicht schnell mein Schicksal?

Den 31. Januar.

Eben komme ich, erleichtert, von Friederike. Sie fragte mich, als wir allein waren, nach Cäcilie, und ich, von meiner Stimmung, meinen Gefühlen überwältigt, konnte mich nicht enthalten, ihr alles zu sagen, daß ich nach Amerika auswandern würde und daß ich Cäcilie meine Hand angetragen hätte. Sie war sehr freundlich und theilnehmend, und sagte, sie wolle Cäcilie schreiben, mir doch recht bald ihr Jawort zu schicken, nur sollte ich jenen abentheuerlichen Plan aufgeben. Ich sollte unterdessen ruhig sein, und sie öfter, als bisher, besuchen. Wie dauert mich das gute Mädchen! Ihr Gesicht ist etwas eingefallen und magerer geworden, und ihre Stimme ist so wehmüthig gedämpft und so gebrochen! Ihre Kränklichkeit bindet sie an die Stube. O könnte ich ihr helfen!

Den 1. Februar.

Unser amerikanisches Geheimniß ist auf einmal stadtkundig geworden. Ich komme an einen öffentlichen Ort, wo ich L. treffe, der sich sogleich ein Geschäft daraus macht, mich zu fragen und unsere Unternehmung zu commentiren. „Nun, wozu haben Ihnen Ihre hohen Ideale verholfen? Daß Sie „„uns Abrichtern, uns Realisten““ doch endlich das Feld räumen, und sich aus der menschlichen Gesellschaft in die amerikanischen Wüsten zu wilden Bestien begeben müssen?“ — Das steht noch in Frage, erwiederte ich, ob ich mich dort nicht mit froherm Herzen mit wilden Thieren herumschlagen werde, als hier mit menschlicher Tücke. — „Nun, ich wünsche Ihnen glückliche Reise! Wem die hiesige Gesellschaft nicht gefällt, der gefällt gewiß auch ihr nicht. Wer so wenig Liebe zu seinem Vaterlande hat, daß er es verlassen kann, an dem verliert das Vaterland zu wenig, als daß es sich um seine Auswanderung bekümmern könnte.“

Ich versuchte es keineswegs, L. mit meinen Ansichten bekannt zu machen, blieb ihm aber keine Antwort schuldig. Gewiß, ein enges Herz beschränkt auch den Verstand. Dieser L. kann sich unmöglich in eine fremde Denkweise hineinfinden. Er kann nur das lernen, was in seinem Kreise liegt.

Endlich sagte er: „Ich habe auch gehört, Sie haben mit einem Arzt ausgemacht, die alten Sprachen sollten hinfüro nicht mehr auf Gymnasien gelehrt werden! — Nun, es ist Zeit, daß Sie fortkommen, sonst machen Sie noch andere Sachen aus.“

Ich machte auch, daß ich von ihm fortkam.

Cäcilie an Romeo.

Von einer kleinen Reise mit meiner Tante zurückkehrend, finde ich Ihren Brief, Romeo, dessen Inhalt aber ganz anders ist, als ich mir ihn erwartete.

Romeo, Sie sind ja selbst der Stifter unseres schönen geistigen Bundes. Ich lebte in einem Verhältnisse zu Ihnen, welches meinem Leben die schönste Anregungen brachte, ohne meine Ruhe zu stören. Die Vorsehung hatte mir keine solche Freundin gegeben, mit der ich so innig zusammenstimmte, aber sie ersetzte mir ihn durch einen Freund. Aehnliche Jugenderinnerung verbanden uns noch enger. Ich konnte mir nichts Schöneres denken, als der Bund in dem wir lebten, an den ich anfangs, als Sie mir ihn vorschlugen, selbst nicht recht glaubte, aber an den ich auch meine Tante und meine Friederike endlich glauben machte. Ich lebte, ach nur kurze Zeit! in dieser innigen Geistesgemeinschaft, und wußte nicht besser, ich dachte nicht weiter. Ich freute mich, daß sich mir so vieles Gute neu belebte, daß ich meine liebsten Gedanken und Gefühle in Ihnen wiederfand. Mein Gesichtskreis erweiterte sich, denn Sie wurden mein Lehrer, ohne es sein zu wollen, und selbst an Ihrer tiefen, schwärmerischen Wehmuth bildete sich, glaube ich, mein eigenes Gefühl tiefer aus. Sie führten mich in eine größere Welt ein, in der ich doch meine kleine, mädchenhafte so ganz wiederfand.

Wie glücklich war ich, in einem so edeln Bunde zu leben, daß er den meisten Menschen ganz unbegreiflich sein mußte. Ich hatte ein Geheimniß, an welches man nicht glaubte, auch wenn wir es verriethen.

Lieber Romeo! warum haben Sie dieſen einzig ſchönen Bund zerſtört? warum verlangen Sie noch eine andere Vereinigung zu dieſer ſchönſten, in der wir leben? Sie wiſſen nicht, welche Unruhe Sie mir verurſachen, und während ich Ihnen ſonſt ſo leicht, ſo froh die längſten Briefe ſchrieb, iſt meine Feder jetzt gehemmt und ich weiß beinahe nicht, was ich Ihnen ſchreiben ſoll. Ich kann ja von allem Bisherigen kaum mehr reden, nachdem Sie mich auf dieſes neue Feld geführt haben.

Sie bieten mir eine neue Vereinigung an, und ich möchte, Ihnen zu Lieb, gerne, wenn auch mit nicht leichtem Herzen, in ſie treten, könnte ich mich nur des neuen Bundes ſo erfreuen, als des alten bisher. Werde ich Ihnen denn in dem neuen Verhältniſſe mehr ſein, nur das ſein, was ich Ihnen bisher war? Wir ſtanden bisher frei einander zur Seite. Es fällt mir ſchwer, mich an den Gedanken zu gewöhnen, bald Ihre gehorchende Geliebte, Ihr dienendes Weib zu ſein. O des Looſes der Frauen! Nicht wahr, Romeo, meine Liebe muß Ihnen doch jetzt mehr werth ſein, als nachher? Was ich Ihnen jetzt bin, bin ich Ihnen aus dem freieſten Trieb, und kann ein ſchönerer, mehr erfreulicher Bund gedacht werden, als unſer jetziger? Sie ſagten mir ja ſelbſt oft, daß ſo die Engel im Himmel vereinigt ſeien.

Dazu ängſtigt mich Ihre Phantaſie, nach Amerika zu gehen, mehr, als Sie es ſich denken. Wie hätte ich mir es träumen laſſen, daß die Erzählungen jenes Amerikaners Sie noch zu einem ſolchen Entſchluß führen würden! Steht dieſer Entſchluß denn wirklich feſt bei Ihnen? Wollen Sie Ihr Vaterland, Eltern, Freunde und alle

Ihre Lieben verlaſſen, und ſoll auch ich aus dieſer ganzen Gewohnheit des Lebens und von theuern Menſchen weg in einen fernen Winkel eines andern Welttheils gehen? Das deutſche Gemüth kann ſich ſchwer von deutſchem Boden und gemeinſchaftlichen Erinnerungen losreißen, und in der Trennung würde es uns wohl die Sehnſucht erſt recht lehren, wie ſchwer wir unſere Lieben vermiſſen können. Die alten Bande ſind ſchmerzlich zerriſſen, und neue laſſen ſich ſchwer knüpfen. Wie ſchwer müßte es Ihnen beſonders werden, Ihr ſo innig geliebtes Volk auf immer zu verlaſſen!

Aber Sie ſcheinen ſich in Ihrem Berufe nicht glücklich zu fühlen. Das einförmige Lehrergeſchäft iſt zu eng und zu ermüdend für Ihren hohen, weitſtrebenden Geiſt. Warum wollen Sie alles verlaſſen, ſtatt allein Ihren Beruf mit einem andern zu vertauſchen?

Theurer Freund, wenn Sie doch einmal das jetzige Verhältniß nicht mehr beſtehen laſſen wollen, ſo hören, befolgen Sie den Rath und Wunſch Ihrer Cäcilie. Verwenden Sie einen Theil meines Vermögens zum Ankauf eines Landgutes in der Pfalz, von welchem herrlichen Lande Sie ſo entzückt ſind. Da erwartet uns ein unabhängiges Leben in einer ſchönen Natur, und bei einer beliebigen Aufſicht und Leitung des Ackerbaus, der ja auch Ihnen ſo lieb geworden iſt, haben Sie Muße, ſich frei allem Schönen und Guten zu widmen. In den dortigen conſtitutionellen Staaten werden Sie auch wohl zu einem Volksvertreter gewählt werden, und ſo auch Ihrem Vaterlande dienen können. Ich könnte mir unſer dortiges Zuſammenleben recht ausmalen, wenn ich nicht meinem

Mädchenleben so ungern entsagte und mein Herz mir nicht so beklommen wäre. Aber dorthin werde ich Ihnen doch mit mehr Bereitwilligkeit folgen, und ich glaube, daß auch mir endlich ein Verhältniß lieb werden wird, das Ihnen gefällt. Möchte ich Ihnen, mein Romeo, dann aber auch immer bleiben, was ich bisher war:

Ihre

Cäcilie.

Romeo's Antwort.

Deinen Brief hab' ich erhalten und ich beantworte Dir ihn auf der Stelle — aber laß' mich die Formen des Herkommens von mir werfen, und Dich nicht Sie nennen, in dem letzten Schreiben Dich Du nennen. Wer aus der Welt geht, der bekümmert sich nicht mehr um menschliche Satzungen; und gehe ich nicht auch aus der Welt, aus euerer Welt? Beim Abschiede von Dir sollst Du mir es nicht mehr gebieten, daß ich meiner Seele Gewalt anthue, und das Du des Herzens in ein Sie der Zunge verpfusche.

Wie kannst Du mich überreden wollen, meine Cäcilie, dem Lehrerberuf zu entsagen? Das ist nicht Cäcilie, die mir diesen Rath gibt! Soll ich dem tiefsten Drang meines Geistes, meiner tiefsten Liebe untreu werden? Untreu werden! untreu! Siehe, Cäcilie, alles schwankt, verändert und verwandelt sich auf dieser Erde; nur im Menschen allein findet sich Bestand und Folge, findet sich

Treue. Und ich sollte werden, wie alles andere auch ist? Nein, Cäcilie! ewig will ich treu sein, meinem Berufe treu, Dir treu, mir selbst treu!

Ich will fest halten an dem Lebensgeschäft, welches ich einmal ergriffen habe: erziehen und bilden, mich und andere erziehen und bilden mein Lebenlang! Außer diesem Geschäft scheint mir jedes andere geringfügig. Es ist nur noch nicht anerkannt, welche Kunst das Erziehen ist. Könige müssen von ihren Thronen steigen und Lehrer werden, denn erziehen ist schöner, als regieren! Die Besten im Volke müssen Erzieher werden und die Erzieher müssen die Ersten im Volke sein! Jedes andere Geschäft ist gegen die Erziehungskunst ein Handwerk oder ein leichtes Spiel! O daß Dichter in die Schranken träten und wetteifernd durch allen Zauber der Rede und des Gesanges den Stand der Erzieher verherrlichten, wie er es verdient! Daß die heilige Poesie in allen Herzen die Neigung erweckte, die Kunst zu üben, welche von allen die edelste ist, indem sie auf die edelste Weise das Edelste bewirkt.

Nein, Cäcilie, laß Andere anderer Meinung sein, aber mich laß meinem Berufe, meiner Neigung getreu bleiben bis zum letzten Athemzuge. Auch in Amerika werde ich Lehrer, deutscher Lehrer sein. O glaube mir, so lange ich für Deutsche lebe, verlasse ich Deutschland nicht. Hunderttausende, die im Vaterlande bleiben, sind weiter vom Vaterlande entfernt, als ich am Missouri. Alle die Gleichgültigen, alle die Eigennützigen und elenden Schmeichler — leben sie im Vaterlande, da sie nicht für es leben? So lange ich für deutschen Geist, für

deutsche Weisheit und Bildung unter Deutschen glühe und handle, lebe ich in Deutschland! — —

Cäcilie! Cäcilie! ich bin heftig ergriffen, indem ich Dir schreibe; ach, möchte mein letzter Brief an Dich ein froherer sein!

Ich werde meine Abreise beschleunigen; bald trägt ein Schiff deinen Freund über den Ocean. Ich lebe schon jetzt mit meiner Seele nicht mehr in Europa. Nur Du hieltest mich so lange zurück. Da Du mir nun nicht folgen willst, so habe ich nur noch Einen Wunsch, bald reisen zu können. Was thue und erwarte ich noch?

Cäcilie! Du bist mir vom Himmel angetraut; Du bist mir in unsterblicher Geistesverwandtschaft verbunden! Oder sollte das, was wir tauschten, sterblich sein? — Das vergiß nicht, Cäcilie! Ach! es sollte mir auf der andern Halbkugel wohl thun, wenn ich wüßte, daß mein Gedächtniß auf dieser noch in Einer Seele fortlebte! Nein, Du wirst mich nicht vergessen, wenn ich Dir nur Einen Augenblick der allerkleinste Theil von dem war, was Du mir ewig sein wirst. Siehe! Cäcilie, ich werde nie ein Weib an dieses Herz drücken, in diese Arme schließen; und wenn es eine Göttin wäre, die mich mit Inbrunst lieben und mit aller himmlischen Seligkeit überschütten wollte, — ich würde sie zurückstoßen, und an Dir, der weit Getrennten, der Verlornen, auch noch dann festhalten, wenn Du mich ganz vergessen hättest!

Lebe wohl, Cäcilie! Ich trage Dein bestes Ich über den Ocean, in die Wälder am Missouri. Ich hoffe, es wird nichts Schlechtes in mir wirken, aber ich werde mich meines Wirkens nicht erfreuen. Ich werde Trost in

der Aufopferung für Andere ſuchen, aber ich werde mir nie genug thun. Wer iſt dieſer ernſte Mann, werden Fremde ſagen, die unſere Pflanzſtadt beſuchen, der Andere froh und glücklich macht, aber es ſelbſt nicht iſt? Was für ein ſchwerer Gram hängt, wie eine Wolke, auf ſeinem Antlitz? — Träumend ſitze ich in dem frohen Kreiſe der Freunde, zu dem ich nicht gehöre; in mich verſunken wandle ich unter den Blüthenbäumen, die nicht für mich blühen; und jage dann das Wild, bis ich ermattet in tiefen Schlummer ſinke, wo ich bei Dir bin, bis ich erwachend ſchaudernd denke, was mich von Dir trennt. —

Warum mache ich aber mir und gewiß auch Dir das Herz ſchwer? Ich habe manches gelitten, durch das äußere Loos oder eigne Laune, aber das Härteſte war mir auf die letzte Stunde aufbehalten. Jetzt kann ich wohl unangefochten fortgehen: ich habe ja Alles durchgeduldet. Europa hat nun an mir und mit mir nichts mehr zu thun: es entläßt mich jetzt in Gnaden. Es hat ſeine Gaben an mir erſchöpft.

Du wirſt ſagen, Cäcilie: Warum bereiteteſt Du Dir ein ſolches Leid? was hieß Dich deine Wünſche ſo weit ausdehnen? — Höre denn, Cäcilie; Du biſt vor Gott und Menſchen meine Braut, und mein Wunſch ſprach eigentlich nur aus, was ſchon da war. Warum ſollte ich nicht ſagen dürfen, was wir bereits ſind, gleichſam unabſichtlich geworden ſind?

So fordere ich Dich denn von der Ewigkeit zurück, da Dich mir das Leben verſagte. Ich laſſe mir durch das ſinnloſe Ungefähr nicht ſtreitig machen, was mein iſt: ihm zum Trotze werde ich nie meinem Rechte entſagen.

O wenn ich dieſe Entrüſtung in mir zu bleibender Stimmung machen könnte — ſie wäre ein Gegengewicht gegen den ſchmelzenden Schmerz. Soll ich es weiſe, gut und recht finden, wenn das Schickſal toll und planlos geiſtig Verbundenes auseinanderreißt?

Lebe denn wohl, meine Cäcilie! Ueber den Ocean herüber wird mein Herz für Dich ſchlagen! Alles Schöne und Große, was ich ſchaue und lebe, wird nur meine unglückliche Liebe tiefer entwickeln! Jede Freude, die mir das Leben bringt, wird mir nur meine Wehmuth und Sehnſucht ſtärker ins Bewußtſein tragen! Ueberall werde ich nur Dich finden und überall Dich vermiſſen! Mein ganzes Leben wird meine Liebe ſein! Lebe denn ewig, ewig wohl! Uns wird bald nichts mehr gemeinſchaftlich ſein, als dieſelben Sterne deſſelben Himmels, aber ach! wenn Du Dich an ihrem Anblick ergötzeſt, zu derſelben Zeit iſt es mir nicht vergönnt, ſie auch zu ſchauen. Lebe wohl! Was ſoll ich immer daſſelbe nur in andern Worten wiederholen? Dieſe Worte ſind aber ein Sinnbild meiner Zukunft: ſie wird eine ſtete Wiederholung meines Schmerzes, meiner Liebe ſein. O es gehört ein Heldenmuth dazu: das allerletzte Wort zu ſagen und zu ſchreiben. Meine Cäcilie, vergiß nie

Deinen

Romeo.

Den 4. Februar.

Ich mag nichts denken, ich mag nichts lesen, nichts schreiben. Ich kann nichts thun. Fort! fort! so weit als möglich! Was liegt mir nun noch an Cäciliens Nähe? O ihr Freunde, warum regtet ihr diese Wünsche auf? Warum ließt ihr mich nicht in meinem Unglück glücklich sein? Entbehren wollen — und entbehren müssen, was hat das mit einander gemein?

Den 5. Februar.

Nolten spricht mir Muth ein und schilt mich. Aber ich höre weder ihn noch Andere: soll ich mich abermals täuschen lassen? Hoffnungslosigkeit ist ja besser, als jener unselige Wechsel der Gefühle, den ich erfahren habe.

Den 6. Februar.

Ja, es ist ausgemacht: sie ist kalt und gleichgültig. Sie kennt die Liebe nicht; sie weiß nichts von Sehnsucht. Sie genügt sich selbst, wie ein höheres Wesen. Sie kennt nur die ganz uneigennützige, wunschlose Freude am Schönen. Wie konnt' ich das alles mißkennen? Es geht ja aus allen ihren Briefen hervor. — Und doch war es ein unvergleichlich schönes Verhältniß! Wehe mir, daß ich es mit roher Hand zerstören konnte! Es läßt sich nicht wieder herstellen — in mir nicht herstellen.

Den 7. Februar.

Thue ich ihr vielleicht Unrecht? Das iſt ein ſchrecklicher Gedanke! Wäre es *nicht* wahr, daß ſie nur ſich ſelbſt in mir liebte? daß ſie mich nicht perſönlich lieb hatte? — O hätte ich ihren letzten Brief nicht ſo ſchnell beantwortet und meine Antwort nicht auf der Stelle abgeſchickt! Ich weiß kaum mehr, was ich ihr in der Aufregung geſchrieben habe. Alſo auch noch Reue!

Cäcilie an Romeo.

Eilet, eilet, ihr Zeilen, beruhigt mir den Herzensfreund und ſagt ihm, wie unendlich theuer er mir iſt! In welcher traurigen, gereizten Stimmung mußteſt Du geweſen ſein, daß Du mich ſo mißverſtehen, durch Deinen Brief ſo betrüben konnteſt! Konnteſt Da an meiner Liebe zweifeln, weil es mir weh thut, aus meinem harmloſen Mädchenleben zu treten, meine geliebte Heimath zu verlaſſen? Aber Dir zu Lieb' entſage ich ja allem Andern, bringe ich jedes Opfer. Bisher hatteſt Du Dir Entſagung aufgelegt, von nun an werde ich ſie tragen. Allem entſagt, alles verläßt ja die Jungfrau, wenn ſie ſich dem Geliebten ergibt, und die Liebe des Weibes iſt eine beſtändige Selbſtaufopferung für den Gatten. Aber getroſt und freudig, wenn auch mit Wehmuth, übernehme ich das Schickſal der Frauenliebe: verzeihe, mein Romeo, verzeihe die Wehmuth der Jungfrau!

Wohin Du mich führst, mein Geliebter, — ich folge Dir. Wenn ich Dir den Ankauf eines Landgutes am Oberrhein vorschlug, wie konntest Du mir zürnen? Meine gute Tante will mich nach Amerika begleiten, und dort die ersten Jahre bei mir bleiben.

Bald komme ich zu Dir, denn Friederike wünscht mich bei ihrer zunehmenden Kränklichkeit um sich zu haben. Auch Du hast die treueste Freundin an dem edeln Mädchen. So erwartet mich denn in *** Leid und Freud', welches sich ja gewöhnlich verflicht. Vorher erwarte ich noch, ach mit ungeduldiger Sehnsucht, einen langen Brief von Dir, die Braut vom Bräutigam!

Ich lasse, um meinen Brief noch heute abschicken zu können, wider Gewohnheit noch Papier unbeschrieben, aber denke Dir den leeren Raum mit den Worten angefüllt: Mit Dir bis ans Ende der Welt! Dein bis in den Tod!

Cäcilie.

Nachschrift.

Damit es euerm Unternehmen nicht etwa an Mitteln fehle, stelle ich mein elterliches Vermögen zu Deiner Verfügung. Du erhältst diesen Brief aus den Händen Friederikens, welche sich die Freude ausgebeten, Dir ihn überreichen zu dürfen.

Aus einem Briefe von Romeo's Eltern.

— Wie nahe es uns aber geht, Dich auch noch zu verlieren, brauche ich Dir nicht zu sagen, kann ich Dir kaum beschreiben. Deine beiden trefflichen Brüder wurden in ihrer Jugendblüthe dahingerafft; und nun gehst auch Du auf ewig von uns, und die Ehe Deiner Schwester Amalie scheint kinderlos zu bleiben.

Aber unsere Religion, deren Verkündiger ich bin, lehrt mich das gelassen zu ertragen, was der unerforschliche Rathschluß Gottes über uns verhängt, und deine alten Eltern würden Unrecht thun, wenn sie für die wenigen Augenblicke ihres noch übrigen Lebens für ihr eigenes Glück ängstlich besorgt wären. Wenn sie Dich nur endlich glücklich und zufrieden wüßten; dann wollten sie gerne alle Sorgen, die sie schon um Dich litten, vergessen und ihre Augen ruhig schließen, wann es Gott gefällt.

Dabei sind wir der Vorsehung dankbar, daß sie doch noch unser Leiden hat mildern wollen. Nämlich auch in meiner Gemeine hat der Auswanderungsschwindel um sich gegriffen, und es hatten sich viele Familien vorgenommen, auch ihr Glück in Amerika zu suchen, wie es einige früher ausgewanderten zufällig gefunden hatten. Als ich ihnen nun sagte, daß auch Du auswandern und eine Colonie am Missouri stiften wolltest, entschlossen sich alle, sich an Dich anzuschließen, und es traten noch viel mehr Familien bei; denn Du stehst bei meinen Leuten noch in gutem Andenken. So bleibst Du also doch auch in einem andern Welttheile, unter einem Theil meiner Gemeine, und ihr könnt euern Plan jetzt im Größern ausführen.

Es sind alle zum Ueberzug und zur Ansiedelung hinlänglich bemittelte, und arbeitsame, brave Ackersleute. Viele sind alte Bekannte von Dir aus Deinen Knabenjahren. Es ist leider! eine Gährung in allen Köpfen: und von allen Seiten her soll ich Dich grüßen und Dich bitten, sie bald selbst abzuholen oder nähere Nachricht zu geben.

Auf jeden Fall also erwarten wir Dich vor Deinem Ueberzuge noch bei uns!

Dein

treuer Vater.

* * *

Auch Deine alte Mutter muß mit zitternder Hand einige Worte beifügen. Ach Romeo! daß uns auch dieses noch trifft! Was bleibt jetzt Deiner abgehärmten Mutter noch zu wünschen übrig, wenn Du in Amerika bist? Ich hätte so gerne noch Enkel gesehen und geherzt: aber auch darauf muß ich verzichten. Dein Freund, der Professor Gustav, welcher uns die Unglücksbotschaft mit Deinem Brief brachte, sagte uns etwas von Deiner Verlobung mit einer Cäcilie B....., weil es aber noch nichts Bestimmtes ist, hat es mich nur noch mehr beängstigt. Ach, mein theurer Sohn, was wird Dir über dem Ocean bevorstehen? Dein Vater sagt es immer: der Mann könne überall glücklich und zufrieden leben, wenn er sich nur selbst beherrschen könne und Gott vertraue. Wie wird mein armes Mutterherz es ertragen können, Dich so fern zu wissen! Den ganzen Tag sind mir die Augen mit Thränen gefüllt, und schwach und hinfällig schleiche ich im

Hauſe umher, ſeit ich das Krankenlager wieder verlaſſen kann. Du weißt nicht, Romeo, und ſelbſt der Vater weiß nicht, was ich leide. Wir verbergen uns gegenſeitig unſern Schmerz. Bisher warſt du noch in unſerer Einſamkeit der Gegenſtand unſeres Geſprächs, Du, unſere Freude, unſer Stolz nach ſo vielen Schmerzen: nun wagen wir auch von Dir nicht mehr mit einander zu reden. Das Alter Deiner Eltern iſt einſam, öde und traurig: aber Dein Vater iſt nicht ſo weich geſchaffen, als ich es bin, die Dich unter dem Herzen trug und Deinetwegen ſchon tauſend Thränen weinte. Ach! gib bald beſſere Nachricht, mein einziger, letzter Sohn, ſonſt vergeht in Kummer und Gram

Deine

alte Mutter.

Den 28. März.

Es iſt nun, wie Du aus den Beilagen ſiehſt, mein Guſtav, es iſt nun alles entſchieden. Morgen drücke ich Cäcilie an mein wehes, freudiges Herz.

Guſtav! ich kann Dir Deinen Brief nicht weitläufig, wie er es verdiente, beantworten. Nur Einiges muß ich berühren.

Du kannſt meine Ideen und meine Handlungsweiſe nicht ganz gutheißen. Lieber Freund! ich habe es, Deinem Rathe folgend, redlich verſucht, mich auf einen engen wiſſenſchaftlichen Berufskreis zu beſchränken und alles außerhalb Liegende unberückſichtigt zu laſſen. Aber meine

Natur, Freund, ist eine andere, als die Deinige. Was soll ich mir Gewalt anthun, meinen besten Trieb zu ersticken oder nur kärglich zu befriedigen, da ich mich in Deiner freundlichen Beschränkung nicht wohl fühle, und ich um so weniger für mich und Andere leiste, je mehr ich mich auf einen kleinen, verstandesmäßig abgezirkelten Kreis zurückziehe. Das was Dornburg von einer künstlich vertheilten und streng abgemessenen Thätigkeit sagte, hat wenigstens für mich volle Gültigkeit: die Produkte derselben mögen ausgearbeiteter sein, aber der Mensch wird schlechter durch sie. Ich schwöre Dir bei Gott, Gustav, daß alle meine bisherige Mühe und Sorge für Bildung nur Anfänge, nur Vorübungen einer ächt menschlichen Entwickelung, als der Bestimmung unseres irdischen und somit auch himmlischen Lebens, sein sollen, die ich mit allen Kräften anstreben werde; einer Entwickelung nicht allein nach dem Zuschnitt des äußeren Berufes und nicht im Dienste des lohnsüchtigen Eigennutzes oder der schalen Eitelkeit; einer Entwickelung, frei von allem Gelehrtenpedantismus und den Fesseln der herkömmlichen Vorurtheile; einer Entwickelung nicht ohne Bücher, aber vornehmlich unmittelbar aus dem Leben und der Natur, und so gestaltet, daß sie sich des eigenen Gedankens und eigenen Gefühles erfreut, und nur das zu verstehen und zu besitzen glaubt, was sie im Leben üben kann; — zu einer solchen Entwickelung soll alles, was ich bisher an mir that, nur eine geringe Vorbereitung sein. Freilich habe ich Dir hier diese ächtmenschliche Bildung fast nur durch negative Merkmale bestimmt, aber deßwegen, weil ich überzeugt bin, daß unsere meisten Ansichten über sie

verkehrt ſind. Meine Lehrjahre werden alſo länger dauern, als die des Wilhelm Meiſter, — der eigentlich ſo wenig lernte und beinahe nichts that, gleich als wenn man ohne Thun etwas lernen und ſich bilden könnte.

Du zweifelſt auch an der Verwirklichung aller meiner Ideen in unſerer Colonie. Ich ſelbſt, Guſtav, und Nolten und Doruburg haben auch bei weitem mehr nüchterne und kalte Anſichten, und mißkennen die großen und vielerlei kleinen Schwierigkeiten des Unternehmens nicht, von denen Du ſprichſt. Aber die Hauptſache von dem, was wir wollen, werden wir in verjüngtem Maßſtabe nach aller menſchlichen Berechnung ſicher erreichen. Es fehlen unſerm Unternehmen weder äußere Mittel, noch hinlängliche und tüchtige Theilnehmer, noch berechnende Umſicht und Erfahrenheit. Du kennſt ja den Idealiſirtrieb Deines Romeo, welchem Du beſonnener, begriffgerechter Mann auch etwas zu gute halten mußt. Und ich will ja auch nicht, wie ein Kind, das Höchſte auf einmal.

Das beſorge aber ja nicht, daß uns am Miſſouri ſo manche äußere Bequemlichkeit und Annehmlichkeit abgehen wird, welche uns hier durch die Gewohnheit lieb und unentbehrlich geworden ſind. Dort ſoll meine Cäcilie, und ihre Tante, ſo lange ſie bei uns iſt, eben ſo gut und bequem wohnen, als hier, und ſogar ihren Flügel wird ſie nicht zurücklaſſen. Die Handwerker und Künſtler, welche wir mitnehmen, werden uns mit allem Nothwendigen und Schönen verſorgen, und dann bedenke, daß wir in fortwährender Verbindung mit den Städten am Miſſiſippi, am Ohio und deren Nebenflüſſen, mit den atlantiſchen Küſtenländern, ja mit England und Deutſchland ſtehen

werden. Dich, Gustav, werde ich noch näher beauftragen, daß und wie Du mir alles, was in der deutschen Literatur Bedeutendes erscheint, zuschickest. Meine Bibliothek werde ich mit Auswahl und durch viele neue Bücher vermehrt, gleich mitnehmen, und ebenso werden wir in Deutschland und England einen Ankauf von physikalischen und andern Instrumenten zu unsern naturwissenschaftlichen Forschungen und Studien machen. Es wird uns an nichts fehlen, und es könnte leicht sein, Gustav, daß Du noch einmal von einer deutschen Zeitung am Missouri hörtest. Wo Preßfreiheit ist, da wird viel gelesen. Hat doch jedes winzige Städtchen in Nordamerika seine eigene Druckerei und seine eigene Zeitung. Und wenn ich einst in dieser ergiebigsten terra incognita der Naturwissenschaften etwas auffinde und entdecke, so soll es euch an der Elbe, am Rhein und an der Donau nicht verloren sein.

Doch lebe für dieses Mal wohl! Da Du doch nicht mitgehen willst, so vermache ich Dir, mein theurer, ewig unvergeßlicher Freund, ein großes Vermächtniß: Sei Du der Sohn meiner betrübten Eltern! Vergiß nie meines Auftrages!

In mächtigem Ungestüm drängt sich mein Busen dem morgenden Tag entgegen. Morgen, wenn ich die hohe, edle Schönheit in dem Glanze der ewigen Liebe schaue, und mir die Herrliche zum ewigen Bunde die Hand reicht, da wird mein amerikanisches Leben beginnen. Möchte ich dem hohen Glücke besser gewachsen sein, als ich bisher häufig wirkliches oder eingebildetes Unglück ertrug.

Nachschrift des Herausgebers.

Hier sieht sich der Herausgeber dieser Sammlung in der unangenehmen Nothwendigkeit, die Geschichte Romeo's durch eigene, kurzgedrängte Erzählung bis zu dem Zeitpunkt fortzusetzen, wo unser Freund Deutschland und Europa verließ. Es finden sich unter den hinterlassenen Papieren, aus dieser Zeit nur noch wenige Briefe und Aufsätze vor, und der Herausgeber hat es sich daher, so viel es ihm seine weite Entfernung und andere Hindernisse gestatteten, angelegen sein lassen, aus dem Munde des Professors Gustav und anderer wohlunterrichteter Personen, die Nachrichten zu sammeln, welche er hier dem Leser noch mittheilt. Was sich in der Hinterlassenschaft Romeo's an eigenhändigen Notizen oder an Beilagen seiner Freunde noch vorfindet, ist von mir gewissenhaft berücksichtigt worden.

Da die Briefe, die wir in dieser Zeit vermissen, nach Gustav's ausdrücklicher Versicherung nicht etwa verloren gegangen sind, so müssen wir uns billig wundern, wie der schreiblustige Romeo seine bisherige Gewohnheit auf einmal beinahe ganz aufgab. Aber er lebte von nun an, wie wir sehen werden, ununterbrochen in der Nähe Cäciliens, also im unmittelbaren, reinen Genuß einer befriedigenden Gegenwart, welche seine einseitig vorherrschende Reflexion zurückdrängen mußte. Auch mochte Cäciliens Beispiel auf ihn wirken, welche sich nie ein Tagebuch oder etwas der Art gehalten hatte. Das viele Schreiben war dem unglücklichen Jüngling bisher eigentlich

nur eine Erleichterung seines gepreßten Herzens gewesen und ein Ersatz eines ihn ganz erfüllenden Umgangs; und da er sich nun auch seiner pädagogischen Grillen und Reflexionen entledigt hatte, weil er über diese Dinge mit sich selbst ins Reine gekommen zu sein glaubte, so fehlte auch von dieser Seite die Anregung. Er drückt sich über diese Umänderung einer zur Natur gewordenen Gewohnheit in einem glücklich erhaltenen Zettelchen so aus:

„Hierbei, Gustav, schicke ich Dir alles, was ich von meinen Selbstgesprächen, Selbstbekenntnissen, kurz meinen Briefschaften noch habe. Fang' mit dem Zeug an, was Du willst: laß' es drucken oder verbrenne es. Ich mag nichts davon mit nach Amerika nehmen; ich mag nicht dadurch an meine alten Erbärmlichkeiten erinnert werden. Sogar, was ich von fremden Briefen in meinen Händen habe, ich lege alles in die Deinen nieder, unter der einzigen Bedingung, daß Du mir die Originalien erhältst. Und hiermit sei denn alles Schreiben abgethan! Es ist eine europäische Geisteskrankheit, diese Schreibewuth, die mit der Lesesucht zusammengehört. Ich will mich jetzt schon von beiden heilen, oder ich bin schon geheilt."

Auf diese Weise fiel unser Freund, dem es so schwer war, die gesunde Mitte zu halten, beinahe in das entgegengesetzte Extrem.

Er lebte, seit der Ankunft Cäciliens in Friederikens Hause, in dem doppelten Glücke einer schönen Liebe und einer herrlichen Aussicht in eine ihm thatenreich scheinende Zukunft, und es ist begreiflich, daß die schwellenden Wogen seines Geistes unter dem milden, beruhigenden Lichte Cäciliens sich allmählich zur klaren Spiegelfläche ebneten.

Nur, sollte man sagen, mußte das eigene Verhältniß zu Friederike beiden Liebenden störend, ja peinlich sein.

Welchen tiefen Eindruck es auf das weiche liebende Gefühl dieses Mädchens machte, als sie zuerst auf dem Landgute bei D. in einem häufigern Umgange mit Romeo erkannte, wie falsch sie dessen Zuneigung zu ihr verstanden hatte, geht aus mehrern Stellen ihres hinterlassenen Tagebuches hervor.

„Ach, sich so getäuscht zu haben! Was hilft mir nun Cäciliens Freundschaft? Ich fühle es in ihren Armen nur deutlicher, wie unglücklich ich bin. Ich ging heute allein durch die Allee, die abgefallenen Blätter rauschten unter meinen Tritten, und der herbstliche Wind spielte mit ihnen. Mich überlief es. — Diese Blätter haben ihre Gestalt und Adern noch, aber sie sind von ihrem Sitze gerissen und es zieht kein Leben mehr durch sie. Ach! mein armes Herz!"

„Wenn er mich nun noch gar verachtete, daß ich mich ihm so schnell ergab, mich ihm ergab, ohne daß er mich haben wollte. Hätt' ich mich nur mehr zurückgehalten! Aber hätte ich nicht Ursache, ihm zu zürnen, daß er mich und die Eltern durch sein sonderbares, unerklärliches Benehmen so schrecklich täuschte? Ach! ich kann es nicht: mein Herz schlägt zum Zorne zu schwach — es wird bald ausgeschlagen haben."

„ — So ist es also: er liebt Cäcilie! Er schenkte mir nur deßwegen scheinbar seine Neigung, weil ich Cä-

cilliens Freundin bin. Dazu diente ich ihm, dazu war ich ihm gut genug! Warum hebt ſich meine Bruſt höher, warum iſt mir der Athem ſo kurz und beklemmt? — Mußte ich mich nicht freuen, daß er Cäcilie liebt?“

„Du willſt es nicht glauben, und nennſt ihn nur deinen Freund, Cäcilie? In mir täuſchte ich mich, aber in dir täuſche ich mich gewiß nicht. Ihr beide ſeid ja für einander geſchaffen. Ich höre beſchämt und kleinmüthig euern Reden zu, denen ich nicht folgen kann. Wie konnte ich armes, ſchwächliches Mädchen wähnen, daß der Hochfahrende zu mir herabſteigen würde.“

„Liebet euch und ſeid glücklich — auch in meinem Herzen ſollt ihr verbunden bleiben: Cäcilie und Romeo!“

Als Romeo dem edlen Mädchen ſpäter entdeckte, daß er Cäcilie einen Antrag gemacht habe, wurde ſie bei ihr die eifrigſte Fürſprecherin für ihren Freund, und vermochte Cäcilie, unter dem Vorwande ihrer eigenen Kränklichkeit, ſie in * * * zu beſuchen, um das Glück der Liebenden durch deren perſönlichen Umgang zu erhöhen. Es koſtete ihr, wie aus ihren ſchriftlichen Aeußerungen hervorgeht, vielen Kampf, ſich ſelbſt ſo ganz zu vergeſſen. Das beleidigte Gefühl trat von Zeit zu Zeit anklagend gegen Romeo auf. Bald aber verwandelte ſich, verſank ihre Liebe in die eifrigſte Freundſchaft und Sorge für das Glück beider Liebenden. Sie fühlte ſich durch ihre lebendige neue Theilnahme wie geſtärkt, und beruhigte ſich

über ihr eigenes Schicksal durch religiöse Trostgründe. Die drei Freunde sprachen sich klar unter einander aus, und Friederike erkannte Romeo's schwärmerisches, träumerisches Wesen, und er stand nun völlig gerechtfertigt vor ihr. Cäcilien gelang es, Friederike darüber zu beruhigen, daß ihr Romeo ihre frühern stillen Wünsche nicht mißdeute, und aller Argwohn verschwand durch des Freundes herzliche Achtung. Das Mädchen wußte sogar den gekränkten Stolz ihrer Mutter zu begütigen, und sie war nun wieder so unbefangen, wie zuvor, und so heiter, als sie es bei ihrer zunehmenden Kränklichkeit sein konnte. Sie sprach bisweilen ihre Ahnung ihres baldigen Hinscheidens aus, und ließ sich ihre Meinung nicht ausreden. Ihr Körper hatte durch die mancherlei Gemüthsbewegungen gelitten, aber ihr geistiges Wesen war wie geläutert. Der erwachende Frühling griff aber ihre zarte Beschaffenheit wieder stärker an. Gegen Ostern schrieb sie in ihr Tagebuch: „Die Bäume knospen wieder, aber die Knospen meines Herzens sind Thränen.“

Um diese Zeit legte Romeo seine Lehrerstelle nieder. Er erkannte jetzt erst, wie allgemein beliebt er bei seinen Mitbürgern und Schülern gewesen war. Selbst viele unter den erstern, welche er in seinem Mißmuth für gleichgültig und feindlichgesinnt gehalten hatte, bezeigten ihm ihre Liebe, ihr Bedauern, ihn zu verlieren, und L. und seine Anhänger wagten es nicht, jetzt ihre Freude an den Tag zu legen. Ja man sprach an öffentlichen Orten vielen Tadel und heftige Anklagen gegen die aus, welche die Stadt durch ihre Bosheit und Kabalen eines so treuen Lehrers ihrer Kinder und eines so wohlgesinnten Mitbür-

gers beraubt, und ihm den Aufenthalt bei ihnen so verleidet hätten, daß er auf den unseligen, verzweifelten Gedanken gekommen wäre, sein Vaterland zu verlassen. Eine städtische Deputation bat ihn im Namen vieler angesehenen Bürger, doch bei ihnen zu bleiben: man wolle ihn gegen seine Feinde bei der Behörde kräftig in Schutz nehmen, und sein Gehalt dem des Directors durch freiwillige Aktien gleich stellen. Dieses alles und die Thränen seiner Schüler erschwerten ihm den Abschied. Er erfuhr jetzt auch, daß er auch den Frauen interessanter gewesen war, als er es geglaubt hatte, oder bemerkt hatte: man sprach einige Tage allgemein von dem begeisterten jungen Mann, von seiner ausdrucksvollen Gestalt, von seinem dunkeln schwärmerischen Auge, von seiner hinreißenden, gehaltreichen Beredsamkeit; man meinte, das schönste und reichste Mädchen der Gegend thue wohl daran, einem solchen Jünglinge auch an den Missouri zu folgen. Man erkannte erst bei seinem Abschiede recht, wie lieb man ihn hatte, und was man an ihm verlor.

Der Auswanderungsplan machte überhaupt, als er zur Ausführung vorrückte, in der Gegend großes Aufsehen. Viele angesehene Leute wollten sich noch anschließen, welche aber Rolten und Dornburg zum Theil zurückwiesen. Um ihre Absicht zu erreichen, meinten sie, müßten die Unternehmer durchaus unsträfliche und sich geistig befreundete Männer sein.

Rolten reis'te nach Ostern, ungefähr mit der Hälfte der Auswandernden weg, nachdem Dornburg schon früher aufgebrochen war, um an Ort und Stelle manche vorläufige Anstalten zu treffen. Dieser erste Zug schiffte sich

auf einem eigens gemietheten Schiffe in Rotterdam ein, und nahm den Weg über Neu-Orleans: der zweite Zug sollte in einem Jahre nachfolgen.

Diese Zwischenzeit benutzte Romeo, um den Welttheil noch näher kennen zu lernen, den er zu verlassen gedachte. Er machte mit Cäcilie und deren Tante eine Reise nach dem südlichen Frankreich, durch die Schweiz und nach Italien, dem Ziele langgenährter Wünsche. Die wenigen Briefe, welche er in dieser Zeit an seinen Gustav schrieb, enthalten beinahe nichts, als ziemlich trockene kurze Reisenotizen, mit eingestreuten flüchtigen Ergießungen seines Glückes, seiner Liebe! Diese lassen einen Blick thun in ein Gemüth, welches im heiligsten Gefühl und klarsten Besitz des Schönsten und Besten lebt, eignen sich aber, weil sie wegen ihrer Kürze und Unvollständigkeit die vielfach veränderte innere Beschaffenheit Romeo's nicht ganz deutlich machen, nicht zur Aufnahme in diese Sammlung. Cäcilie war ihm noch nicht angetraut: es war eine eigene Phantasie von ihm, daß sie erst in Amerika seine Gattin sein sollte.

In Rom empfingen Romeo und Cäcilie die erschütternde Nachricht von Friederikens Tode. Sie war an der Auszehrung sanft und allmählig dahingeschwunden. Zugleich wurde ihnen, dem Auftrage der Seligen zufolge, das Tagebuch überschickt, aus dem wir schon oben einige Stellen mitgetheilt haben. Wir schreiben noch einiges andere ab:

„Wäret ihr noch hier, Romeo, Cäcilie! so wäre mir besser; aber seit ihr gegangen seid, wird täglich alles dunkeler um mich. Ihr habt mein Glück mit euch weggetragen; ich hatte es in eueres gelegt."

„Für euch ist es gut, daß ihr nicht mehr hier seid: mein welkes Leben paßt ja nicht in das euere. Heute erblickte ich mich im Spiegel und bebte vor meiner eigenen Gestalt zurück. O verzeiht mir, daß ich euere Seligkeit hier so oft durch meine Gegenwart störte; wie lästig muß ich euch geworden sein! Das hat mich immer recht unglücklich gemacht, daß ich euch so wenig sein konnte; ach ihr bedurftet ja meiner nicht!“

„Ja, ich bin noch bisweilen heiter: aber wenn ich an deine Heiterkeit denke, Cäcilie, gefällt mir die meinige nicht. Warum begleitest du mich aber überall als mein Ideal? Ich bin ja ein ganz anderes Wesen, welches nicht aus seiner niedrigen Sphäre heraus kann. Es wundert mich nur, wie ihr mich so lieben könnt, und ich habe schon oft gedacht, daß ihr es nur aus Mitleid thut.“

„Gestern besuchte mich Julie Ernst. Ich sprach von Cäcilie, von Romeo. Da sah mich die Jugendfreundin mit einem so theilnehmenden, so unbeschreiblich wehmüthigen Blick an, daß mir es durch das Herz ging. Sie trocknete sich die Thränen von Augen und Wangen, und auch ich mußte weinen über mich selbst, und ich weiß nicht über was! So saßen wir lange stille neben einander. — Auch die gute Julie ist nicht glücklich: ihr Mann ist hart und jähzornig gegen sie und sie lebt nicht glücklich mit ihm. Aber mir wird bald wohl sein!“

„Wenn am Menschen alles so hinfällig, so müde wird! wenn man schon vor dem Tode alles hinsterben sieht! O meine Freunde, ich kann euch nicht einmal mehr so recht lieben, wie ich es möchte: ich habe die Kraft nicht mehr dazu. Daß sich allmählig alles, alles ablöst! Wenn ich euch doch so lieben könnte, wie ihr euch, ehe ihr euch verlobt hattet. Ich versuche es immer, aber ich bin zu arm, zu schwach dazu. Ach himmlischer Vater! stärke meine Liebe, stärke mein Vertrauen zu dir! Das ist mir schrecklich, daß sich meine Gedanken immer mehr auf mich selbst zurückziehen."

„Es geht mir seit einigen Tagen besser, seit die zehrende Krankheit alle Kraft des Körpers gebrochen und mein Leben entschieden ihr ist. Ich kann mich nun wieder an meinen Blumen ergötzen, und in das schöne Italien denken, wo meine Cäcilie mit ihrem Romeo gesund und froh ist. Wie dankbar bin ich dir, Gott, daß ich mich wieder habe."

„Sprecht mir nicht von Wiedergenesung! Was habe ich noch zu hoffen? — Wenn ich todt bin, werde ich wohl näher bei Cäcilie und Romeo sein, als wenn mich der Ocean von ihnen scheidet. Der Tod vereinigt die Getrennten."

„Mir wird täglich wohler, leichter. Freut euch, ihr Fernen, ich genese bald zum ewigen Leben. Ich fühle es ordentlich, wie ein Band nach dem andern sich löst. Bald wird mein Geist ganz entfesselt sein."

„O der menschlichen Hoffnung! So jung vermähle ich mich mit dem Engel des Todes, und die, bei denen meine Seele ist, pflanzen mir keine Blumen auf meinen Hügel.“

„Lebet wohl, Cäcilie, Romeo! Wenn ich euch Leid machte, wenn ich euch Liebe schuldig blieb, o verzeiht' es euerer Freundin! Laßt mein Andenken nicht ganz verschwunden sein. Meine schwache Hand zittert, und ich kann nicht weiter schreiben. Lebt wohl bis auf ein besseres Wiedersehen! Ich sehe euch vielleicht sehr bald wieder, aber ihr nicht eher, bis auch ihr meinen Weg gegangen seid.“

Nach einem bis über die Mitte des Sommers verlängerten Aufenthalt in Italien reisten unsere Freunde nach Deutschland zurück. Man fand es nämlich für gut, den zweiten Ueberzug nach Amerika bis zum Herbst zu verschieben, hauptsächlich wegen des bessern Reisewetters in Nordamerika, an dessen atlantischer Küste man dieses Mal landen und von da zum Theil auf den Wasserstraßen und kleineren Strecken zu Lande in das Innere reisen wollte.

Nach langer Abwesenheit eilte Romeo seinem väterlichen Dorfe zu, aber seine Mutter fand er nicht mehr. Der Kummer, auch ihren letzten Sohn zu verlieren, hatte ihren zerrütteten Körper niedergeworfen. Romeo benetzte den frischen Hügel der Entschlafenen mit heißen Thränen. Der alte Vater hatte im Sinne, sein Amt niederzulegen und zur verheiratheten Tochter zu ziehen.

Hier, in dem Orte seiner Geburt und glücklichen Knabenjahre, verweilte er geraume Zeit. Dann brachen sie mit den Colonisten des Dorfes zur Seestadt *** auf, ohne den Umweg über den frühern Aufenthaltsort Romeo's zu nehmen. In dieser Seestadt fand sich, der Verabredung gemäß, auch eine andere Schaar von Auswanderern ein, unter ihnen Sabel und Horster. Bis hierher war Romeo's Vater mitgereis't. Auf dem Verdecke des segelfertigen Schiffes, wenige Stunden vor dessen Abfahrt, legte der Greis die Hände Romeo's und Cäciliens zusammen, und gab seinen Kindern seinen geistlichen und väterlichen Segen. Die feierliche Handlung war tiefergreifend für alle Auswandernde.

Romeo gab seinem Vater einige Papiere an seinen Freund Gustav, mit dem er die alte Freundschaft auch durch persönlichen Umgang wieder erneuert hatte. Unter ihnen befand sich nachstehende Phantasie, mit welcher er Abschied von seiner Heimath — und mit welcher diese einfache Geschichte Abschied von dem geneigten Leser nimmt.

„Mein Vaterland! Lebe wohl, mein Vaterland! Heimathlicher Boden, wo ich spielte als Knabe, wo ich träumte als Jüngling, wo ich litt als Mann, lebe ewig wohl! ich werde dich nie wiedersehen!

Zürnest du? — Nein, du zürnest nicht. Mein Schmerz, meine Thränen sind Zeugen, wie sehr ich dich liebe. Ach! scheidend erkenne ich es ganz: ich liebte nur dich, und all' mein Streben wollte nur dich.

Du bist zerrissen, mein Vaterland, und meine Seele war es, wie du es noch bist; aber deine Leiden fühlest du nicht so, wie ich sie fühlte. Werde Eins, Eins! Am Missouri werd' ich mit dir jubeln; am Missouri werd' ich mit dir trauern! Was wird mich trösten, wenn du leidest? was wird mir fehlen, wenn ich vernehme, daß es dir wohlgeht?

Als ich noch ein Knabe war, träumt' ich Thor von großen Thaten und von dem Danke der Nachwelt. Jetzt gehe ich, ohne ein Denkmal meines Geistes, meiner Liebe zu hinterlassen. Mein Name ist meinem Volke unbekannt, und kein edles Werk zeugt, daß ich deiner werth war, mein Vaterland!

Ich scheide mit dem großen Schmerze, keinen Theil der großen Schuld dir entrichtet zu haben. In getheiltem, ungemessenen Streben verrauschte meiner goldenen Jugend reine, schöne Kraft, und die Blüthen meines Geistes erstarrte der Nord, zerstreute der Sturm.

O ihr deutschen Jünglinge, möge euere Liebe so rein, euere Begeisterung so glühend sein, als die meine: aber möchte euer Streben in einer freundlichern Laufbahn früher das Maß finden! Möchte der für Vaterland und Recht hochschlagende Busen nicht, im Rückblicke auf eine Jugendzeit voller Irrthümer und Leiden und voller Zwiespalt, mit Reue erfüllt werden! —

Aber habe ich denn aus diesem Jugendleben nicht das Beste mir gerettet? Und hat nicht das Glück sogar endlich mein Haupt umkränzt?

Weg denn die weichliche Klage! Bin ich auch nicht in Kindesreinheit und Kindesglück durch das Leben ge-

wandelt, so habe ich gelernt, gedacht, erfahren und versucht; so hat das Schicksal den nämlichen Geist mir gestählt; so krönt jetzt die Erfüllung meine besten Träume; und gewaltig, thatenlustig dehnt sich die Brust einer großen Zukunft entgegen.

Nein, mein Vaterland, ich verlasse dich nicht, indem ich von dir gehe. Ich bin des Wortes eingedenk, welchem der Bruder mir zurückließ, als er dahineilte zu dem Jünglingsheldentod: „Lebe du für das Vaterland.“ Am Missouri lebe ich für das Vaterland!

Wir tragen deutsche Bildung, deutschen Geist in die neue Welt! Wir gründen dem Vaterland in Amerika eine zweite Heimath! Wir erweitern es über den Ocean hinüber! Germania selbst wird, nach der Geburt einer herrlichen Tochter, jugendlicher emporblühen, und sich der steten Liebe und Dankbarkeit ihres Kindes erfreuen. Und sollte ihr einst die Stunde des Verhängnisses schlagen, so wird die Mutter in der Tochter noch fortleben, und Deutschland wird dann ganz in Amerika sein.

Ihr vielen Edlen weit und breit, die ihr euch, durch Ungunst des Schicksals oder durch eigene Schuld, des Lebens nimmer erfreut, kommet zu uns! Glaubet mir, wo die unbezwungene Natur mit wundervoller Pracht und dem Segen des Ueberflusses ein scherzendes Spiel treibt, da gedeiht in der Freiheit auch menschliches Dasein. Wie der Hellene einst sich in Hesperiens oder Sikelia's Küstenland in der Heimath fühlte, so findet der Deutsche am Missouri nun das deutsche Wort und das deutsche Herz.“

Wahrgenommene Druckfehler.

Erſtes Bändchen.

Seite IV. Zeile 1 von unten ſtatt möchte lies möchten.
„ VI. „ 2 „ oben „ wird l. finden.

Zweites Bändchen.

Seite 11 Zeile 9 v. u. ſt. Warlich l. Wahrlich.
„ 15 „ 15 „ o. „ ſeine l. ſeinen.
„ 16 „ 16 „ u. „ warlich l. wahrlich.
„ 17 „ 10 „ „ „ Manchen l. Manchem.
„ 45 „ 7 „ o. „ ſetzte l. ſetze.
„ 56 „ 10 „ „ „ iſt l. ich.
„ 62 „ 5 lösche ſie.
„ 63 „ 5 v. o. ſt. den l. dem.
„ 64 „ 1 „ „ „ in l. und.
„ 96 „ 3 „ „ lösche es.
„ 101 „ 11 v. u. ſt. dem — Alter l. den — Alten.
„ 115 „ 15 „ „ „ hört l. hörte.
— — „ 3 „ „ „ don l. den.
„ 142 „ 2 „ o. „ er l. ich.
„ 160 „ 7 „ „ „ ihren Verwandten l. ihrer Verwandte.
„ 161 ſt. Drittes Buch l. Viertes Buch.
„ 183 Zeile 7 v. u. ſt. zernichtet l. vernichtet.
„ 184 „ 12 „ o. „ die er l. deren er.
„ 194 „ 10 „ u. „ war l. ward.
„ 208 „ 10 „ o. „ als l. wie.
„ 231 „ 7 „ u. „ die Schranke, die l. Das Schranke, was.
„ 234 „ 5 „ „ „ dieſe l. dieſer.
„ 256 „ 12 „ „ „ in l. und.
„ 262 „ 5 „ o. vor umgiebt ſchalte Und ein.
„ 272 „ 14 v. u. ſt. in l. im.
„ 276 „ 12 „ „ lösche den Doppelpunkt.
„ 299 „ 6 v. o. ſt. nur l. nun.
„ 300 „ 3 „ u. „ Lebenswerken l. Lebenswerke.
„ 327 „ 9 „ o. „ im l. ich.

Drittes Bändchen.

Seite	12	Zeile	17	v. u. ſt. hocherhebt l. hoch erhebt.
„	32	„	15	„ o. lösche das Komma.
„	117	„	11	v. o. ſt. hervorſtellen l. hervorſtelle.
„	123	„	7	„ u. „ ſich um l. ſich nicht um.
„	125	„	12	„ „ „ Aber l. aber.
„	199	„	12	„ „ fehlt hinter geworden ein ".
—	—	„	13	„ „ lösche beide „.
„	218	„	2	v. o. ſt. ſeine l. ſeinen.
—	—	„	7	„ u. „ Philologe l. Philologie.
„	221	„	4	„ o. „ konnte l. kann.
„	230	„	1	„ „ „ mathemathiſch l. mathematiſch.
„	231	„	5	„ „ „ Bibliſche l. bibliſche.
„	235	„	6	„ u. „ unzähliche l. unzählige.
„	253	„	7	„ o. „ Lan dauf l. Land auf.
„	260	„	9	„ u. „ Salbarei l. Salbaderei.
„	264	„	9	„ o. lösche das man.
„	265	„	15	v. u. ſt. als in l. als es in.
„	272	„	1	„ o. „ blieben l. bleiben.
„	280	„	10	„ „ „ eines l. jenes.
„	311	„	8	„ „ „ den Menſchen l. dem Menſchen.
„	321	„	12	„ „ „ Auswandern l. auswandern.
„	323	„	3	„ „ „ einzelne l. einzelnen
„	334	„	7	„ u. „ einer l. eine.
—	—	„	14	„ „ „ hieraus l. heraus.
„	337	„	5	„ o. „ ihn alles l. ihm alles.
„	341	„	10	„ „ „ mir ihn durch l. mir ſie durch.

Das häufig verkehrt gedruckte du, dir u. ſ. w. iſt überall nur da mit einem großen Anfangsbuchſtaben zu leſen, wo es an den Empfänger des Briefes gerichtet iſt.